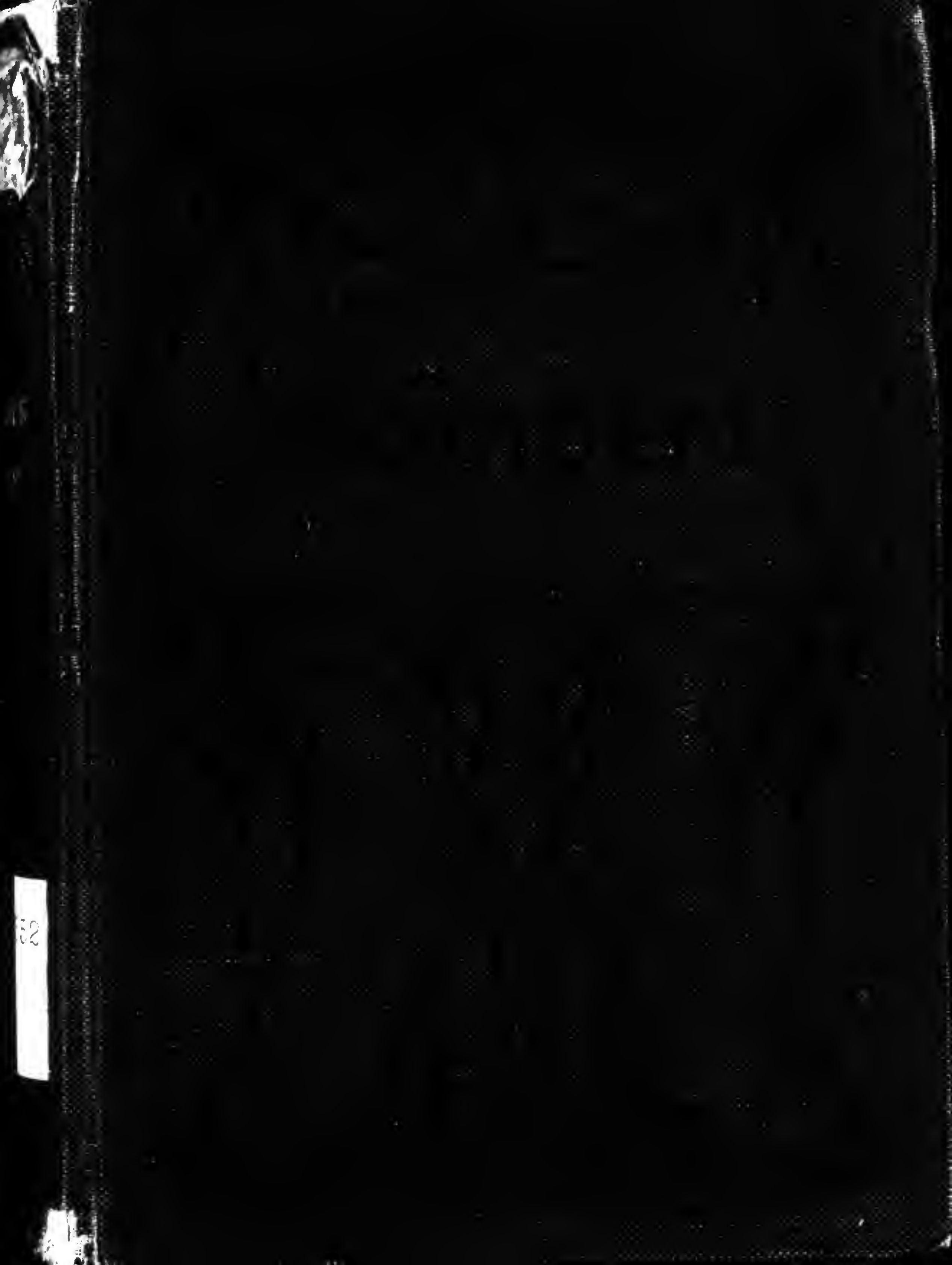


VII. Zwischen Ruinen. Roman. Zweiter Teil (14.—26. Kapitel).
VIII. Franzi und Heini. Geschichte zweier Wiener Kinder.
IX. Verstreute Geschichten.
X. Kleine Schriften.



5 Bde 12,–

INOIS

Komperts sämtliche Werke.

Inhaltsübersicht:



5 Bde 12,-


Ewald Scholz Nachfolger
Johannes Beelitz
Buch- und Kunsthandlung
Liegnitz
Ring, Theaterladen 3/4.



Leopold Komperts
sämtliche Werke

in zehn Bänden.

Mit sechs Bildnissen, zwei Abbildungen und einem Stammbuchblatt als Handschriftprobe,
sowie einer biographischen Einleitung

von

Dr. Stefan Hock.

Erster Band.

Inhalt: Einleitung. — Aus dem Ghetto.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.



Leopold Komperts
sämtliche Werke
in zehn Bänden.

Mit sechs Bildnissen, zwei Abbildungen und einem Stammbuchblatt als Handschriftprobe, sowie einer biographischen Einleitung

von

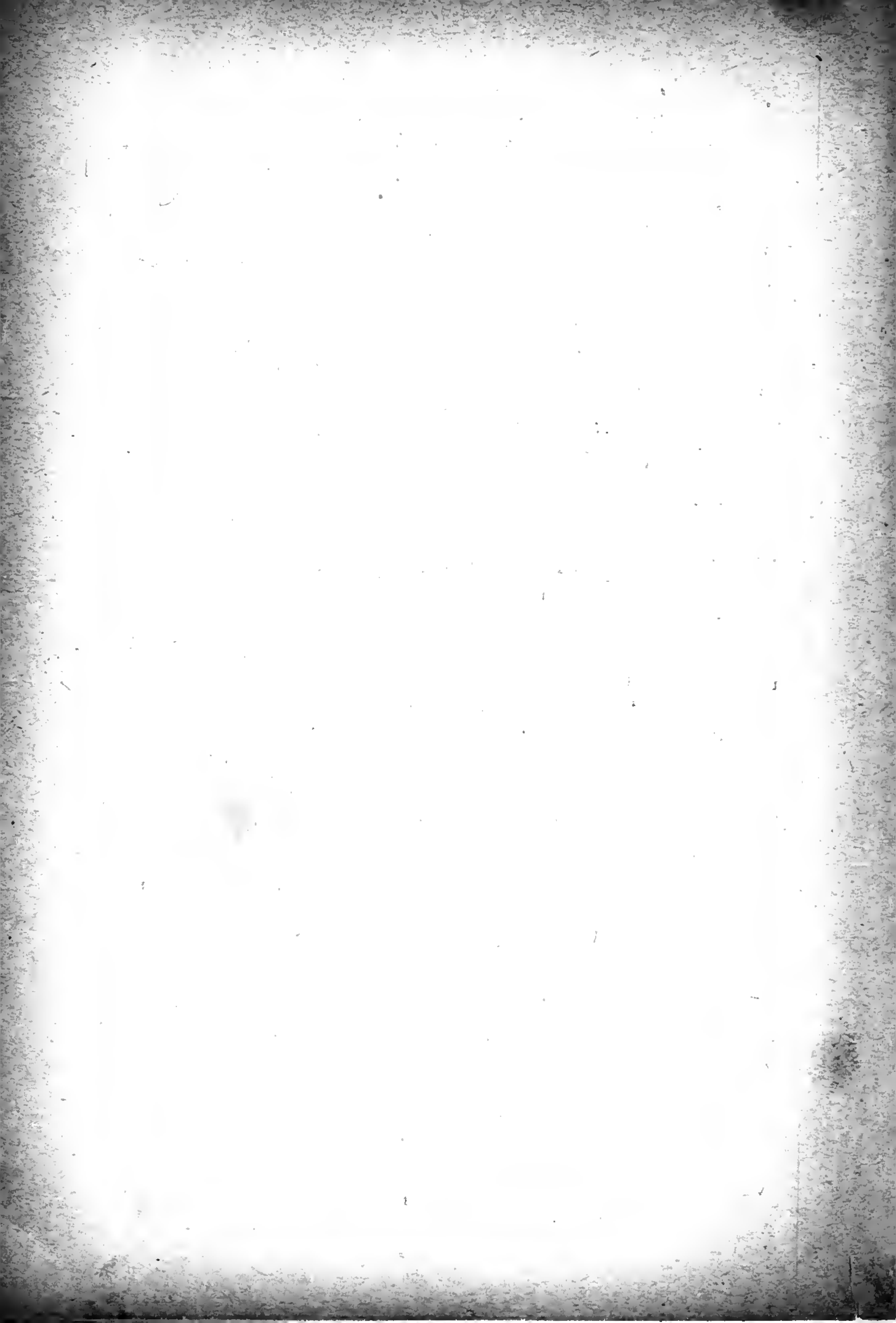
Dr. Stefan Hock.

Erster Band.

Inhalt: Einleitung. — Aus dem Ghetto.



Leipzig.
Max Hesses Verlag.



Inhalt.

Was mir bisher in Schilderung weiblicher Charaktere gelungen ist, kann ich stets auf eine Quelle zurückführen. Es war meine Mutter! Ein einfaches Anklingen des Gedankens an sie, ein minutenlanges Zurückleben in eine vergangene Zeit ihres Wesens führt mir neue weibliche Gestalten zu — und das ist gerade darum mein Rückwerk, Kraft aus einem großen Fond, ein Theilchen von dem Ganzen meiner Mutter! Ein so sinniges Wesen, als ich in Ihnen meine liebe Fräulein Ella erkannte, werden Sie begreifen, wenn ich sage: Meine Muse war meine Mutter!

Georg [illegible]

Einleitung.

I.

Leopold Kompert wurde am 15. Mai 1822 zu Münchengrätz in Böhmen geboren. Das Haus seiner Eltern stand in der „Gasse“. So hieß in den kleinen Städten Böhmens und Mährens das düstere und ungesunde Viertel, in dem allein sich die Juden ansiedeln durften. Von dem weitausgedehnten Hauptplatz führt eine lange Reihe kleiner, unansehnlicher Häuser in bequemen Windungen zum Flusse hinab, den Markt mit der billigsten Warenstraße verbindend. Voll dunkler Winkel und schmutziger Ecken machen die grauen und braunen Häuser mit ihren dicken, feuchten Mauern und kleinen Fenstern einen höchst unfreundlichen Eindruck. Der erste Anblick erweckt die Vorstellung tiefsten Elendes, zeigt die Gefahren, mit denen das nahe Wasser durch Überschwemmung und Verseuchung die dichte Bevölkerung stetig bedroht. Aber einen eigentümlichen Zug anheimelnder Romantik kann auch der flüchtige Beobachter nicht verkennen. Geschichte, die Geschichte des jüdischen Volkes im Exil, spricht aus diesen Häusern. Ängstlich zusammengedrängt harren sie der Verfolger, die die Außenseite der Wohnstätten nicht locken darf; düstere Winkel und Gänge dienen eiligem Verbergen, rascher Flucht. Im Innern aber, da macht sich unter dem sicheren Schutze des ärmlichen Äußern und des dämmrigen Lichtes eine stille Behaglichkeit, ein gewisser Luxus geltend, da glänzen die Heiligtümer dieses Volkes, das sein

ganzes Glück auf die Familie gesetzt hat. In der Enge dieses Beisammenlebens, ohne große gemeinsame Interessen ausschließlich dem täglichen Erwerbe zugewandt, mußte jener Kastengeist unter den Bewohnern groß werden, der sie in schöner Solidarität gegen außen einte und zu wechselseitiger Hilfsbereitschaft erzog, der aber auch das Leben des einzelnen der hämischen Kritik jedes Nachbars und dem unnachsichtigen Urteil der Gesamtheit unterwarf. Immerhin herrschte in den Ghetti der Sudetenländer ein milderer, versöhnlicherer Geist als in den Judenstädten des polnischen und russischen Ostens. In steter und nicht immer unfreundlicher Berührung mit der nichtjüdischen Bevölkerung, die ihre Fühler in Gestalt armer Handwerker und Tagelöhner bis in die „Gasse“ ausstreckte, hatten die böhmischen Juden im Laufe der Jahrhunderte reichlicher von der Kultur des Westens empfangen als ihre Glaubensgenossen in den übrigen slawischen Ländern. Von den deutschen Herren gleichmäßig gedrückt, lebten sie mit den tschechischen Bauern und Handwerkern in einer gewissen Vertraulichkeit, der es wenig Abbruch tat, daß der Christ das Ahasverus-Volk, der Jude den unwissenden und bildungsscheuen „Goi“ im stillen verachtete. Weniger gegen die Außenwelt abgeschlossen als die polnischen Juden waren sie auch weniger fremd der Vergangenheit des Landes gegenüber, in dem sie lebten. Oft durch Jahrhunderte in einem Orte ansässig und angesehen, hatten sie sich ein gewisses Heimatsgefühl erworben, hegten sie eine Art Patrizierstolz, der sie ihren christlichen Landsleuten innerlich näher brachte als manchem herd- und geschlechtlosen Glaubensgenossen aus fernem Land.

Leopold Komperts Vater entstammte einer solchen jüdischen Patrizierfamilie. Seit Generationen in Münchengrätz heimisch, hat sie schon im 18. Jahrhundert eine markante Persönlichkeit aufzuweisen, den Urgroßvater unseres Dichters. Ein düsterer, verschlossener Mann mit poetischer Begabung,

der seinen Stolz aber nicht in die hebräischen Hymnen setzte, die seiner Feder entstammten, sondern in seine tiefen Kenntnisse auf dem Gebiete der Alchimie und Astrologie. Sie brachten ihn in Beziehungen zu dem Gutsherrn von Münchengrätz, einem Grafen Waldstein, auf den die mystischen Neigungen des großen Ahnherrn übergegangen waren, und der Graf



Komperts Geburtshaus.

erbaute dem Juden das bescheidene Häuschen, in dem unser Leopold geboren wurde. Der zahlreichen Familie wurden Haus und Vermögen bald zu klein, kaum erwachsen, mußten die Knaben in die Welt. Streng erzogen und früh im Lebenskampf gestählt, kehrten sie heim als Menschen voll Tatkraft und Ausdauer, aber ernst bis zur Herbheit und still bis zur Verschlossenheit. So auch Leopold Komperts

ganzes Glück auf die Familie gesetzt hat. In der Enge dieses Beisammenlebens, ohne große gemeinsame Interessen ausschließlich dem täglichen Erwerbe zugewandt, mußte jener Kastengeist unter den Bewohnern groß werden, der sie in schöner Solidarität gegen außen einte und zu wechselseitiger Hilfsbereitschaft erzog, der aber auch das Leben des einzelnen der hämischen Kritik jedes Nachbars und dem unnachsichtigen Urteil der Gesamtheit unterwarf. Immerhin herrschte in den Ghetti der Sudetenländer ein milderer, versöhnlicherer Geist als in den Judenstädten des polnischen und russischen Ostens. In steter und nicht immer unfreundlicher Berührung mit der nichtjüdischen Bevölkerung, die ihre Fühler in Gestalt armer Handwerker und Tagelöhner bis in die „Gasse“ ausstreckte, hatten die böhmischen Juden im Laufe der Jahrhunderte reichlicher von der Kultur des Westens empfangen als ihre Glaubensgenossen in den übrigen slawischen Ländern. Von den deutschen Herren gleichmäßig gedrückt, lebten sie mit den tschechischen Bauern und Handwerkern in einer gewissen Vertraulichkeit, der es wenig Abbruch tat, daß der Christ das Ahasverus-Volk, der Jude den unwissenden und bildungsscheuen „Goi“ im stillen verachtete. Weniger gegen die Außenwelt abgeschlossen als die polnischen Juden waren sie auch weniger fremd der Vergangenheit des Landes gegenüber, in dem sie lebten. Oft durch Jahrhunderte in einem Orte ansässig und angesehen, hatten sie sich ein gewisses Heimatsgefühl erworben, hegten sie eine Art Patrizierstolz, der sie ihren christlichen Landsleuten innerlich näher brachte als manchem herd- und geschlechtlosen Glaubensgenossen aus fernem Land.

Leopold Komperts Vater entstammte einer solchen jüdischen Patrizierfamilie. Seit Generationen in Münchengrätz heimisch, hat sie schon im 18. Jahrhundert eine markante Persönlichkeit aufzuweisen, den Urgroßvater unseres Dichters. Ein düsterer, verschlossener Mann mit poetischer Begabung,

der seinen Stolz aber nicht in die hebräischen Hymnen setzte, die seiner Feder entstammten, sondern in seine tiefen Kenntnisse auf dem Gebiete der Alchimie und Astrologie. Sie brachten ihn in Beziehungen zu dem Gutsherrn von Münchengrätz, einem Grafen Waldstein, auf den die mystischen Neigungen des großen Ahnherrn übergegangen waren, und der Graf



Komperts Geburtshaus.

erbaute dem Juden das bescheidene Häuschen, in dem unser Leopold geboren wurde. Der zahlreichen Familie wurden Haus und Vermögen bald zu klein, kaum erwachsen, mußten die Knaben in die Welt. Streng erzogen und früh im Lebenskampf gestählt, kehrten sie heim als Menschen voll Tatkraft und Ausdauer, aber ernst bis zur Herbheit und still bis zur Verschlossenheit. So auch Leopold Komperts

Vater. Mit dreizehn Jahren war er ausgezogen, nach sechs Jahren mit einem kleinen Vermögen heimgekehrt, das sich durch emsigen Fleiß rasch vermehrte. Bald war er ein wohlhabender Wollhändler und der geachtete Pächter der Münchengrätzer Straßenmaut.

Kurz nach seiner Rückkehr hatte er geheiratet. Besteht die Familie unseres Dichters väterlicherseits aus einer Reihe von strebsamen, einfachen Kaufleuten, in deren Adern das Blut des düsteren Urahns zu schlafen scheint, so klingt und singt es aus dem Stammbaum der Mutter von Poesie und Liebe. Ein junger Rabbiner wird nach Münchengrätz berufen; er hüllt sich in das Gewand eines Bettlers, um die Gemeinde vorher kennen zu lernen. Er verliebt sich in die Tochter eines armen Hausierers und heiratet sie. Das war Komperts Großvater. Den jugendlichen Sprudelkopf konnte der Beruf des Seelsorgers nicht ausfüllen; andere Ämter, neue Verpflichtungen lud er sich auf, alles mögliche begann er, vieles brachte er erfreulich zustande. So war er endlich Rabbiner, Lehrer, Vorbeter, Schächter in einer Person. Er bedurfte nur selten der Hilfe eines Handwerkers; was irgend anging, besorgte er selbst. Er sang nicht nur, er spielte auch Violine. Und er war stolz auf seine Fähigkeiten; hatte er sich doch den Namen „Künstler" beigelegt, als die Juden Familiennamen wählen mußten. Scharfe Beobachtung, sicheres Urteil, vornehme Gesinnung machten ihn zum vielbefragten Berater und Schiedsrichter seiner Gemeinde. Aber sein Auge richtete sich auch auf die Schönheiten der Natur, die den Juden so lange verschlossen blieben, und lernte in die Ferne schauen, menschlichen Kram gering schätzen, aber die Menschen duldend und liebevoll betrachten. Seine Tochter war eine weiche, tiefe Natur mit einem stillen Zärtlichkeitsbedürfnis, die der Lärm des Alltags betäubte und ängstlich machte deren empfänglicher Geist in den halbverstandenen Versen der deutschen Klassiker ebenso schwelgte

wie in den poetischen Formen und Formeln ihres ererbten Glaubens.

Leopold wuchs mit drei Geschwistern heran als der ausgesprochene Liebling der Mutter. Ein kränkliches Kind mit reichem Innenleben, das erstaunt in die fremde Welt voll Hastens und Jagens blickte, um wieder heimzukehren in die stille Ecke und da zu träumen. Dem Vater war dieses unpraktische Wesen nicht recht, und es gab manches harte Wort. Aber die Mutter trat für ihr Sorgenkind ein und tröstete und hätschelte es. Ein widerstandsfähiger Charakter konnte da nicht entstehen, aber eine treibende und blühende Phantasie, die an der Mutter eine Genossin und Helferin fand. Mutter und Sohn saßen mit glühenden Wangen über ihren Büchern, über Schiller und Richardson und vor allem über dem „Don Quixote", und aus den abgegriffenen Blättern stieg ein buntes, glänzendes Leben auf und vergoldete die düstere Wohnung. So bauten sich die beiden eine eigene Welt, die so ganz anders war als die häßliche und schreiende Welt der „Gasse", die sie beide nicht verstanden.

Aber Leopold sollte auch diese kennen und lieben lernen. Und dazu half der Großvater. In den Dörfern rings um Münchengrätz hausten zerstreut „Dorfjuden" und „Randare", wie der Jargon die Arendatoren oder Branntweinpächter benennt, behäbige, selbstbewußte Männer, denen der stete Verkehr mit den Bauern und die Entfernung von ihren Glaubensgenossen manche Eigenheit bäurischen und christlichen Wesens erworben hatten. Zu diesen Randaren nun mußte Großvater Künstler über Land, um dort nach den religiösen Vorschriften zu schlachten. Leopold war bald sein regelmäßiger Begleiter. Da gewann er einmal Einblick in das angeregte Leben dieser ländlichen Pächter, in die arbeitsfrohe Welt der Bauern, dann aber wurde er auf diesen Gängen in die Geschichte der „Gasse" eingeweiht. Der einsame Knabe hatte sich nie mit Altersgenossen herumgetrieben und in fremde

Häuser geguckt. Nun hob ihm der Großvater alle Dächer ab, und er lernte das Streben und Sorgen, die Leiden und Freuden der Nachbarn kennen. Lernte sie kennen durch den weisen Mund des Alten, der dem leicht erregbaren Knaben das Häßliche und Böse sorgsam verhüllte, der ihn Duldung lehrte und Milde und Liebe: „Nicht sollst du wissen, was man alles tun darf!“

Leopold hatte Sehen und Hören gelernt. Und bald übte er es am besten Orte. In jeder jüdischen Gemeinde besteht eine Schlafstube für die durchziehenden „Schnorrer“, welche diese Bettler über den Sabbat und die Feiertage beherbergt. In Münchengrätz stieß sie an des Rabbiners Wohnung, und oft und öfter ging der Knabe in diese Herberge und betrachtete scheu und neugierig die abenteuerlichen Gestalten, die sich hier zusammenfanden. Nicht lange, und er war ein wohlbekannter und wohlgelittener Besuch, und nun tat sich ihm eine neue, fremde Welt auf. Nicht von Rittern und Königen und schönen Damen wußten die armen Bettler zu erzählen, aber von fernen Gegenden, wo kein Berg und kein Hügel sich erhebt, kein Baum und kein Strauch Schatten spendet, wo der breite Fluß träg und lautlos seine braunen Fluten durch Sumpf und Schilf wälzt, wo das Auge meilenweit hinschweift über Heide und Sand. Und dann hörte er von dem Elend, dem Jammer des wandernden Juden und dann wieder von der Herrlichkeit des heiligen Jerusalem und von der Ankunft des Messias, der sie wieder einführen würde, alle, alle, zu neuem und ewigem Glück in das gelobte Land.

Leopolds Vater sah all diesem Leben und Treiben mit stiller Mißbilligung zu. Wie sollte in den Händen dieses kleinen Phantasten einst der Wollhandel weitergedeihen, der dem Namen Kompert bei den reichen Tuchhändlern in Reichenberg so guten Klang verschafft hatte? Er beschied sich endlich mit dem Gedanken, dem älteren Sohne Moritz das Geschäft

zu übertragen und Leopold studieren zu lassen. Aber die Mutter drang so lange in ihn, bis er beide Söhne im September 1832 an das Gymnasium in Jungbunzlau schickte.

II.

Der blasse, schüchterne Junge stand nun allein in der großen, fremden Welt. Eine ungeheure Sehnsucht erfaßte ihn nach der Heimat, die so nahe lag und so unerreichbar weit. So oft er konnte, lief er die halbe Stunde nach Kosmanos, von wo er Münchengrätz unten am Flusse erblicken konnte. Dann ging er traurig zu seinem Herbergsvater zurück.

Das Jungbunzlauer Gymnasium wurde, wie die meisten in Österreich, von dem Piaristenorden geleitet. Die humanistischen Fächer beherrschten den Lehrplan fast ausschließlich, die Lehrmethode war sehr einfach: die Schüler hatten auswendig zu lernen und wieder auswendig zu lernen. Indes wurde in den klassischen Sprachen wirklich viel geleistet, besonders in Latein, das die Lehrer gleich ihrer Muttersprache geläufig handhabten. Das Verhältnis zu den Schülern war ein wahrhaft patriarchalisches, kaum daß der eine oder der andere Lehrer hie und da eine harmlose, konfessionelle Bemerkung über einen der jüdischen Zöglinge machte. Schlimmer ging es diesen bei ihren christlichen Kollegen, von denen sie manchen Spott und manches Schimpfwort zu erfahren hatten. Nun wurde es dem kleinen Leopold zum ersten Male klar, daß das Judentum auch in anderem Lichte erscheinen könne, als ihm daheim bei den Seinen. Sein jüdischer Glaube, das war ihm ein frohes Erwarten des bräutlichen Sabbat, das war ihm süßer Bratenduft und weißes Linnen und heller Lampenschein gewesen, der fromme Segen des Vaters und der laute Singsang in der Synagoge, ein felsenfestes Vertrauen auf den Herrn da droben, der sein Volk Israel ausgewählt und begnadigt, der es beglücken werde und wieder setzen über alle Völker. Sein jüdischer Glaube: jetzt ward er zur Schranke,

die ihn von Lehrern und Schülern trennte, jetzt klang das Wort wie ein Schimpf, das ihm bislang als Ehrenname erschienen, nun erst wußte er es, wie schwer es ist, ein Jude zu sein. Auch in ihm mochten da Stunden kommen, wo er verzweifelte, wo er bereit war, diesen Glauben hinter sich zu werfen, einzugehen in die größere Gemeinde jener Freien, die er beneidete. Er tat es nicht. Die ehrwürdige Gestalt des Großvaters, das Bild der frommen Mutter erschienen dem haltlosen Knaben als gütige Tröster und führten ihn zu seinem Kinderglauben zurück. Er floh den Weg zur Dogmenfreiheit, den sein teuerster Schulfreund für immer beschritt. Das war Moritz Hartmann.

Kameraden fügten dem kleinen Zärtling das erste Leid zu, Kameraden gaben ihm das höchste Glück des Knaben: das Glück erster Herzensfreundschaft. Unter den wenigen aber, denen er sich in Liebe anschloß, war einer, dem sein ganzes Herz gehörte. Moritz Hartmann war ein halbes Jahr älter als Kompert, bei seiner festeren, männlicheren Art aber dem Jüngeren weit voraus. Zunächst hatte er es dem kleinen, schüchternen Leopold durch den Zauber angetan, der ihm bis an seinen frühen Tod alle Herzen gewann: durch den Zauber der äußeren Erscheinung. Dann aber bot er dem Knaben Ersatz für die ferne Mutter. Wie einst daheim, so saß auch hier Kompert selbander über Büchern und las und las. Aber nun waren es historische Studien, die ihn und seinen Gefährten fesselten, vor allem die vaterländische Geschichte und Sage, auf die sie ein verehrter Lehrer, P. Conrad Böhm, hingewiesen hatte. Die Gestalten Primislaus' und der Libussa, Ziskas und Hus' erschienen da vor ihren Augen im Lichte romantischer Poesie, ohne daß diese tschechischen Helden ihrem deutschen Empfinden Abbruch taten. Mit Feuereifer verschlangen sie die deutsche Literatur, soweit sie in das stille Isertal gedrungen war, Klopstocks Oden, Höltys Elegien, Matthissons süßliche Gedichte. Von neuen Dichtungen lernten

sie nur eine kennen, die ihnen P. Conradus heimlich mitteilte, Anastasius Grüns „Spaziergänge eines Wiener Poeten“. Das schulmäßige Studium litt nicht allzusehr unter diesen Beschäftigungen. Komperts Sprachentalent kam ihm in den Hauptgegenständen zustatten, und daß der verträumte Junge in der Mathematik nicht recht vorwärts kam, wurde leicht verziehen. Das Studium der Geschichte aber, unter P. Böhms begeisternder Leitung, nahm sein ganzes Interesse in Anspruch und gab seiner Phantasie neue und reichere Nahrung.

So schön es in Jungbunzlau mit der Zeit geworden war, am schönsten war doch der Tag der feierlichen Prämienverteilung, dem die Heimkehr folgte. Was waren das jedesmal für herrliche Ferien! Wenn da im September 1833 die Kaiser von Rußland und Österreich und der König von Preußen in Münchengrätz zusammenkamen und rauschende höfische Feste mit glänzenden militärischen Revuen abwechselten, wenn Kaiser Franz in der Mautstube des Vaters kurzen Aufenthalt nahm und sich dann gar nach dem Befinden des Großvaters erkundigen ließ! Doch auch in stilleren Jahren, wenn Leopold der Heimkehr froh an dem Herzen der Mutter lag, wenn er seine lieben „Schnorrer“ wiedersah und den wohlbekannten Erzählungen des Großvaters lauschte! Eines Tages aber, im September 1835, da ging er wieder mit dem Großvater über Land; am nächsten Morgen war der beste Freund seiner Kindheit tot. Dieser Tod löste ihm die Zunge; er dichtete.

Schon vorher hatte er sich in Versen versucht, ohne daß sein Herz stark dabei beteiligt war. Einmal hatte Moritz Hartmann eine riesige Birne geschenkt bekommen und sie zwei Stunden weit im glühendsten Sonnenbrande dem Freunde zugetragen; „nur an einer Stelle hatte er ein weniges hineingebissen.“ Da hatte ihm Kompert ein Danklied geweiht. Noch öfter mag er ähnlich tändelnd gedichtet haben. Nun aber sang er eine „Elegie“ im Stile Klopstocks, in die er all seinen

Schmerz um den geliebten Großvater hineinlegte. Im Wetteifer mit Hartmann wurden nun Verse produziert, vorgelesen, beurteilt. Die böhmische Geschichte bot den Stoff, und vor allem waren es die Hussitenkriege, die die Knaben begeisterten. So erlangten die beiden bald soviel Fertigkeit im Verseschmieden, daß der Professor der „Poesie“ bei einer metrischen Übung ihre Gedichte als Plagiate aus Hölty oder Matthisson bezeichnete. In diesen Jahren der Gärung erschien in dem Städtchen ein abenteuerlicher Gast.

Isidor Heller war ein gebürtiger Jungbunzlauer, der als Freidenker den altgläubigen Juden seiner Heimat entfloh, nach tollen Wanderungen durch Deutschland und Frankreich müde und enttäuscht in seine Vaterstadt zurückkehrte. Eine glänzende, aber flackernde Begabung, ein unsteter, unzuverlässiger Charakter, wußte er die jungen Leute rasch anzuziehen, freilich nur für kurze Zeit. Das genügte aber. Der Zwanzigjährige, Weitgereiste imponierte den Weltfremden, und wieder hatte unser Leopold zu lauschen und zu horchen. Wieder öffnete sich ihm eine neue Welt, die Welt des Westens und vor allem die Welt der neuen, revolutionären Poesie. Von Klopstock und Hölty zu Heine und Lenau! Der Sprung war zu groß, als daß er nicht die Entwickelung des Knaben hätte schädlich beeinflussen sollen. Maß und Stilgefühl konnte er bei seinen neuen Götzen nicht lernen.

Die idealistischen Anschauungen des 18. Jahrhunderts wichen nun den materialistischen der Jungdeutschen. Und auch im Leben schwand der romantische Schleier. Die Vermögensverhältnisse der Familie hatten sich verschlechtert. Komperts Vater wurde in den Bankerott einiger Tuchmacherfirmen mit hineingezogen, die Zahlungen blieben aus. Sein strenger Biedersinn hieß ihn seine eigenen Verbindlichkeiten genau erfüllen. Kummer und Sorge zog in das einst so behagliche Haus ein. Nur schwer konnte es die Mutter durchsetzen, daß die Söhne weiterstudieren durften. Der Vater

erkrankte und genas langsam. So fand Leopold die Seinen, als er im Juli 1836 heimkehrte. „In einer Nacht," erzählte er seinem Biographen Neustadt, „wurde ich aus dem Schlafe durch einen Vorgang aufgeweckt, der mir noch jetzt mit allen Schauern des frisch Erlebten in der Erinnerung ist. Aus dem Zimmer, wo die Eltern schliefen, vernahm ich Schmerzenstöne so eigener Art, daß mir das Blut in den Adern gerann, dazwischen die sanfte, zusprechende Stimme meiner guten Mutter. Was war es? Dem Vater, durch das beständige Nachdenken, wie er seinen erschütterten Vermögensumständen wieder aufhelfen und für die Zukunft der Seinen besser Sorge tragen könnte, in einer beständigen Aufgeregtheit, mußte in dieser Nacht der schwarze Geist der Sorge zu Kopfe gestiegen sein, daß er für einige Momente für geistesabwesend gelten konnte. Er war aus dem Bette gesprungen und ging heftig gestikulierend im Zimmer auf und ab, während ihn die Mutter zu beschwichtigen suchte. So entsetzt ich war, so begriff ich doch, daß ich auch meinerseits zur Beruhigung des kranken Vaters beitragen mußte. ‚Was sorgt Ihr um uns?' sagte ich. ‚Ich und mein Bruder sind alt genug, um für uns selbst sorgen zu können. Ich gehe nach Prag, dort werde ich mich weiter fortbringen, von nun an nehme ich gar nichts mehr von Euch.' Ich hatte die Genugtuung, daß der Vater, von diesen kindlichen Worten ergriffen, ruhiger wurde."

Durch den dunklen Brandeiser Wald ging die Reise nach Prag, wo das letzte Jahr des Gymnasiums absolviert werden sollte.

III.

Die Cholera wütete in Prag, als der vierzehnjährige Knabe dort eintraf. Unbekümmert um die furchtbare Seuche, unbekümmert auch um die farbenreiche Pracht der Krönung Kaiser Ferdinands zum König von Böhmen, suchte Kompert in den winkligen Gassen der Judenstadt ein ärmliches

Quartier und dann einige Lektionen, die sein kärgliches Leben fristen sollten. Die bitterste Not ward sein Bettgenoß, und doppelt schwer empfand der zärtlich erzogene und vielfach verwöhnte Junge das Niederdrückende der gemeinen Sorge ums tägliche Brot. Er war nicht stark genug, sie ohne Schaden zu ertragen. Der Träumer ward ein Grübler, tatlos und ratlos legte er die Hände in den Schoß und starrte tränenmüden Auges in die schwarze Zukunft. Er war ganz einsam. Er war es nicht gewöhnt, sich bemitleiden zu lassen, niemand sollte von seinem Elend erfahren; er zog sich von allen Kollegen und Freunden zurück und ergab sich still seinem Gram. Für die Schule konnte da weder Fleiß noch Aufmerksamkeit erübrigt werden. Er absolvierte die letzte Klasse des Gymnasiums als einer der Schlechtesten. Als die Eltern, denen er seine Leiden verschwiegen hatte, seine Rückschritte tadelten, verstummte er ganz. Monatelang erhielten sie keine Nachricht. In den Ferien ging er nicht nach Hause. Ob da nicht die Mutter sich eines Tages aufmachte, ihren verlorenen Sohn in Prag zu suchen? Ob er ihr nicht da sein Leid gestand und den innigen Wunsch, in Wien sein Glück zu versuchen? Jedenfalls finden wir Kompert, nachdem er unter ähnlichen Entbehrungen auch das erste Jahr „Philosophie" an der Prager Universität absolviert hatte, im September 1838 in seiner Heimat wieder, um von da nach Wien zu gehen. Die Mutter trat wieder für die Wünsche des Sohnes ein und gab die Entscheidung, so schwer ihr der Abschied fiel. Hand in Hand gingen die beiden die Straße entlang bis zur Wegscheide — es war das letzte Wiedersehen.

Die Prager Jahre hatten die geistige Entwickelung Komperts wenig gefördert. Wohl hatte er hier Gelegenheit, die moderne Literatur, etwa auch das Theater, kennen zu lernen; wohl gab die große, altertümliche Stadt täglich und stündlich Anregungen aller Art. Aber sie zu verarbeiten, dazu war der durch Hunger und Plage geschwächte Jüngling

nicht stark genug. Seine weiche, empfindsame Natur litt unsäglich unter dem aufreibenden Kampfe um die nackte Existenz; er war nicht elastisch genug, sich nach jedem Schlage zu erheben. So legte diese traurige Zeit nur den Grund zu der Melancholie und Hypochondrie, die ihn selbst in späten Jahren oft befiel, und noch dem Manne trat in den Straßen des goldenen Prag das Gespenst des bleichen Knaben entgegen. —

Schulzes „Bezauberte Rose“ in der Tasche, hochfliegende Pläne im Kopfe, Frohmut und Hoffnung im Herzen, so wanderte Kompert zu Fuß von Münchengrätz nach Wien. In der heiteren, lärmenden Kaiserstadt wurde es ihm leichter als in dem trüben, ernsten Prag. Zudem war er zwei Jahre älter geworden und besser imstande, die Not zu ertragen, mit der er anfangs auch hier zu kämpfen hatte. Aber er fand in der größeren Stadt doch leichter Lektionen, und nach einem halben Jahre sogar eine feste Anstellung als Hauslehrer bei einem wohlhabenden Kaufmanne. Nun waren die kleinlichen Sorgen verschwunden, er hatte wieder ein freundliches Heim; aber auch viel und harte Arbeit. Er sollte fünf Knaben unterrichten und erziehen, von denen der älteste wenig jünger war als er selbst. Schon jetzt zeigte sich seine hervorragende pädagogische Begabung. Eine tiefe Liebe zu Kindern, die seiner weichen, weiblichen Natur entsprang, half ihm den Weg zu ihren Herzen finden und ersetzte, was ihm an Erfahrung und Wissen noch abging. Und da der Beruf des Lehrers seiner Neigung durchaus entsprach, so fühlte er sich glücklich und achtete es gering, daß seine Universitätsstudien nicht rascher gefördert wurden als in Prag. In dem Behagen der neuen Häuslichkeit strömte nun reichlich der lang verschlossene Quell der Dichtung. Reichlich, aber nicht lauter. Der in den Jahren der bittersten Not geschwiegen hatte, forcierte nun seine Produktionskraft. Kaum zur Erkenntnis seines dichte-

rischen Berufes gelangt, wollte er nun die Poesie kommandieren, vor der Blüte ernten. Unzählige Gedichte, Novellen, Skizzen brachte seine flinke Feder zustande, die alle den Mangel eines inneren Erlebnisses verraten. Die Stimmung ist erzwungen, der Ton falsch, der Stil schwülstig, der Inhalt unwahr. Überall schlägt das Angelesene hervor; von Jean Paul und E. T. A. Hoffmann bis zu den Revolutionspoeten, alle wirken auf ihn ein. Die übelsten Unarten Heines und seiner Nachfolger werden nachgeahmt, eine gezierte Geistreichelei macht sich breit, schiefe Gleichnisse und nicht geschaute Bilder werden gehäuft. Mit besonderer Vorliebe wird die Handlung der Novellen in die vornehmen Gesellschaftskreise verlegt, die der Autor nicht kennt und durchaus schablonenhaft schildert. Die Menschen aus den untern Ständen, die die edlen Kontrastfiguren bilden, pendeln von fader Sentimentalität zu heroischer Lebensverachtung und leben von der Phrase. Der Stil ist ungepflegt, die Sprache oft ungebildet und roh. Kompert hat diese traurigen Produkte einer bösen Zeit selbst bald preisgegeben und zum größten Teil vernichtet. Um sich von diesem schriftstellerischen Niveau zu erheben, bedurfte er eines gewaltsamen Umsturzes seiner Verhältnisse. Und der trat ein.

Seit Nikolaus Lenau die Herrlichkeiten der ungarischen Heide dem deutschen Volke erschlossen und Karl Beck ihm darin gefolgt, bis zu jenem Oktober 1849, in dem Heinrich Heine sang:

> Wenn ich den Namen „Ungarn“ höre,
> Wird mir das deutsche Wams zu enge —

haben sich Hunderte und Hunderte von jungen Deutschen nach jenem „romantischen Lande“ gesehnt, in dem die Freiheit wohnt, der Wein glüht und die Geige schluchzt und jubelt. Leopold Kompert hatte schon als Knabe aus dem Munde seiner jüdischen Bettler von dem Märchenlande der ungarischen Steppe vernommen und sich an den Schilderungen

ihrer seltsamen Schönheit berauscht. Nun las er im Juli 1840 in der „Wiener Zeitschrift“ Stifters „Heidedorf“. Sein Entschluß war gefaßt; er mußte hinunter nach Ungarn. Er dachte dort ein einfaches Naturvolk zu finden, wie er es mit Rousseau ersehnte, er hoffte, ein Feld zu finden für irgendwelche Tätigkeit, zu der es ihn drängte, und vor allem: Stoff zu neuen Träumen, zu neuen Dichtungen. Er gab seine Stelle auf und fuhr donauabwärts.

In Pest duldete es ihn nicht lange; er zog weiter hinab in die große ungarische Tiefebene. Da führte er nun ein Leben nach seiner Lust. Ziel- und planlos wanderte er von Dorf zu Dorf, von Pfarrhof zu Pfarrhof, von Tscharda zu Tscharda. Da durfte er tiefe Blicke tun in Leben und Wesen des magyarischen Volkes, von Pfarrer und Gutsherrn bis zu Roßhirt und Räuber und zu dem ausgestoßenen Sklaven dieses Volkes, dem Zigeuner. In Szegedin blieb er drei Monate, und hier hatte der Achtzehnjährige sein erstes Herzenserlebnis. Ein Brief seiner Mutter bewahrte ihn vor einem übereilten Schritte, rief ihn aus dem poetischen Nichtstun in bürgerliche Verhältnisse und zur Arbeit zurück. Auf der Heimkehr nach Wien, wo die Studien beendigt werden sollten, kam Kompert im Winter 1840/41 bis Preßburg, — seine Barschaft war erschöpft. Einige Aufsätze, die er in Szegedin geschrieben hatte, sollten ihm das Reisegeld nach Wien verschaffen. Sie halfen ihm zur Bekanntschaft eines Mannes, der ihn in Preßburg festhielt und ihn zum Schriftsteller machte.

Adolf Neustadt, ein gebürtiger Prager, war vor Konflikten mit der österreichischen Polizei, in die ihn seine rücksichtslose publizistische Tätigkeit gebracht hatte, nach Ungarn geflohen und hatte die Leitung der „Preßburger Zeitung“ und ihres belletristischen Beiblattes „Pannonia“ übernommen. Der begabte und rührige Journalist verstand es, diese deutsche Zeitung zu einem politisch und literarisch höchst bedeutsamen

Organe zu gestalten und einen Kreis tüchtiger Mitarbeiter um sich zu versammeln. Er erkannte sofort das Talent des jungen Studenten, veröffentlichte seine Aufsätze, regte ihn zu neuer Produktion an, schulte ihn journalistisch, indem er ihm Bücher zur Besprechung übergab oder ihn als Theaterkritiker verwendete. Ja, er half seinem Schützling sogar vor das strengere Forum des Wiener Publikums. Als Ludwig August Frankl, der Herausgeber der „Sonntagsblätter", zu Besuch in Preßburg weilte, da stellte ihm Neustadt den jungen Mann vor, der sich bald in dieser bedeutendsten unter den Wiener belletristischen Zeitschriften gedruckt sah.

Außerordentlich ist der Fortschritt, den Kompert in kürzester Zeit gemacht hat. Wohl sind auch unter diesen Preßburger Erzeugnissen Novellen voll erlogener Sentimentalität und phantastischer Erfindung. Aber die große Masse der gedruckten und ungedruckten, vollendeten und fragmentarischen Schriften aus dieser Zeit hat einen ganz andern Charakter. Kompert hat darauf verzichtet, Dinge darzustellen, die er nie gesehen, nie empfunden hat; er hat nun etwas zu erzählen, und tut dies, so gut er es kann. Anfangs geht es freilich nicht ohne künstliches Aufputzen seiner Erlebnisse, ohne geistreiche Reflexionen und schale Witze. Aber bald zwingt ihn die Fülle des Gesehenen zur Einfachheit, und nun wird auch seine Sprache freier, korrekter, sein Stil einheitlicher, sicherer. Ganz vortrefflich versteht er es schon, die Stimmung einer Landschaft wiederzugeben, und mit besonderem Geschick weiß er scharf beobachtete Eigenheiten des Volkes oder einzelner Stände lebendig zu machen. Auch hier ist er natürlich nicht immer selbständig. Schon der leichte Plauderton mit eingestreuten lyrischen Partien weist auf das Vorbild der jungdeutschen Reisebilder, denen die vorüberhuschenden Silhouetten weiblicher Reisenden entstammen, die so schlecht in das Milieu passen. Lenau und Karl Beck haben die Farben gemischt, mit denen der lokale Ton aufgetragen wird. Aber fast

nirgends wird der junge Dichter konventionell, oft überrascht er durch geschickt erfundene Situationen und knapp, ja keck hingeworfene Charakterköpfe. In der bunten Menge der Gestalten fehlt auch der Jude nicht und in einem nur fragmentarisch erhaltenen Räuberroman sollte der Sohn eines Edelmanns und einer Jüdin, der es nicht an scharfen, packenden Zügen fehlt, eine Rolle spielen. Es ist wohl derselbe Roman, den er anonym für einen Preßburger Buchhändler schrieb, eine Brotarbeit, deren Ertrag über trübe Tage helfen mußte. Die journalistische Tätigkeit trug nur wenig ein, er mußte „wieder in das Joch eines Preßburger Erziehungshauses“ und außerdem noch Lektionen geben. Endlich konnte er seinem alten Hartmann schreiben, daß seine Umstände „gut, ja in Betracht der frühern sehr gut“ seien. Da brannte sein Bruder ab, der sich bei Preßburg als Arzt niedergelassen hatte, und der arme Junge mußte nun eine Zeitlang für zwei sorgen. So ist es kein Wunder, wenn auch in Preßburg Stunden kamen, in denen er klagte, daß das Leben ihm „seinen herbsten Fluch auf die Lippen küßte“.

Es wurde besser. Durch Neustadt und durch seine Schüler wurde Kompert in die gute Preßburger Gesellschaft eingeführt. Preßburg, der Sitz des ungarischen Landtages, war zugleich der Mittelpunkt deutscher Kultur in Ungarn. Die deutsche Gesellschaft scharte sich um den freimütigen Schriftsteller und Schulmann Tobias Gottfried Schröer und seine geistreiche und anmutige Gattin Therese, die Freundin Holteis. Eine Menge von Schriftstellern, unter denen Josef Rank hervorragte, hielt sich längere oder kürzere Zeit in Preßburg auf, andere kamen aus Wien zu Besuch. Künstler, wie Ferdinand Lüttgendorf, bildeten die Mittler zwischen diesem Kreise und den magyarischen Magnaten, die den Landtag besuchten, Maler und Dichter beschäftigten, der stillen Provinzstadt großstädtisches Leben vorspielten. Der liebenswürdige, junge Mann, dessen schriftstellerische Begabung ihm bald einen gewissen Ruf verschafft

hatte, wurde überall gerne gesehen; er schloß eine bis ins Alter bewährte Freundschaft mit Schröers Sohne, dem späteren Goethe-Forscher, er verkehrte viel und gerne mit Josef Rank, er lernte sich in der adeligen Gesellschaft bewegen. Einer dieser Kavaliere soll ihn um eine versifizierte Grabschrift für sein Pferd gebeten und dieses Gedicht ihm die Bekanntschaft des Grafen Georg Andrássy verschafft haben. Im Jahre 1843 folgte er diesem als Erzieher des jungen Grafen Dionys in das Schloß Hoszuréth bei Rosenau.

IV.

Komperts Not hatte nun ein Ende. Seine Stelle füllte er so trefflich aus, daß ihm der Graf den Gehalt freiwillig verdoppelte; in dem behaglichen Schlosse führte er ein freies, stilles Leben, das ihm für mannigfache Studien Zeit ließ. Außer dem gräflichen Ehepaare, das ihn hochschätzte und auszeichnete, fand er in den Lehrern des jungen Grafen sympathische und belehrende Gesellschaft; unter diesen vor allen den Lehrer des Französischen und den Zeichenlehrer, den begabten Emanuel Stöckler. Die drei gaben gemeinschaftlich ein handschriftliches Journal heraus: „Die drei Weisen von Hoszuréth". Der Hauptverfasser war Kompert, Stöckler lieferte die Illustrationen, geistreiche und anmutige Federzeichnungen. Das war nun eine ganz ausgezeichnete Übung für den jungen Schriftsteller, dem es noch immer da und dort an der Beherrschung der Sprache fehlte. Die alten Beziehungen wurden indes nicht abgebrochen, die „Pannonia" und die „Sonntagsblätter" brachten regelmäßig Aufsätze aus Komperts Feder. Es sind meist Schilderungen aus Ungarn, wie er sie schon in Preßburg geliefert hatte, nur daß er nun die Menschen mehr beachtet als die Natur. Von der Schilderung schreitet er langsam vor zur ethnographischen Novelle, zur Dorfgeschichte, und einem „Roman der Pußta" (1844), von dem er nur Fragmente veröffentlichte, setzt er eine Einleitung vor, die

ausdrücklich auf Auerbach, Alex. Weill, Josef Rank hinweist, die aristokratische Poesie ablehnt und das Programm der neuen demokratischen entwirft: „Ich glaube zwar nicht, daß dieses unvorhergesehene Auffinden einer neuen Poesie aus irgend einem innern Andrang, etwa aus dem Liberalismus der Zeiten hervorgegangen, vielmehr, daß Blasiertheit und Überreiz die Ursache dieser neuen Erscheinung sei — aber ich bin überzeugt, daß dieses Umspringen zur Natur jedenfalls seine guten Früchte tragen wird ... Wir sehnen uns nach derben, schwielenbesäeten Fäusten, die beschmutzt sind vom Ruße der Hütte und dem Lehme der Erde. Wir wollen das Volk belauschen, wenn es betet, liebt, heiratet, begräbt, tauft, sich freut, weint; wir wollen seine Leiden und seine Leidenschaften kennen lernen, wenn sie in der Kneipe riesenstark sich aufbäumen wie die Töne der Baßgeige, die der Dorfmusikant so meisterlich handhabt!" Kommt nun zu diesem Programm eine unüberwindliche Sehnsucht in die Heimat, die sich in einzelnen Schilderungen und Skizzen aus Böhmen vergebens Luft zu machen sucht, in die engere Heimat der Münchengrätzer „Gasse", so mußte sich früher oder später der Drang geltend machen, die Gestalten dieser „Gasse" zu schildern. Alte Liebe und neue Theorie führte Kompert zunächst zu den Ärmsten der Armen, zu den „Schnorrern".

Die einfache und anschauliche Schilderung des Lebens dieser „Schnorrer", die anfangs 1846 in den „Sonntagsblättern" erschien, gefiel, und Ludwig August Frankl forderte den Verfasser auf, andere Skizzen aus dem Ghetto zu schreiben und sie zu einem Buche zu vereinigen. Ungesucht flogen nun Kompert die Erinnerungen aus seiner Jugend zu. Die alten, wohlbekannten Bräuche — hier in Hoszuréth schienen sie ihm fremd und interessant; und fremd und interessant waren sie dem Publikum. Bald machte er auch hier den Weg, den er bei seinen ungarischen Skizzen eingeschlagen hatte; er belebte die Schilderung durch einzelne zunächst rasch

hingeworfene, bald aber sorgfältiger ausgeführte Gestalten. Vertraute Bilder aus der Kinderzeit stiegen auf, und all die guten Bekannten schienen gar seltsam und doch wieder vertraut. Ihre Eigenheiten und Gewohnheiten traten schärfer hervor, und eine ganze Menge von genau umrissenen Charakteren stellte sich dem Dichter dar. Eigene Erlebnisse wurden wieder lebendig, die Wanderungen zum Randar und die Schule in Jungbunzlau, und lebendig wurde, was ihm in Preßburg alte Frauen aus ihrer Jugend erzählt hatten. Die Skizzen weiteten sich zu Novellen. Im Oktober 1846 begann er, die einzelnen Stücke zu feilen, zusammenzuschließen, die Lücken zu füllen, und am 28. Juni 1847 konnte er an Frankl berichten: „Mein Buch ‚Aus dem Ghetto‘ ist fertig; ich habe es vor zwei Wochen beendigt.“ Zu Anfang 1848 erschien es mit der Widmung an die beiden hilfreichen Freunde Frankl und Neustadt.

Die Entstehung des Buches erklärt seine Form. Die ist durchaus nicht einheitlich. Eine historische Erzählung steht voran, zwei kurze Genrebilder folgen, Märchen machen den Schluß, und die Mitte bilden zwei Novellen aus dem jüdischen Leben der Gegenwart von sehr verschiedener Ausdehnung und Bedeutung. Der Schauplatz ist in den ersten zwei Geschichten Preßburg, in den nächsten Böhmen und hier einmal der Hof des Randars, dann wieder die Münchengrätzer „Gasse“. Das ethnographische Interesse ist noch stark betont; als Leser sind zunächst Nichtjuden gedacht, denen Bräuche und Redensarten erläutert werden. Sehr oft muß der Dichter zu diesem Zwecke die Erzählung unterbrechen und weit ausholen. Denn er steht auf Neuland. Die ungeheure Zahl von Dichtungen, in denen Juden als Neben- oder auch als Hauptpersonen in einem durchaus christlichen Milieu auftreten, hat mit diesem Genre natürlich nichts zu tun. Näher kommen ihm schon Romane und Novellen aus der jüdischen Vergangenheit wie Heines „Rabbi von Bacharach“,

Auerbachs „Spinoza“ und „Dichter und Kaufmann“; aber hier ist naturgemäß das Kostüm meist auch historischen Berichten gezeichnet, vielfach auch frei erfunden, während Kompert ausschließlich auf eigener Beobachtung fußt. Auch die zahlreichen Sagen und Märchen aus dem Ghetto, die in den vierziger Jahren von Isidor Heller, Siegfried Kapper, J. S. Tauber u. a. gedichtet werden, sind höchstens ein Beleg für das neuerwachte Interesse an den Juden, deren Emanzipation ja auf der Tagesordnung stand. Jüdische Stoffe der Gegenwart haben vor Kompert nur Aron Bernstein und Hermann Schiff (Isaak Bernays) behandelt. Diese Vorgänger blieben dem böhmischen Dichter unbekannt. So mußte er sich seinen Stil und seine Technik selbst schaffen. Beide sind in diesem ersten Buche noch recht ungleichmäßig. Neben tadellos aufgebauten und glänzend erzählten Geschichten — wie der „Schlemiel“ — sprachliche Unbeholfenheiten in „Alt-Babele“, notdürftig motivierte Unwahrscheinlichkeiten in „Judith die Zweite“. Aber im großen ganzen steht der Fünfundzwanzigjährige als reifer Künstler vor uns. Mit diskreter Benutzung des Jargons hat er sich ein vollendetes Ausdrucksmittel für die verzwickte Denkweise dieser Menschen geschaffen, von dem sich die Sprache des Dichters selbst rein und gefällig abhebt. Von dem rührend einfach erzählten Märchen bis zu der dem Roman sich nähernden Bildungsgeschichte „Die Kinder des Randars“ weiß er seinen Stoff geschickt vorzutragen. Dieser ist so mannigfach wie die Form. Von der tragischen Selbstaufopferung Blümeles zu dem tragikomischen Schicksal des „Schlemiel“, von der fröhlichen Heirat Jaikew Lederers und seiner Resel zu der traurigen Geschichte Moscheles und Hanneles; die einfache Tragödie Hendels, die einmal fehlte und ihr Leben lang büßt, und die unendlich verwickelte, in ihre feinsten Konsequenzen verfolgte Geschichte der beiden Kinder des Randars. Erzählungen, deren Wirkung im Stoffe selbst liegt, wie „Judith die Zweite“, andere einfachster Art,

in die anregende Elemente hineingetragen werden mußten, wie wiederum „Die Kinder des Randars“. Demnach Novellen ohne jede Tendenz wie „Judith die Zweite“ oder „Schlemiel“, solche mit ethischer Tendenz wie „Alt-Babele“, mit politisch-religiöser wie „Ohne Bewilligung“ und „Die Kinder des Randars“. Besonders in diesen letzteren erhebt sich die ethnographische Novelle einerseits zur sozialen, anderseits zur psychologischen Novelle. Das große Problem, das Kompert bis an sein Lebensende beschäftigt hat, wird hier zum ersten Male erörtert: kann und soll die Amalgamierung der Juden mit den Völkern, unter denen sie wohnen, durchgeführt werden? Es kommt hier zu keiner Lösung, wohl aber wird die Frage nach mancher Seite hin gewendet. In einer ganzen Reihe von Figuren sind die verschiedenen Anschauungen vertreten: von dem Zionisten Mendel und dem konservativen Vater zur duldsamen Mutter, von dem aufgeklärten Sohne zur abtrünnigen Tochter. Nicht nur in dieser Hinsicht und nicht nur in dieser Erzählung sind Komperts Gestalten lebendig. Der größte Vorzug dieses Buches sind seine Menschen. Nicht viele junge Schriftsteller haben in ihrem ersten Werke einer so großen Zahl durchaus wirklicher Figuren das Leben gegeben. Ausgezeichnet weiß Kompert zunächst eine scharfe Umrißzeichnung zu geben, oft nur den markantesten Zug festzuhalten, um dann im Laufe der Erzählung die feineren Linien zu ziehen: Rebb Christoph, der christliche Gastwirt, der im Jargon spricht und den Juden ihre Art abgeguckt hat; Mendel Wilna, der von der Aufbauung Jerusalems träumt, Jaikew Lederer, der sich des Festtages freut. Mit großer Sicherheit wird der Charakter festgehalten, durch alle möglichen Situationen geschickt, oft witzig durchgeführt; man denke an den Schlemiel! Vor allem aber: diese Menschen alle umgibt ein seltsamer Zauber. Sie sind in Liebe gezeugt. Selbst die Härtesten haben einen weichen Zug, die meisten haben nur Schwächen, keine Fehler.

Eine gewisse Sentimentalität ist nicht zu verkennen, und manche Situation, manches Gespräch zeigt diese einfachen Menschen hoch über ihrem Niveau. Man mag dies Schönfärberei nennen, der inneren Wahrheit all dieser Gestalten kann es wenig anhaben. Und so ist es denn auch keineswegs zu tadeln, daß es Kompert mit seinem Programm nicht so ernst nimmt, daß er uns nicht einführt in Schmutz und Ruß, daß er auch dem Ghetto die hellen Farben seiner Liebe leiht. Um realistische Schilderung ist es ihm nicht zu tun, sie liegt auch nicht innerhalb seiner Begabung. Je später, je mehr ist ihm seine Dichtung ein Erziehungsmittel geworden, und dieses durchaus pädagogische Talent hat damit den rechten Weg beschritten. Dies erste Buch durfte noch — die zuletzt gedichteten „Kinder des Randars" ausgenommen — mit Fug den Namen führen: „Skizzen aus dem Ghetto". Von nun ab schreibt er Geschichten, jüdische Dorfgeschichten.



Komperts Mutter.

V.

Noch vor dem Erscheinen des Buches hatte Graf Andrássy nach langem Weigern Komperts Aufkündigung ange-

in die anregende Elemente hineingetragen werden mußten, wie wiederum „Die Kinder des Randars“. Demnach Novellen ohne jede Tendenz wie „Judith die Zweite“ oder „Schlemiel“, solche mit ethischer Tendenz wie „Alt-Babele“, mit politisch-religiöser wie „Ohne Bewilligung“ und „Die Kinder des Randars“. Besonders in diesen letzteren erhebt sich die ethnographische Novelle einerseits zur sozialen, anderseits zur psychologischen Novelle. Das große Problem, das Kompert bis an sein Lebensende beschäftigt hat, wird hier zum ersten Male erörtert: kann und soll die Amalgamierung der Juden mit den Völkern, unter denen sie wohnen, durchgeführt werden? Es kommt hier zu keiner Lösung, wohl aber wird die Frage nach mancher Seite hin gewendet. In einer ganzen Reihe von Figuren sind die verschiedenen Anschauungen vertreten: von dem Zionisten Mendel und dem konservativen Vater zur duldsamen Mutter, von dem aufgeklärten Sohne zur abtrünnigen Tochter. Nicht nur in dieser Hinsicht und nicht nur in dieser Erzählung sind Komperts Gestalten lebendig. Der größte Vorzug dieses Buches sind seine Menschen. Nicht viele junge Schriftsteller haben in ihrem ersten Werke einer so großen Zahl durchaus wirklicher Figuren das Leben gegeben. Ausgezeichnet weiß Kompert zunächst eine scharfe Umrißzeichnung zu geben, oft nur den markantesten Zug festzuhalten, um dann im Laufe der Erzählung die feineren Linien zu ziehen: Rebb Christoph, der christliche Gastwirt, der im Jargon spricht und den Juden ihre Art abgeguckt hat; Mendel Wilna, der von der Aufbauung Jerusalems träumt, Jaikew Lederer, der sich des Festtages freut. Mit großer Sicherheit wird der Charakter festgehalten, durch alle möglichen Situationen geschickt, oft witzig durchgeführt; man denke an den Schlemiel! Vor allem aber: diese Menschen alle umgibt ein seltsamer Zauber. Sie sind in Liebe gezeugt. Selbst die Härtesten haben einen weichen Zug, die meisten haben nur Schwächen, keine Fehler.

Eine gewisse Sentimentalität ist nicht zu verkennen, und manche Situation, manches Gespräch zeigt diese einfachen Menschen hoch über ihrem Niveau. Man mag dies Schönfärberei nennen, der inneren Wahrheit all dieser Gestalten kann es wenig anhaben. Und so ist es denn auch keineswegs zu tadeln, daß es Kompert mit seinem Programm nicht so ernst nimmt, daß er uns nicht einführt in Schmutz und Ruß, daß er auch dem Ghetto die hellen Farben seiner Liebe leiht. Um realistische Schilderung ist es ihm nicht zu tun, sie liegt auch nicht innerhalb seiner Begabung. Je später, je mehr ist ihm seine Dichtung ein Erziehungsmittel geworden, und dieses durchaus pädagogische Talent hat damit den rechten Weg beschritten. Dies erste Buch durfte noch — die zuletzt gedichteten „Kinder des Randars" ausgenommen — mit Fug den Namen führen: „Skizzen aus dem Ghetto". Von nun ab schreibt er Geschichten, jüdische Dorfgeschichten.



Komperts Mutter.

V.

Noch vor dem Erscheinen des Buches hatte Graf Andrássy nach langem Weigern Komperts Aufkündigung ange-

nommen, und dieser konnte Ende September 1847 nach Wien kommen, um hier weiter zu studieren. Ein großer Schmerz traf ihn wenige Wochen später: der Tod seiner Mutter. Er hat die Treue nie vergessen, sie schwebte wie ein guter Genius über seinem Leben und seinem Dichten. „Was mir bisher in Schilderung weiblicher Charaktere gelungen ist, kann ich stets auf eine Quelle zurückführen. Es war meine Mutter! Ein einfaches Anklingen des Gedankens an sie, ein minutenlanges Hineinleben in einen der Züge ihres Wesens führt meinem Geiste Gestalten zu, und doch ist jede davon nur Stückwerk, Strahl aus einem großen Fokus, ein Teilchen von dem Herzen meiner Mutter."

Trotz der Stürme des Revolutionsjahres wurde Komperts Erstlingswerk vielfach bemerkt, und der Name des Autors bekannt. Er aber trieb still und emsig seine Studien, bis ein zweiter Schicksalsschlag ihn aus seiner Bahn warf. Der Vater war der Mutter binnen Jahresfrist gefolgt, zwei unverheiratete Schwestern waren nun auf ihn angewiesen. Kompert gab seine Studien auf und übernahm im Juli 1849 aus den Händen Karl Becks die Redaktion des Feuilletons im „Österreichischen Lloyd", in dem schon seit dem Januar Novellen und Artikel von seiner Hand erschienen waren. Sein Herzenswunsch, neben dem politischen Organ ein Volksblatt mit sozial-ethischen Zielen zu gründen, scheiterte an der Ungunst der Verhältnisse. Zudem gab ihm das Hauptblatt genug zu tun. Er hatte neben der Leitung des Feuilletons auch den Artikel „Deutschland" zu schreiben und mußte bald statt des Herausgebers E. Warrens nominell an die Spitze des Zeitungsunternehmens treten. Daneben schrieb er eine große Reihe von Buchbesprechungen und diente dem Blatte als Referent über die Aufführungen des Burgtheaters. Diese Seite seiner journalistischen Tätigkeit ist weitaus die wichtigste, sie war ihm auch die sympathischeste. Als er in den sechziger Jahren sich neuerdings der „Konstitutionellen österreichischen Zeitung", wie

sie nun hieß, verpflichtete, da schrieb er, abgesehen von leichtfüßigen Sonntagsplaudereien, nur mehr die Burgtheaterreferate. Auch diese Feuilletons sind durchaus tendenziös. Kompert hatte keine produktive dramatische Begabung. Über einzelne Ansätze ist er hier nie hinausgekommen, harmlose, technisch und inhaltlich einfache häusliche Scherze abgerechnet. Das zeigt sich nun in seinen Besprechungen vor allem darin, daß die architektonische Kunst des Bühnendichters ihn sehr wenig interessierte. Er beurteilt die Dramen vom ethischen, allerhöchstens von einem allgemein poetischen Standpunkte. Aus beiden Gründen lehnt er das beliebte französische Gesellschaftsstück ab, das Laube um seiner technischen Vorzüge willen pflegte, aus beiden Gründen wendet er sich mit einer bei ihm seltenen Schroffheit gegen Nestroy. Werke, deren poetischen Schönheiten dramatische Mängel gegenüberstehen, erfreuen sich seiner Gunst, ebenso Dichtungen didaktischen Charakters. Schönheit und Sittlichkeit fordert er von der Schaubühne, die ihm eine moralische Anstalt ist. Immerhin ist sein Auge scharf genug, um auch die herbe Schönheit und die grausame Sittlichkeit des „Erbförsters“ zu erkennen und zu preisen. Hier hat sich der einflußreiche Kritiker ein Verdienst um ein großes Kunstwerk erworben und um das Wiener Publikum, dem er es dauernd gewann. Sehr gering war sein Interesse an den Schauspielern, die er selten ausführlich beurteilt. Nur ungewöhnliche Erscheinungen, scharf ausgeprägte Individualitäten, wie die Rachel und Fanny Janauschek, hat er genauer beobachtet und mit Geschick charakterisiert.

Sehr bald war Kompert der aufreibenden Arbeit müde, unter der seine poetische Produktion litt; 1852 trat er von der Redaktion zurück. Immerhin waren die Jahre keine verlorenen. Der bis dahin schwerfällig Arbeitende hatte sich eine große Gewandtheit und Raschheit erworben, die seiner Dichtung zugute kam; Anmut und Leichtigkeit ist erst von

jetzt ab in seinen Schriften zu finden. Seine soziale Stellung hatte er dauernd befestigt und seine materielle Lage günstig gestaltet. So war es denn mehr alte Neigung als zwingendes Bedürfnis, wenn er 1852 wieder einen Hofmeisterposten annahm.

Der Prokurist des Bankhauses Rothschild, Generalkonsul Goldschmidt, der Kompert die Erziehung seiner Söhne anvertraute, führte ein großes Haus, in dem der Dichter als gleichberechtigter Freund mehr denn als besoldeter Erzieher lebte. Auch außerhalb dieses Kreises wußte er heitere und anregende Geselligkeit zu finden und zumal klugen und guten Frauen sich zu verbinden. In dem Hause der betagten, kränklichen, aber immer gutgelaunten, gutmütig-preziösen Henriette Wertheimer, der Gattin des für die österreichischen Juden überaus tätigen Josef Wertheimer, schloß er Freundschaft mit manchem bedeutenden Manne, mancher geistreichen Frau. Die prächtige Iduna Laube und Goethes bewegliche Schwiegertochter zählten ihn zu ihren Getreuen, Betty Paoli liebte es, mit ihm mündlich und schriftlich über Poesie und Poeten zu plaudern, ihre begabte Freundin Ida Fleischl zog ihn in ihre Kreise. Hier lernte er die vielumworbene, anmutige Marie Pollak kennen, in deren geistig angeregtem Hause er bald der liebste Gast wurde. Nach langem, stillem Werben gewann er die gemütvolle, musikalisch hochbegabte junge Witwe zur Frau.

In den zehn Jahren seit der Vollendung seines ersten Buches veröffentlichte Kompert zwei Werke, die aufs engste zusammengehören: „Böhmische Juden“ und „Am Pflug“, eigentlich vier Novellen, von denen die letzte den Umfang eines Romans erreicht. Die älteste, „Der Dorfgeher“, ist ein Jahr nach den „Kindern des Randars“ geschrieben, und diese Geschichte der älteren Sammlung gehört ihrem Wesen nach in die spätere Gruppe hinein. Zwei Probleme sind es, die den Dichter hier beschäftigen; nur das eine findet eine befriedigende Lösung, die zweite Frage wird verschieden be-

antwortet und schließlich offen gelassen. Ackerbau und Handwerk muß den Juden aus dem geistigen Ghetto erlösen, in dem er noch nach der Revolution steckte; in „Trenderl“ überwindet der wackere Schlosser aus innerem Drange Vorurteile und Intrigen, und schlägt mit seinem Hammer die Ketten der Furcht entzwei, die „Verlorene“ wird Bäuerin und erhält schließlich ihren versöhnten Bruder als Anrainer, eine ganze Judenfamilie zieht aufs Land und findet nach schweren inneren Kämpfen ihr Glück „am Pflug“. Aber selbst, wenn der Jude aufhört, sich durch die Art seines Erwerbes von seinen christlichen Landsleuten zu unterscheiden, es bleibt die Verschiedenheit des Glaubens, der Weltanschauung, und am furchtbarsten wirkt diese, wo zwei Menschen verschiedener Konfession einander lieben. Wer baut da die Brücke? In den „Kindern des Randars“ ist der Konflikt zum erstenmal ausführlich behandelt, der schon in „Alt-Babele“ angedeutet und unerbittlich zugunsten der starren Glaubensgrenzen entschieden war; Hannele, die in dem Priester Honza ihren Jugendgespielen liebt, muß verzichten, mit eiserner Faust führt sie das Schicksal in den Kreis ihrer Glaubensgenossen zurück. In diesen neuen Novellen wird das Problem zunächst ähnlich gelöst; bald aber findet sich ein milderer Ausweg. Dr. Prager opfert sein Lebensglück der Familie, die ihn mit ihrem Zauberbann umstrickt, und kehrt zurück in die Schranken des Ghetto. Die „Verlorene“ aber behält auch als Christin ihre tüchtige jüdische Art und lebt schließlich in Frieden mit dem strenggläubigen Bruder, gesegnet von der milden, versöhnenden Mutter. Daß Kompert von Dichtung zu Dichtung die Gegensätze weniger schroff und unlöslich darstellt, hängt mit der großen Entwickelung zusammen, die sich in seinem Schaffen überhaupt vollzieht. Aus dem Chronisten einer untergehenden Kultur wird er der Apostel einer neuzubegründenden, der Schilderer des Ghetto wird der Wegweiser in die Freiheit.

Es ist kein Zweifel, daß sich diese Wandlung unter dem alles überwiegenden Einfluß Berthold Auerbachs vollzogen hat, in dessen „Schwäbischen Dorfgeschichten“ eine ganz ähnliche Entwickelung aufzufinden ist. Wir begegnen dem großen Vorbild auf Schritt und Tritt. Der Geburtsort des Dichters und seine Umgebung ist der Ort der Handlung in den einzelnen Geschichten, die dadurch wie an einem unsichtbaren Faden zusammengehalten werden. Naturgemäß müssen einzelne Personen in verschiedenen Novellen wiederkehren, und es gewährt dem Schriftsteller einen großen Vorteil, daß er so manche Figur als eine längst bekannte nicht erst wieder zu charakterisieren braucht, für den Leser aber hat es einen eigentümlichen Reiz, im Hintergrunde die blassen Umrisse von Gestalten zu sehen, die er bis in die feinsten Züge kennt und lieb gewonnen hat. Auch Auerbach unterbricht die Reihe der novellistischen Erzählungen gerne, um — wie in „Ivo dem Hajrle“ — eine Bildungsgeschichte vorzuführen. Auch bei ihm sind tendenziöse und pädagogische Elemente stark vertreten. Wie Kompert preist auch er allenthalben die sittigende Kraft des Ackerbaus. An Auerbach hat Kompert seine Sprache geschult, die nun fast völlig frei ist von dem Gefunkel und Geflimmer der Jugendwerke. Von dem Schwaben freilich hat er auch die üble Gewohnheit übernommen, sich mitten in den ergreifendsten Stellen zu unterbrechen und in lyrischen Reflexionen zu ergießen. Manches wirksame Detail hat er dem älteren Dichter zu verdanken: der wilde Landstreicher in „Zwischen Ruinen“ hat Züge von dem fanatischen Clemens im „Ivo“, der Sturm des Pöbels auf das Judenhaus in „Dichter und Kaufmann“ ist das deutliche Vorbild für die Szenen im Hause des Jonathan Falk. Und in gewissem Sinne hat er Auerbach fortgesetzt. Schon in den „Schwäbischen Dorfgeschichten“ haben die Nordstetter Juden ihren bescheidenen Raum, und die „Sittenschilderungen aus dem innern Leben der Juden in verschiedenen Jahrhunderten“,

die Auerbach mit Spinoza und Ephraim Moses Kuh begonnen hatte, sollten bis in die Gegenwart geführt werden. In dem „wahrhaft schönen Talente“ Komperts begrüßte er in einem Briefe an Hieronymus Lorm seinen Nachfolger: „Er hat die Aufgabe genommen und gelöst, die ich mir noch vorgesetzt hatte, nämlich das jüdische Dorfleben selbständig zu behandeln. Das Buch (‚Böhmische Juden‘) liegt eben vor mir. Die erste Erzählung ist zu französisch erfunden und empfunden, à la Soulié usw., die andern aber sind im höchsten Grade vortrefflich ... Sag ihm meinen besten Gruß und er soll sich tapfer halten.“

Mit großer Kunst weiß Kompert jetzt schon, seine Erzählung äußerlich einzurichten. „Der Dorfgeher“ zwar steht noch stark in der altmodischen Tradition mit dem trivialen Parallellaufen der Erzählung und der Aufzeichnungen Emanuels; aber wie sicher und ungezwungen werden in der „Verlorenen“ die geheimsten Vorgänge in drei Menschenseelen vor unsern Augen auseinandergelegt, wie bestimmt ist in „Trenderl“ alles auf den einen Punkt gerichtet, der Katastrophe und Erfüllung birgt, wie geschickt Spannung, Steigerung, Lösung bewirkt! Und um wie viel sorgsamer weiß er in der Bauerngeschichte der Entwickelung zu folgen, als in den oft abrupt und sprungweise behandelten „Kindern des Randars“. Freilich, gerade hier, im großen versagt er manchmal; seine feingieblige Architektonik reicht nicht aus, wenn es gilt, weite Bogen zu schlagen und tiefe Perspektiven zu eröffnen.

Das Leben der Großstadt hatte ihn ergriffen, er hatte Einblick gewonnen in komplizierte Verhältnisse, in komplizierte Menschen. Und unendlich komplizierter, reicher sind nun die Charaktere, die er schildert. Oft zu kompliziert, wenn man das Milieu berücksichtigt. So glaubhaft der Bauernheide Stepan erscheint, so unwahrscheinlich der visionäre Zweifler Wojtech; so prächtig der kraftstrotzende Amschel, die anmutige

Tille, der gute Vetter Koppel, so gekünstelt der blasse Bocher Elieh. Am besten gelingen ihm noch immer jene derben, ehrenfesten Gestalten voll Kraft und Güte, wie er sie in Rebb Christoph, im Randar „Rothschild“ geschaffen hatte, und die Frauen, vor allem die Mütter. Von eindringlicher Lebenswahrheit sind in jener Gruppe der arme Dorfgeher Schimme, der fest an dem Glauben seiner Väter hält, der den abtrünnigen Sohn ausmerzen will aus seinem Herzen, der aber in werktätiger Liebe die „schöne Bäuerin“ und ihren Gatten vereint, und noch handgreiflicher Rebb Schlome „Bauer“, dieser Mann voll Kraft und Selbstgefühl, der wie aus der Zeit der Patriarchen in die Gegenwart hineinragt. Und unter den Frauen gewinnt jeden Leser die herrliche alte Großmutter Marjim in der „Verlorenen“. Schon in „Alt-Babele“ hatte Kompert in raschen Strichen das Bild einer dieser ehrwürdigen Hüterinnen einer stolzen Vergangenheit entworfen, hier pinselt er liebevoll jedes Fältelchen auf Stirn und Wange. Lebensweisheit und Herzensgüte tönt aus dem beredten Munde der Alten, die sich wieder verjüngt mit ihrem klugen Enkel Fischele; die guten Seiten des jüdischen Volkscharakters, Familiensinn, Frömmigkeit, Klugheit und Festigkeit, haben sich in ihr vereint mit der Milde und Ergebenheit des Alters, ohne daß diese beste aller Mütter jemals den Boden der Wirklichkeit verließe.

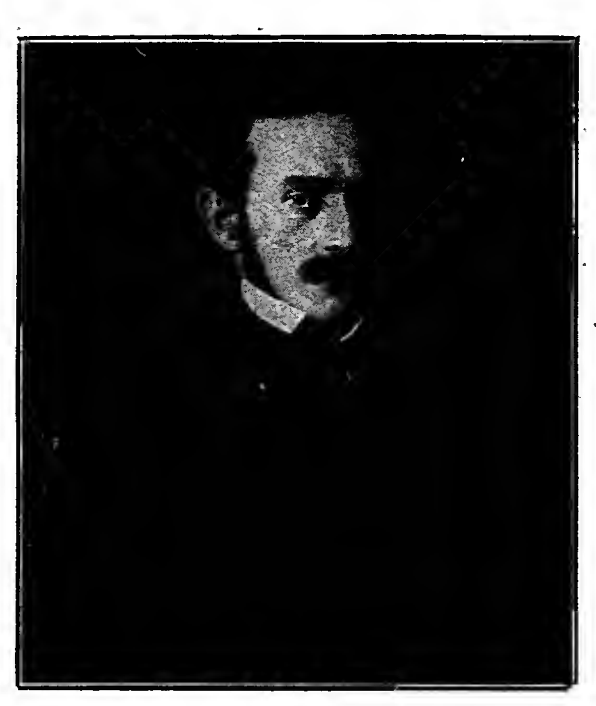
Wie nie zuvor ist es Kompert gelungen, diese tiefen Menschen auch Tiefes erleben zu lassen. So heiter die Stimmung, so humoristisch die Darstellung in „Trenderl“ erscheint, im Grunde handelt es sich um eine ernste Lebensfrage, und man fühlt, daß es dem Dichter so ernst zumute ist wie seinen Gestalten. Dem „Dorfgeher“ hat der effekthaschende, unruhige Vortrag viel von der Wirkung geraubt, die im Stoffe liegt. Aber bis ins Herz weiß er uns zu erschüttern durch die einfache und die großen Momente hervorhebende Darstellung des Familienkonflikts zwischen Joseef

und seiner „verlorenen“ Schwester. Welche Kraft und Fülle der Situationen, von jenem Kornblumenkranz, der der alten Großmutter zu Füßen fällt, von Jossefs Ahasverus-Tat bis zu dem Kampf um das Heiligenbild, von dem Auffinden der Schriften des Urgroßvaters bis zur Versöhnung auf dem Felde und zur Vereinigung am Sterbebette der Mutter! Wenn uns hie und da eine Szene noch etwas sentimental und allzu rührselig erscheint, so ist dies fast nie in der Situation selbst gelegen, sondern die Folge jener nicht ganz verschwundenen, selbstgefälligen Gewohnheit des Dichters, in Person hinter seinen eigenen Gestalten hervorzutreten und die Szene zu kommentieren. Aber auch in dieser Beziehung ist der Fortschritt unverkennbar, und in dem Roman ist die Objektivität der Darstellung glücklich gewahrt. Freilich stört gerade hier der starke mystische Einschlag in dem Verhältnis Eliehs zur Richterstochter und in der Gestalt Wojtechs, und Kompert selbst hätte später manches derber und realistischer gewünscht. Sonst aber befleißt er sich der einfachsten Mittel. Er hat erkannt, daß es eine Wirkung durch Schweigen gibt, die stärker ist, als die des lautesten Pathos. Und diese Kunst des Schweigens, des Andeutens übt er nun bewußt und ergreifend aus. Nichts kann tieferen Eindruck machen, als die schlichte Art, mit der er die Wirkung der Bergpredigt auf Jossef schildert. Und wie packend weiß er sie mit den strengen Worten des Alten Testamentes zu kontrastieren, an denen sich der harte Mann aufgerichtet hatte! Wie packend und wie objektiv! In Ehrfurcht heißt er seine Glaubensgenossen sich beugen vor der Heiligkeit des Evangeliums, dessen Gehalt an reiner Menschlichkeit er mit tiefen Schauern empfindet. Das Werk des Urgroßvaters glaubt Jossef zu lesen, und er liest die göttliche Botschaft, und sie ist es, die ihn in die Arme seiner Schwester führt. Objektivität in jeder Hinsicht ist Komperts Leitwort, und wie er hier die Himmelsworte Christi in das haßerfüllte Herz des Juden dringen läßt, so führt er in „Am Pflug“ den Juden-

hasser Wojtech zu der schönen, strenggläubigen Jüdin, die für ihn ihren Glauben opfern will und so den Eiferer verliert, den frommen Bocher Elieh zur Tochter des Richters, die ihm das Kreuz umhängt und das böhmische Gebetbuch in die Hand drückt. Symbolisch für seine Auffassung ist die Tat Jossefs, der das Bild des hl. Johann von Nepomuk vor Zerstörung rettet: „Wenn tausend und zehntausend und Millionen Menschen an etwas Heiliges glauben, sich vor ihm bücken und beugen, ihm Blumenkränze und grünes Laubwerk darbringen, um es zu ehren, und einer glaubt nicht daran, meinst du, der eine darf aufstehen und sagen: ‚Ich glaub nicht daran, schafft mir das Heilige aus den Augen, denn es ärgert mich?‘ Meinst du, der hat das Recht dazu? Tausend und zehntausend und Millionen Menschen müssen aufstehen und kommen, müssen sagen: ‚Wir haben uns geirrt, wir haben etwas für heilig gehalten, was nicht heilig ist.‘“ — Er ist auch objektiv genug, die Schwierigkeiten zu erkennen, die der Durchführung seines Lieblingsgedankens, der Verbauerung der Juden, entgegenstehen. Und er hat es sich keineswegs leicht gemacht in der Darstellung dieser Hindernisse. Erst nach langen Kämpfen, nach schweren, persönlichen Opfern ist die Familie Rebb Schlomes so weit, daß sie sich der neuen Erde freuen kann. Da mußte vorher alles zugrunde gehen, was nicht mehr keimkräftig war, der irrsinnige Vetter Koppel wie der verbildete, tatlose Elieh. Und selbst da werden die Eltern keine echten Bauern mehr; Rebb Schlome kann nur helfen und raten, Nachime bleibt die Vornehme unter den Bäuerinnen. Aber die Kinder haben ihre Herkunft aus der Enge der Judengasse vergessen und sind eins geworden mit dem Boden, den sie selbst bebauen. Auf ihnen und ihresgleichen ruht Komperts Segen, ruht seine Hoffnung.

VI.

Anfangs 1857 verließ Kompert das Haus Goldschmidt und wurde Beamter der Kreditanstalt. Am 8. März heiratete er in aller Stille. Seine Frau war die Tochter eines wackeren Mannes, der sich als Vorstand der israelitischen Gemeinde in Pest große Verdienste erworben hatte. Sie war eine für jede künstlerische Betätigung im Tiefsten empfängliche, anschmiegsame Natur, die aber zugleich im praktischen Leben klar urteilte und energisch handelte. In warmer Herzensgüte wetteiferte sie mit ihrem Gatten, den sie ebensosehr als Dichter verehrte, wie als Menschen liebte. Sie hat ihm ein stilles, trautes Heim bereitet, in dem der Ruhebedürftige Frieden und Glück fand. Hier konnte Kompert, wie er es so sehr liebte, eine kleine Zahl bedeutender Menschen um sich versammeln, einen ausgewählten Kreis, dem außer den nächsten Freunden Frankl, Mosenthal und Weilen, Männer wie Laube, Ferd. Kürnberger, Emil Kuh, Ferdinand von Saar angehörten.



Leopold Kompert (1857)

Seine Gattin hatte ihm zwei kleine Mädchen in die

hasser Wojtech zu der schönen, strenggläubigen Jüdin, die für ihn ihren Glauben opfern will und so den Eiferer verliert, den frommen Bocher Elieh zur Tochter des Richters, die ihm das Kreuz umhängt und das böhmische Gebetbuch in die Hand drückt. Symbolisch für seine Auffassung ist die Tat Jossefs, der das Bild des hl. Johann von Nepomuk vor Zerstörung rettet: „Wenn tausend und zehntausend und Millionen Menschen an etwas Heiliges glauben, sich vor ihm bücken und beugen, ihm Blumenkränze und grünes Laubwerk darbringen, um es zu ehren, und einer glaubt nicht daran, meinst du, der eine darf aufstehen und sagen: ‚Ich glaub nicht daran, schafft mir das Heilige aus den Augen, denn es ärgert mich?‘ Meinst du, der hat das Recht dazu? Tausend und zehntausend und Millionen Menschen müssen aufstehen und kommen, müssen sagen: ‚Wir haben uns geirrt, wir haben etwas für heilig gehalten, was nicht heilig ist.‘“ — Er ist auch objektiv genug, die Schwierigkeiten zu erkennen, die der Durchführung seines Lieblingsgedankens, der Verbauerung der Juden, entgegenstehen. Und er hat es sich keineswegs leicht gemacht in der Darstellung dieser Hindernisse. Erst nach langen Kämpfen, nach schweren, persönlichen Opfern ist die Familie Rebb Schlomes so weit, daß sie sich der neuen Erde freuen kann. Da mußte vorher alles zugrunde gehen, was nicht mehr keimkräftig war, der irrsinnige Vetter Koppel wie der verbildete, tatlose Elieh. Und selbst da werden die Eltern keine echten Bauern mehr; Rebb Schlome kann nur helfen und raten, Nachime bleibt die Vornehme unter den Bäuerinnen. Aber die Kinder haben ihre Herkunft aus der Enge der Judengasse vergessen und sind eins geworden mit dem Boden, den sie selbst bebauen. Auf ihnen und ihresgleichen ruht Komperts Segen, ruht seine Hoffnung.

VI.

Anfangs 1857 verließ Kompert das Haus Goldschmidt und wurde Beamter der Kreditanstalt. Am 8. März heiratete er in aller Stille. Seine Frau war die Tochter eines wackeren Mannes, der sich als Vorstand der israelitischen Gemeinde in Pest große Verdienste erworben hatte. Sie war eine für jede künstlerische Betätigung im Tiefsten empfängliche, anschmiegsame Natur, die aber zugleich im praktischen Leben klar urteilte und energisch handelte. In warmer Herzensgüte wetteiferte sie mit ihrem Gatten, den sie ebensosehr als Dichter verehrte, wie als Menschen liebte. Sie hat ihm ein stilles, trautes Heim bereitet, in dem der Ruhebedürftige Frieden und Glück fand. Hier konnte Kompert, wie er es so sehr liebte, eine kleine Zahl bedeutender Menschen um sich versammeln, einen ausgewählten Kreis, dem außer den nächsten Freunden Frankl, Mosenthal und Weilen, Männer wie Laube, Ferd. Kürnberger, Emil Kuh, Ferdinand von Saar angehörten.



Leopold Kompert (1857)

Seine Gattin hatte ihm zwei kleine Mädchen in die

Ehe gebracht, und diese beiden zu guten und ganzen Menschen zu erziehen, war dem kinderlosen Kinderfreunde die erste und liebste Aufgabe. Seine durchaus kindliche Natur wußte bei den beiden Kleinen Vertrauen und Liebe zu erwecken, und bald blickten sie zu dem Gatten ihrer Mutter wie zu ihrem Vater auf. Mit hingebender Zärtlichkeit überwachte er ihre Kindheit und ihre Jugend. Furchtbar riß es ihn mitten aus diesem idyllischen Glücke, als die jüngere Stieftochter eines frühen und plötzlichen Todes starb und er mit seiner Frau und dem greisen Großvater an der Bahre des geliebten Kindes stand. Und kaum minder schwer traf es ihn, als sechs Jahre später Moritz Hartmann, der Freund seiner Jugend, schwerem Siechtum erlag. Mit hingebungsvoller Treue hat er Hartmanns letzten Roman, „Das Andenken der Mutter", in den so manche gemeinsame Jugenderinnerung Eingang gefunden hatte, zu Ende gedichtet. Er war sorgfältig bemüht, den Ton festzuhalten; seine subjektivere, reflektierende Art konnte er freilich nicht ganz verleugnen.



Komperts Gattin (1857).

In der zärtlichen Atmosphäre seines Hauses wurde es ihm bald wieder wohl, und sein Glück ward neu, als die ältere

Tochter heiratete und gar bald eine Schar blühender Kinder den Großvater umspielte und umjubelte. Eine Fülle von Dichtungen, die freilich die Schwelle des Hauses nicht überschritten, dankt ihre Entstehung diesem innigen, geistig bewegten Familienleben; dramatische Sylvesterscherze, kleine Schauspiele für die Kinder, und eine Anzahl von ernsten und heiteren Gelegenheitsgedichten. Herzliche Empfindung spricht aus allen, nicht selten überraschen tiefe und originelle Gedanken. Die Form freilich läßt bei diesen für den Augenblick berechneten Dichtungen zu wünschen übrig; seinen Mangel an rhythmischer Begabung hat Kompert selbst erkannt. Darum hat er auch nur selten Verse in die Öffentlichkeit gesandt, die dann fast immer Bedeutendes in sprachlich und metrisch nicht einwandfreier Form aussprechen.

Es war dem Dichter nicht immer möglich, sich den Aufforderungen, große Momente lyrisch zu begrüßen, mit Anstand zu entziehen. Denn sein Ruhm war indes stetig gewachsen, und manche Ehrung wurde ihm zuteil. Schon 1857 hatte ihn die Universität Jena zum Ehrendoktor promoviert. Im selben Jahre wurde ihm in Weimar, wohin er zur Enthüllung des Goethe-Schiller-Denkmals gereist war, die herzlichste Aufnahme von seiten der Schriftsteller und des Hofes. Der Großherzog nahm lebhaften Anteil an der sympathischen Persönlichkeit des Mannes, dessen Schriften ihm bekannt und wert waren; die Gunst Karl Alexanders blieb Kompert dauernd erhalten, und 1865 durfte er dem Fürsten seine „Geschichten einer Gasse" widmen. Er hatte indes wiederholt Gelegenheit gehabt, dem Großherzog persönlich näher zu treten; 1859 wurde die Schillerstiftung gegründet, und Kompert trat mit heller Begeisterung für die Konstituierung eines Wiener Zweigvereines ein. Er wurde dessen Vorstandsmitglied und nach Mosenthals Tode Präsident. Hier fand sein milder und gütiger Sinn reichstes Feld zur Betätigung. Vielen Bedürftigen hat er die Mittel der Schillerstiftung erschlossen, keinen Aufwand an

Ehe gebracht, und diese beiden zu guten und ganzen Menschen zu erziehen, war dem kinderlosen Kinderfreunde die erste und liebste Aufgabe. Seine durchaus kindliche Natur wußte bei den beiden Kleinen Vertrauen und Liebe zu erwecken, und bald blickten sie zu dem Gatten ihrer Mutter wie zu ihrem Vater auf. Mit hingebender Zärtlichkeit überwachte er ihre Kindheit und ihre Jugend. Furchtbar riß es ihn mitten aus diesem idyllischen Glücke, als die jüngere Stieftochter eines frühen und plötzlichen Todes starb und er mit seiner Frau und dem greisen Großvater an der Bahre des geliebten Kindes stand. Und kaum minder schwer traf es ihn, als sechs Jahre später Moritz Hartmann, der Freund seiner Jugend, schwerem Siechtum erlag. Mit hingebungsvoller Treue hat er Hartmanns letzten Roman, „Das Andenken der Mutter“, in den so manche gemeinsame Jugenderinnerung Eingang gefunden hatte, zu Ende gedichtet. Er war sorgfältig bemüht, den Ton festzuhalten; seine subjektivere, reflektierende Art konnte er freilich nicht ganz verleugnen.



Komperts Gattin (1857).

In der zärtlichen Atmosphäre seines Hauses wurde es ihm bald wieder wohl, und sein Glück ward neu, als die ältere

Tochter heiratete und gar bald eine Schar blühender Kinder den Großvater umspielte und umjubelte. Eine Fülle von Dichtungen, die freilich die Schwelle des Hauses nicht überschritten, dankt ihre Entstehung diesem innigen, geistig bewegten Familienleben; dramatische Sylvesterscherze, kleine Schauspiele für die Kinder, und eine Anzahl von ernsten und heiteren Gelegenheitsgedichten. Herzliche Empfindung spricht aus allen, nicht selten überraschen tiefe und originelle Gedanken. Die Form freilich läßt bei diesen für den Augenblick berechneten Dichtungen zu wünschen übrig; seinen Mangel an rhythmischer Begabung hat Kompert selbst erkannt. Darum hat er auch nur selten Verse in die Öffentlichkeit gesandt, die dann fast immer Bedeutendes in sprachlich und metrisch nicht einwandfreier Form aussprechen.

Es war dem Dichter nicht immer möglich, sich den Aufforderungen, große Momente lyrisch zu begrüßen, mit Anstand zu entziehen. Denn sein Ruhm war indes stetig gewachsen, und manche Ehrung wurde ihm zuteil. Schon 1857 hatte ihn die Universität Jena zum Ehrendoktor promoviert. Im selben Jahre wurde ihm in Weimar, wohin er zur Enthüllung des Goethe-Schiller-Denkmals gereist war, die herzlichste Aufnahme von seiten der Schriftsteller und des Hofes. Der Großherzog nahm lebhaften Anteil an der sympathischen Persönlichkeit des Mannes, dessen Schriften ihm bekannt und wert waren; die Gunst Karl Alexanders blieb Kompert dauernd erhalten, und 1865 durfte er dem Fürsten seine „Geschichten einer Gasse“ widmen. Er hatte indes wiederholt Gelegenheit gehabt, dem Großherzog persönlich näher zu treten; 1859 wurde die Schillerstiftung gegründet, und Kompert trat mit heller Begeisterung für die Konstituierung eines Wiener Zweigvereines ein. Er wurde dessen Vorstandsmitglied und nach Mosenthals Tode Präsident. Hier fand sein milder und gütiger Sinn reichstes Feld zur Betätigung. Vielen Bedürftigen hat er die Mittel der Schillerstiftung erschlossen, keinen Aufwand an

Zeit und Mühe gescheut, wenn es rasche Hilfe galt. So ist es seiner Tätigkeit zu danken, wenn Franz Stelzhamers letzte Tage vor Not geschützt, wenn dessen Kinder versorgt wurden, so hat er sich der hilflosen Schwester Kürnbergers angenommen, und an niemand Besseren wußte sich im Jahre 1859 Berthold Auerbach mit der Bitte zu wenden, Otto Ludwig zur Unterstützung vorzuschlagen, als eben an unsern Kompert.

Sein gemeinnütziges Wirken umfaßte immer weitere Kreise und nahm bald seine ganze Zeit in Anspruch. So mußte er, der schon 1861 seine Beamtenstelle mit der eines Feuilletonredakteurs der „Konstitutionellen Österreichischen Zeitung" vertauscht hatte, bald auch diese wieder aufgeben. Das Erträgnis seiner Dichtungen, das Vermögen seiner Frau und die verhältnismäßig wenig Arbeit beanspruchende Stellung als Mitdirektor eines Bankinstituts gestatteten ihm fortan, ganz seinen Neigungen zu leben. Er wurde in den Vorstand der Wiener israelitischen Gemeinde gewählt und wirkte hier segensreich als Präsident der Schulsektion. In dieser Eigenschaft trat er 1870 in den Bezirksschulrat der Stadt Wien, 1876 wurde er zum Landesschulrat für Niederösterreich ernannt. Seine pädagogische Begabung hatte nun ein weites Feld segensreicher Betätigung gefunden, und der leidenschaftliche Kinderfreund eine herzerfreuende Beschäftigung, die auch für den Schriftsteller von Bedeutung wurde. Weniger hat ihn seine Tätigkeit im Gemeinderat erfüllt und befriedigt, in den er sich 1873 aus Parteidisziplin wählen ließ; er glaubte sich nicht berechtigt, seine Kraft der Sache des Fortschritts zu entziehen.

So sehr sich Kompert nun als Wiener fühlte, so enge ihn die Tätigkeit in der Schillerstiftung mit den bedeutendsten Männern Deutschlands verband, seinen eigentlichen Beruf sah er doch noch immer darin, die Erziehung der Juden zu gleichwertigen Gliedern des Staates anzubahnen und durchzuführen. Nicht nur seine Wirksamkeit in der jüdischen Ge-

meinde ist von diesem Gesichtspunkte aus zu beurteilen; auch seine Mitwirkung an Szántos jüdischer Zeitschrift „Die Neuzeit“ und an Josef Wertheimers „Jahrbuch für Israeliten“. In diesem auf die engen Kreise der frommgläubigen Juden beschränkten Kalender sind die kleinen Geschichten erschienen, die Kompert 1861 und 1865 gesammelt dem großen deutschen Publikum vorgelegt hat. Sie richten sich also zunächst an die Glaubensgenossen.

VII.

Die Novellen, die Kompert als „Neue Geschichten aus dem Ghetto“ und „Geschichten einer Gasse“ bezeichnete, sind schon ihrem Umfange nach — und der ist wieder durch den Ort ihrer ersten Publikation bedingt — wenig geeignet, das reformatorische Pathos der unmittelbar vorhergehenden Erzählungen fortzusetzen. Der genaue Kenner des Ghettos gibt hier zum größeren Teil kleine Genrebildchen, mühelos entstandene Produkte einer behaglichen, geruhigen Stimmung. Das gilt zumal für die erste Sammlung; fünf von ihren sieben Novellen atmen eine herzerwärmende Heiterkeit, einen leuchtenden Humor, der erst in den Jahren des sorgenlosen Genießens sich in dem Dichter zur Reife entwickelt hat. Zwar ist schon in der allerersten Ghettogeschichte die Flucht der beiden Franzosenfeinde mit stillem Behagen ausgemalt, zwar hat er schon in dem ernsten Pflügerroman mit liebevoller Sorgfalt die rührendkomische Gestalt des Vetters Koppel mit dem „Mogen Dovid“ gezeichnet, aber erst jetzt hat er seine Lust daran, eine ganze Geschichte auf den Ton freiesten Humors zu stimmen, in sonnigster Heiterkeit die kleinen Eigenheiten seiner Helden ans Licht zu ziehen. Ja, er geht weiter, und die Sonderlinge, die ihren heiligsten Ernst sich vom Dichter und Leser verlachen lassen müssen, geben ihren Platz ab an lebensfrische, strotzende Vollnaturen, die nun selbst mit weltüberlegener Laune ihr Geschick zum besten

wenden. Nicht nur innerlich, auch äußerlich werden sie dem Dichter zum Gewinn, der nun zur Gelegenheit das Geschick fügt, aus dem Munde dieser Raisonneure seine Meinung und seinen Anteil an den Dingen zu sagen. Nun erst werden die Gestalten der Novelle dem Leser ebenbürtig und vertraut. Haben wir anfangs mitleidig lächelnd des Spielers Bärele Abenteuer vernommen, an Herrn Julius Arnsteiners Verstiegenheit uns ergötzt, so kommt jetzt der weise Rebb Eisik „mit der Brille“ und fordert uns auf, mit ihm zu lächeln über die Vorurteile dieser Welt, so kommt endlich Kobi, der „Min“, dieser prächtige Allerweltsjunge, der in seiner sicheren, graden und doch so schlauen Weise die Herzen gewinnt, auch das des grimmen Rebb Josel Süß. Die kleine Welt der „Gasse“ ist naturgemäß voll von Menschen, die in dem engen Zirkeltanz ihres Lebens eine eigentümliche Gangart sich angewöhnt haben und diese mit drolliger Konsequenz festhalten. Diese kleinen Originale in ihren wenig bewegten, aber oft seltsamen Schicksalen zu zeigen, hat nun den Dichter mächtig gereizt, der den Schwachen und Geringen stets seine Liebe geschenkt hat. Und diese Liebe, die es ihm unmöglich macht zu spötteln und zu witzeln, ist der geheime Quell seines allsiegenden Humors. Nur bei vollkommener Beherrschung des Stoffes nach außen und innen war es möglich, diesen so frei schalten zu lassen. Wie man einen Charakter in Szene setzt, wie man eine Handlung ohne Zwang ins Rollen bringt, wie man den einmal angeschlagenen Ton bis ans Ende festhält, all das war dem Dichter schon lange kein Geheimnis mehr. Und nun spielte er selbstbewußt mit seinem technischen Können. So mußten denn kleine Meisterwerke entstehen, als deren vollendetstes Kompert selbst den „Min“ erkannt hat. Wie da Kobi in seiner Familie geschildert, aus ihr erklärt ist, wie das Problem gestellt und gelöst, wie dem klugen Jüngel der Randar entgegengesetzt wird, wie hinter den beiden Hauptpersonen, kaum angedeutet, in unsagbarem

Reize, die schöne Mirl erscheint, das hat auch Kompert nicht wieder so unvergleichlich getroffen. Es wird einem wohl und warm ums Herz bei dieser Geschichte, in der nun endlich kein Wort zu viel und keines zu wenig steht, aus der die prächtige Persönlichkeit des Dichters unwiderstehlich hervortritt, gerade weil er sich zurückgehalten hat wie sonst nicht oft.

Neben diesen Geschichten, die den Dichter heiterer zeigen als je zuvor, stehen andere von ganz ungewöhnlich ernstem, ja düsterem Charakter. Es handelt sich hier stets um eine Sünde, die furchtbar gesühnt werden muß, ob es nun das eigene Gewissen ist, das die Tochter in Nacht und Not heimkehren heißt zu dem verlassenen Vater, ob das Gebot des Rabbi die Buße auferlegt, oder ob der Verbrecher zur Einkehr gebracht wird durch die Macht der Frau, die sich der unschuldig Leidenden annimmt. Nicht immer ist die Schuld ein gemeines Verbrechen, sie kann auch in der Versündigung am eigenen Wesen, in der Geringachtung der väterlichen und göttlichen Autorität bestehen. Stets aber glänzt nach finsterem Kampfe das Rosenrot der Versöhnung und Erlösung. Und stets ist es das Ewig-Weibliche, das den Sieg erringt. Pessel „mit der Türe", diese wunderbare Verkörperung edelster Hilfsbereitschaft und Liebe in rauhester Hülle, und der Schutzgeist der Mutter, sie entwaffnen abgestumpfte Verbrecher; Mutter- und Tochterliebe besiegt Jakob Löws schmerzverhärtetes Herz, und, die aus Feigheit schwieg, schweigt nun in tapferem Gehorsam bis ans Ende. Charakteristisch für diese ganze Gruppe ist es aber, daß das Interesse an dem, was geschieht, weit zurücktritt, hinter der Teilnahme an den Menschen, denen es geschieht. So wenig ist es des Dichters Absicht, seine Personen durch eine eingehend geschilderte Handlung durchzuführen, daß er sich den grandiosen Stoff der „Schweigerin" förmlich aus den Händen fließen läßt. Was hätte diese Frau, die zur Buße schweigt, alles erleben können! Ihm genügt die

Aufstellung und Lösung des Problems, auf die Exemplifikation verzichtet er willig; worauf es ihm ankommt, ist nur die seelische Entwickelung, und die kann er in den knappesten Rahmen pressen. Sich in die Psychologie eines Menschen vertiefen, eines eigenartig veranlagten Menschen insbesondere, das ist ihm Bedürfnis und Genuß. Und da gelingen ihm immer aufs neue wunderbare Schöpfungen, wie der rührende Maier „mit den vier Händen“, der eisenharte und doch so liebebedürftige und liebefähige Jakob Löw, und vor allem die „Annehmerin“, eine jener starken alten Frauen, wie er sie als Widerspiel der milden, stillen Großmütter oft geschaffen hat.

Gerade die Kraft psychologischer Schilderung, die diese Geschichten auszeichnet, fehlt in mancher Erzählung der dritten Gruppe, die wieder an die Tendenznovellen anschließt. Bezeichnenderweise enthält die erste Sammlung nur eine einzige, die überdies nur eine Art Paralipomenon zu dem Roman „Am Pflug“ darstellt („Die Prinzessin“), während in der zweiten Sammlung der größere Teil in diese Kategorie fällt. Hier handelt es sich durchaus um die Frage: Darf der Jude seinen Glauben verlassen? Die Antwort tönt ganz deutlich aus den Erzählungen heraus; sie lautet einfach: Nein. Ruben Schönmann zerstört sein Familienglück durch den Übertritt, Samuel Fingerhut wandert nach Amerika, nur um die Taufe rückgängig machen zu können, zu der er sich überschnell entschlossen, Isabella Brodini weint am Grabe ihres Vaters, des Vorbeters David Brod, und Christian und Lea bleiben getrennt, bis sie sich im Winter ihres Lebens wunschlos von hüben und drüben zusammenfinden. In dieser Novelle wird das trostlose Wort gesprochen: „Was zerbrochen ist, ist zerbrochen . . . Was du glaubst, Christian, und das, was ich glaube, ich meine das, wie man es mit Gott dem Allmächtigen im Himmel hält, das sind auch zwei zerbrochene Tafeln, zwei Stücke von einer, die einmal ganz gewesen

ist . . . Auf jedes der zwei Stücke hat aber Gott etwas geschrieben, und daran hält ein jeder fest, und nur Gott der Allmächtige allein ist imstande, die zerbrochene Tafel wieder so ganz zu machen, daß, was auf dem einen Stücke geschrieben steht, zu demjenigen paßt, was auf dem anderen geschrieben steht. Den Tag, wo das geschieht, werden wir nicht erleben!" Aber dieselbe Novelle endet mit den Worten: „Es gibt eine Liebe und eine Einigung unter den Menschen, die ist stärker und gewaltiger als die, von der König Salomo in seinem Hohen Liede spricht. Davon habe ich ein Beispiel bekommen an Sarah, Frau von Wolf Ungar, dem Gemeindediener. In dem Herzen dieses jüdischen Weibes liegt diejenige Liebe, die der Welt einmal den Frieden und die Ruhe wieder zurückgeben wird." So scheint sich für die Zukunft die Möglichkeit zu eröffnen, daß der Jude in die allgemeine Kultur eintrete, ohne seinen Glauben aufgeben zu müssen, der dann — einigermaßen modifiziert — eins sein werde mit einem gleichfalls modifizierten Christentum. Ganz schüchtern nur wagt es Kompert, diese Utopie anzudeuten, in der ihm für beide Teile das Heil zu liegen scheint. Für die Gegenwart weiß er keinen Rat. Darum ist der Ton dieser Novellen ein so müder, dumpfer. Es gibt ja keinen Ausweg aus dem geistigen Ghetto für den, der auch kein Tüpfelchen von den ererbten Formen opfern will; und wer ein Tüpfelchen opfert, der wird halb gegen seinen Willen fortgerissen und endet — von dem Fanatismus seiner Glaubensgenossen gedrängt — beim Unglauben und beim Übertritt aus unlauteren Motiven. Daher ist Kompert hier manchmal herb wie nirgend sonst; doppelt hart wirkt gerade bei dem sonst so weich gestimmten Dichter eine Gestalt wie die „Seelenfängerin", die Mann und Kind dem in seiner unerbittlichen Strenge erfaßten Glauben opfert. Nur „Christian und Lea" zeigt uns die alte und liebe Art. Hier, wo es sich nicht wie in den übrigen Geschichten um Bekehrung und

Übertritt, sondern um die Liebe zweier durch den Glauben Getrennter handelt, hier scheint nicht die Willkür des Dichters, sondern das unerbittliche Schicksal einem glücklichen Ausgang entgegenzustehen. Gerade hier hat Kompert die Härten gelindert durch das arme Altersglück, das er den beiden gönnt. Und die helfende Liebe, mit der die Judenfrau sich des Christenknaben erbarmt, läßt uns hoffen, daß die scheinbar unüberbrückbare Kluft nicht in alle Ewigkeit klaffen werde. — Drei Jahre nach dem Erscheinen der „Geschichten einer Gasse" legte die österreichische Gesetzgebung den ersten Notsteg von Rand zu Rand: die fakultative Zivilehe wurde Gesetz. Und das nächste Werk Komperts knüpft ebenso an dieses politische Ereignis an, wie „Am Pflug" jenem kaiserlichen Patent gefolgt war, das den Juden Landbesitz zugestand.

VIII.

In der kurzen Zeit vom Juli 1873 bis zum Mai des nächsten Jahres ist Komperts umfangreichstes Werk, der Roman „Zwischen Ruinen" entstanden. Hier hat er endlich die Lösung der Frage gefunden, die in „Alt-Babele" und in den „Kindern des Randars" leise berührt, im „Dorfgeher" und in „Christian und Lea" ohne Antwort geblieben war. Man kann nicht sagen, daß sie vollständig befriedigt. Jude und Christin vereinigen sich, ohne daß ein Teil seinen Glauben verläßt; in dem besonderen Fall, den der Roman behandelt, verbindet die beiden außer ihrer Liebe noch die zu dem Kinde des Juden. Was aber mit den Kindern werden soll, die dieser Mischehe entstammen, und wie ein Familienleben möglich wird, wo die einzelnen Glieder des Hauses in ihrem religiösen Leben verschiedene Wege gehen — das bleibt unbesprochen. Kompert hat es hüben und drüben mit Menschen zu tun, die tiefen Glaubens voll an ihrer angestammten Religion hängen. Für sie gibt es eben keinen Ausweg, der nicht zugleich die Einheitlichkeit der Familie zerstört. Die Menschen, die ihren

Glauben verlassen können, erwecken ihm kein Interesse, und die Hoffnung, die am Schlusse von „Christian und Lea" ausgesprochen wurde, ist noch weit von der Erfüllung.

Nach alledem ist es klar, daß das Interesse an dem Roman für uns keineswegs in dem Problem und seiner Lösung liegen kann. Nur seine rein künstlerischen Qualitäten vermögen uns anzuziehen, und damit ist zunächst ausgesprochen, daß der Dichter, der die Tendenz scharf herausgearbeitet hat, sein letztes Ziel nicht erreicht. Damit aber hängt ein zweiter Fehler des Romans enge zusammen. Je weniger wir uns für die Tendenz des Werkes interessieren können, je stärker klafft das Mißverhältnis zwischen der Länge des Buches und seiner dürftigen Handlung. Die einfache Frage: Wird Jonathan Falk Dorotheen heiraten? darf nicht so lange auf ihre Beantwortung warten müssen. Besonders in der zweiten Hälfte der Erzählung erscheint die Entscheidung übermäßig hinausgeschoben, da sich, während die beiden innerlich längst im klaren sind, ein äußeres Hindernis in der Gestalt desfanatischen Landstreichers einschiebt. Hier ist — wie so oft bei Kompert — die künstlerische Komposition der Vorliebe für psychologische Durchforschung komplizierter Charaktere geopfert. Diese tiefeindringende Menschendarstellung ist nun wieder der hervorstechendste Vorzug der Dichtung. Nur sechs Personen — die knapp, aber scharf umrissenen Nebenfiguren abgerechnet — hat uns Kompert in dem ganzen dicken Bande abgeschildert, die aber mit tiefgründiger und abgeklärter Kunst. Da ist einmal — die einfachste und am einfachsten gezeichnete Gestalt — der Knabe Bernhard, dieses lebhafte, liebeheischende Kind, mit seiner treuen Anhänglichkeit an Dorothea und seinem scheuen, sklavischen Gehorsam gegen den wilden Oheim. Dann der seelengute, nach außen tapfere und starke, aber gegen sein Herz so schwache und durch entschiedene Charaktere so leicht zu beeinflussende Jonathan Falk. Er steht zwischen zwei Frauen, die der Dichter

wirkungsvoll kontrastiert hat. Die obenhin aufgeklärte und zugleich abergläubische Bella, die Jüdin, die von der Tradition nichts wissen will, an deren Stelle sie aber nicht eine Spur innerer Selbständigkeit zu setzen hat, und die fest in sich beruhende, alles Heilige verehrende, hingebungsvolle blonde Maria Dorothea, die anmutendste Frauengestalt, die Kompert je gelungen ist. Und wiederum im Gegensatz zu dieser mild und innig Gläubigen der fanatische Bruder Jonathans, der wilde Sünder, der durch wilde Buße sein Heil zu finden meint. Über alle aber erhaben an Weisheit und Güte, die alte, blinde Lehrerin Veile Oberländer, diese durchaus originelle Gestalt, in der sich die harten Züge der Pessel „mit der Tür" mit den milden der Großmutter Marjim zu einer wunderbaren Einheit verbinden.

Wenige Werke Komperts sind so reich an poetischen Situationen, an lyrisch bewegten Momenten, wie dieser Roman. Nicht oft hat er es so gut verstanden, mit wenigen Worten viel zu sagen, wie hier. Am tiefsten wirkt diese Kunst des Andeutens in der kleinen Szene voll keuschester Sinnlichkeit, in der Dorothea sich über ihre Gefühle klar wird, am raffiniertesten ist sie angewendet in dem letzten Gespräch Bellas mit Veile Oberländer, dessen genauen Inhalt wir erst am Schlusse des Buches erfahren. So kurz er sich an solchen Stellen zu fassen pflegt, so anschaulich weiß er die Situation zu machen. Und besonders deutlich tritt diese Bildhaftigkeit der Darstellung in den Szenen hervor, die sich unter freiem Himmel abspielen. Als wollte er dafür entschädigen, daß er seine Leser so lange in der dumpfen „Gasse" festgehalten, führt er uns wiederholt und mit merklicher Freude der Heimat des deutschen Mädchens entgegen, schildert liebevoll eingehend den Gang durch die Felder und vor allem in leisen, aber eindringlichen Tönen jene wundersame Nacht im Wirtshausgarten. Aber auch vor stärkeren Akzenten, auch vor dem Häßlichen und Gräßlichen weicht er nicht zurück und rückt uns den Sturm

auf Falks Haus und den Brand der Fabrik handgreiflich vor die Augen.

Mehr als sonst hat Kompert in diesem Roman, dessen eine Hauptperson eine Christin ist, die Verhältnisse seiner Heimat, sowie sie jenseits der Ghettotore zu finden sind, berücksichtigt. Schon die Voraussetzung für Dorotheens Aufenthalt in dem tschechischen Städtchen beruht auf Zuständen, die für die Sprachgrenze bezeichnend sind. Das deutsche Tauschkind mit dem tiefen Widerwillen gegen die tschechische Sprache, das lieber zu den Juden geht, weil sie deutsch sprechen, das in dem Kaplan des Ortes den nationalen Renegaten haßt, ist eine durchaus richtig beobachtete Gestalt. Und auch sonst ist der Hintergrund nationalen Hasses, von dem sich die Liebesgeschichte abhebt, in allen Teilen scharf beobachtet. Dieses stumpfe, oft sogar ablehnende Verhalten der älteren Tschechen gegen die neue, national erregte Generation, die Art der Agitation, die von der Kanzel herab genährt wird, die Gestalt dieses deutsch-tschechischen Geistlichen, die Verbindung des Deutschenhasses mit dem Antisemitismus sind geschickt ausgewählte Merkmale der deutschfeindlichen Bewegung, die in unserem Romane sehr glücklich in die Zeit der tschechischen Deklaration verlegt wird. Mit diesem Hereinziehen des nationalen Gegensatzes hat das Werk eine breitere Basis erhalten als seine Vorgänger. Es schildert nicht mehr die Juden unter sich, es fragt auch nach dem Wohl und Weh der Andersgläubigen. Dieser Umstand ist bedeutungsvoll, da er nicht zufällig ist. Die öffentliche Wirksamkeit Komperts, in der er Juden und Christen nahezu gleichmäßig umfaßte, hat hier ihre ersten Spuren in seinem Dichten hinterlassen. Sie hat seine weitere poetische Tätigkeit fast ausschließlich bestimmt.

IX.

Zwanzig Jahre stillen Glückes und froher Tätigkeit waren gleichmäßig dahingegangen; der Winter gehörte der Arbeit,

der Spätsommer und Herbst der Muße und den Musen. Kleinere und größere Reisen erweiterten seinen Gesichtskreis und boten reichen Genuß, meist aber verbrachte Kompert die Wochen der Erholung ruhig und behaglich im Kreise der Seinen an den Seen des Salzkammergutes oder in Reichenau. Ende August 1876 fuhr er von Kammer zu einer Sitzung des Direktionsrates des Stadttheaters, in den er kurz vorher gewählt worden war, nach Wien. Hier erlitt er nach einem Diner einen Blutaustritt ins Gehirn; das Augenlicht war vollkommen erloschen. Mit seiner Frau unternahm er eine Erholungsreise nach Italien, die ihn bis nach Rom und Neapel führte. Allmählich besserte sich sein Befinden, die Augen gewannen ihre alte Stärke, nur eine gewisse allgemeine Schwäche war zurückgeblieben. Es war ihm noch gegönnt, sich an den Herrlichkeiten Roms und Neapels zu erquicken. Ja, sogar zu neuer Produktion bekam er Lust und Kraft. Aber charakteristischerweise verfolgte ihn bis nach Rom die Liebe zu seinen Juden, und auf dem sonnigen Monte Pincio gedachte er in einem düsteren Nachtbilde des römischen Ghettos.

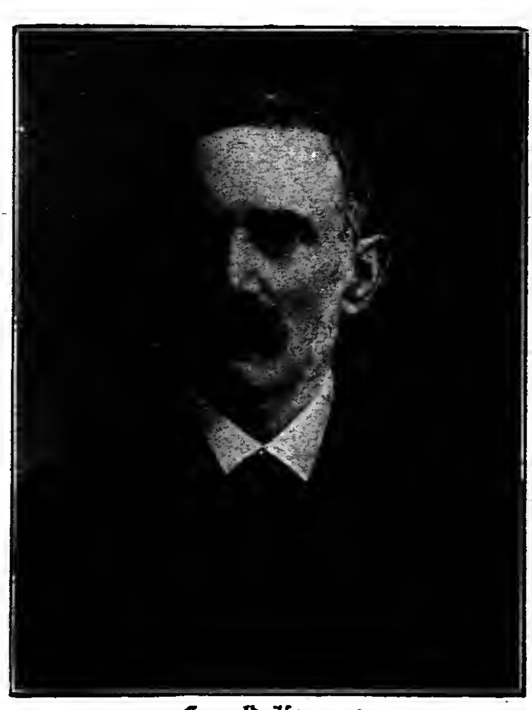


Komperts Gattin.

Kompert kehrte anscheinend gesundet heim, aber er war in wenigen Monaten ein Greis geworden. Von Gattin und

Tochter sorglich betreut, achtete er strenge auf sein körperliches Befinden, das sich nur langsam besserte. In stiller Zurückgezogenheit entstand der Roman, der Kompert als emsigen Beobachter des Großstadtlebens zeigt, „Franzi und Heini“.

Diese „Geschichte zweier Wiener Kinder“ ist langsamer und mühsamer entstanden als Komperts übrige Schriften. Ein volles Jahr hat er an dem schmächtigen Bändchen gearbeitet. Er hatte sich auf einen Boden begeben, der ihm nicht altvertraut war, den er sich erst allmählich erobern mußte. Zwar hatte er auch nach den ersten Jugendschriften wiederholt in kleinen Skizzen das Ghetto verlassen, hatte Erinnerungen an den ungarischen Aufenthalt erneut, die Schicksale eines tschechischen Musikers erzählt, Bilder aus der ihm liebgewordenen Alpenwelt gezeichnet — das Milieu der Großstadt war ihm neu. Man kann nicht sagen, daß er es durchweg glücklich geschildert hat. Da ist wenig von dem warmen Hauch der südlichen Kaiserstadt zu merken, höchstens die leichtsinnigen Ehemänner vom Brillantengrund — also blasse Nebenfiguren — haben wienerischen Charakter. Auch sonst ist zu wenig Bewegung in dem Roman, die Personen sind zu stark isoliert, sie gleiten wie Schattenbilder vor einem kaum leise angedeuteten Hinter-



Leopold Kompert.

grunde dahin. Die Figuren selbst sind allzu verschiedenartig behandelt; während die beiden Kinder und die jüdische Hausiererin greifbar nahe vor unsern Augen stehen, erscheinen alle übrigen Menschen weit fortgerückt, nur in blassesten Umrissen, oft ganz schematisch gezeichnet. In diesem Mangel eines einheitlichen Beobachtungsstandpunktes ist einer der Hauptfehler des Werkes zu finden. Der zweite liegt darin, daß auch in der Komposition dieselbe Zerfahrenheit herrscht. Von allen Seiten her, und in bunter Aufeinanderfolge, müssen wir die Handlung betrachten; einmal durch die Brillen des provisorischen Lehrers, dann mit den scharfen Augen des Staatsanwaltes, und endlich mit den milden Blicken des Dichters selbst. Nur ein ganz großer Künstler, der alle Mittel der Darstellung souverän beherrscht, durfte ein solches Gemenge aller technischen Hilfsmittel vornehmen. Kompert scheitert an der ungeheuren Schwierigkeit und kann nicht einmal so grobe Entgleisungen verhüten, daß die junge Schwalbe, die der Dichter anruft, dann in dem Tagebuche des „Provisorischen“ wiederkehrt. Auch die innere Technik weiß er nicht mehr so trefflich wie sonst zu meistern. Vieles und Wichtiges entbehrt einer tieferen Motivierung, psychologische Unwahrscheinlichkeiten sind nicht selten. Selbst die drei Menschen, denen allein des Dichters Sorgfalt gilt, können den Vergleich mit den Gestalten früherer Dichtungen nicht aushalten. So anmutig Franzi gezeichnet ist, so tief Kompert uns in ihr Herz schauen läßt, an die Schönheit Dorotheens reicht sie nicht heran. Heini ist ihr gegenüber sogar etwas stiefväterlich behandelt, und so bleibt denn als einziger wirklicher Gewinn die köstliche Perl Blütenstern übrig. Diese Gestalt darf sich in ihrer packenden Wirklichkeit mit jenen ergreifenden Frauenbildern messen, die wir als Marjim, als Pessel, als Veile Oberländer kennen und lieben. Es ist charakteristisch, daß es die einzige Jüdin des Buches ist, mit der es so gelang. Und es ist charakte-

ristisch, daß diese arme Jüdin als die einzige „Moralstarke“ den „Moralkranken“ gegenübersteht.

Denn das ist der große Sinn dieses Werkes, das eine sonst kühle kritische Stimme mit Fug „gedankenaufwühlend“ genannt hat: halber Unglaube, halbes Wissen macht moralkrank. Schon in Bella Falk hat Kompert das Verderben gezeigt, das die neue glaubenslose Zeit über schwache Menschen bringt. In seiner Wirksamkeit als Landesschulrat hat er reichlich Gelegenheit gehabt, die Neuschule nach allen Seiten zu studieren, die Wirkung auf die Jugend zu beobachten. Und wenn er in lebendigen Feuilletons, die er aus Kammer und Reichenau an die „Neue Freie Presse“ sandte, die Vorzüge der neuen Einrichtungen begeistert pries, so war er darum nicht blind für ihre Nachteile. Hier schildert er nun, wie verderblich die selbständige Verarbeitung halbverstandener naturwissenschaftlicher Begriffe auf ein junges Gemüt wirken könne, dem in der Familie keine Stütze gegeben ist, an die sich sein schwindender Glaube klammern kann. Er zeigt, wie sicher die jüdische Frau mit ihrem strengen, alten Glauben durch die Welt geht und stets das Richtige trifft. Er weist darauf hin, daß es mit der Zurückdrängung der Religion in dem Lehrplan der Schule dort nicht getan sei, wo auch zu Hause religiöse und moralische Erziehung versagt. Gegenüber den schreienden Radikalen tritt er, der Jude, für die Sonderstellung des Katecheten ein, der nicht nur zu lehren, der auch zu erziehen habe. Er zeigt, wie wenig das Lehrermaterial im allgemeinen dazu angetan sei, diese Erziehung zu leiten, er kann immer wieder nur an die Eltern appellieren, und wo dieser Appell versagt — da weiß er keinen Rat.

„Franzi und Heini“ ist ein wertvolles Dokument aus der Zeit des Kampfes nm die neue Schule, und heute, da der Kampf in Österreich von neuem entbrannt ist, wird das Buch auch neue Leser finden. Sie werden oft erstaunen

über den Reichtum der Gedanken, der für manche künstlerische Mängel voll entschädigt und der selbst über den trivialen Schluß hinweghilft. Kompert ist in Wien heimisch geworden. Das beweist dieses Werk, dem ähnliche folgen sollten. Er hat die „Gasse" endgültig verlassen, von der er vor dreißig Jahren schrieb: „Ich kann aus dem Banne noch nicht heraus. Diese Volksseele ist so labyrinthisch angelegt, hat noch so viel Unentdecktes und Geheimnisvolles, daß ich noch am Anfange stehe, während ihr mich am Ende glaubt." Nun war er mit ihr fertig und wandte sich neuen Zielen zu. Er hat sie nicht mehr erreicht.



Leopold Kompert.
Nach einer Büste von Victor Tilgner.

Noch eine große Freude stand ihm bevor. Am 15. Mai 1882 wurde mit seinem 60. Geburtstage sein 40jähriges Schriftstellerjubiläum gefeiert. Rauschender Jubel umklang ihn, von allen Seiten kamen Glückwünschende; die Stadt Wien verlieh ihm das Bürgerrecht, der Kaiser den Titel eines Regierungsrates. In einer Gesamtausgabe seiner Schriften, die er mit großer Sorgfalt und rücksichtsloser Selbstkritik vorbereitet hatte, konnte er dem deutschen Volke

die Summe seines Lebens vorlegen. Es war der letzte Sonnenblick vor der Abenddämmerung.

Am 4. April 1884 erlitt er einen heftigen Schlaganfall. Fast zwei Monate dauerte es, bis er den freien Gebrauch der Sprache und seiner Glieder wieder erlangte — sein Gedächtnis hatte dauernd und schwer gelitten, die Gestalten seiner eigenen Dichtungen waren ihm fremd geworden. Der gebrochene Mann legte alle seine Ämter nieder, nur den Vorsitz in der Schillerstiftung behielt er bei. Treue Pflege erhielt ihn noch zwei Jahre am Leben. In dieser traurigen Zeit erwachte hie und da die Lust am Produzieren; er begann zwei Novellen zu diktieren, er schrieb ein paar Verse nieder, er dachte an die Abfassung seiner Memoiren. Im Jahre 1886 schien er sich zu erholen. Es war das letzte Aufflackern vor dem Ende. Am 23. November erlöste ihn der Tod von unsäglichen Schmerzen.

Die Trauer um ihn war allgemein. Denn ein edler Mensch war mit ihm dahingegangen. „Du warst nicht nur gut, du warst die Güte selbst", rief ihm Josef von Weilen ins Grab nach. „Niemand ist zu gut; den man zu gut nennt, der ist kaum gerecht," hatte er selbst vor Jahren einer ähnlichen Charakteristik entgegnet. Wer bedürftig zu ihm kam, der fand ihn stets bereit, freundlich zuzuhören, zu raten, zu helfen. Aus seinen großen braunen Augen leuchtete eine innige, mitfühlende Menschenliebe; es drängte ihn, mit ausgebreiteten Armen alle Schwachen und Bedrückten zu umfangen, vor allem die schwächsten der Schwachen, die Kinder. Da wurde er selbst zum Kind, die Anmut seiner Natur kam zum Vorschein, und sein tiefes Behagen löste sich in klingendes Lachen. Der liebenswerte Mann hat viel Liebe gefunden, sein mildes, versöhnliches Wesen hat selbst seine Gegner bezwungen. So ist er mit leisen Schritten, rein und gütig durchs Leben gegangen.

X.

Komperts literarhistorische Bedeutung liegt in seinen Ghetto-Geschichten. Er war nicht der erste, der den Stoff ergriffen hat, aber er hat ihm eine eigenartige und wirksame Prägung verliehen. Hermann Schiff, der schon zu Beginn der vierziger Jahre mit tendenziösen Judengeschichten hervorgetreten war, hat die satirische Spitze gleichmäßig gegen die verfolgenden Christen und die verfolgten Juden gekehrt. Er haßt die Christen, er verachtet die Juden. So treffend manche Schilderung, so geistreich die Durchführung auch ist, ein solches Werk des Hasses trägt den Keim des Unterganges in sich. Während H. Schiff die Juden im engsten, wenn auch meist feindlichen Verkehre mit den Christen zeigt, existieren sie für Aron Bernstein förmlich außer der christlichen Welt. In seinen köstlichen Geschichten „Vögele der Maggid" und „Mendel Gibbor" leben wir wirklich nur innerhalb des „Eiruws", jener Drähte, die am Sabbat das Gebiet der Gemeinde symbolisch umfassen. So konnten wohl einzelne Meisterwerke deutscher Erzählungskunst geschaffen, aber keine neue Gattung begründet werden. Denn die Enge des Gesichtskreises gestattet nur eine beschränkte Stoffwahl und eine eintönige Behandlung; Bernstein wußte wohl, warum er mit so wenigen Dichtungen hervortrat. Erst Kompert hat es verstanden, das kleine Milieu liebevoll, aber mit einem weiten, freien Blick zu betrachten, erst er hat aus den jüdischen Genrebildchen die problematische jüdische Novelle geschaffen. Viele sind ihm darin gefolgt, nur einer hat ihn selbständig fortgesetzt. Mosenthals Ghetto-Erzählungen sind so blutleer wie seine „Deborah", und bei aller Liebe und aller Sorgfalt hat Sacher-Masoch doch nie die genaue Kenntnis des jüdischen Volkscharakters erlangt, wie sie der geborene Jude besitzt. Neue Gebiete hat nur Karl Emil Franzos erschlossen, und — so abhängig er von seinem Meister und Freunde Kompert

erscheint — für die neuen Menschen und Probleme einen neuen Stil geschaffen. Daß die Juden von Barnow in ihrer fanatischen Abgeschlossenheit nicht so mannigfache und reiche psycholologische Vorwürfe darboten wie ihre böhmischen Glaubensgenossen, ist nicht Franzos' Schuld.

Immerhin ist es nicht bloß der Stoff, der Kompert zu dem großen psychologischen Schilderer gemacht hat, als der er in seinen reifsten Werken erscheint. Ein scharfer Blick für innere und äußere Lebensverhältnisse hat sich in ihm mit einer grenzenlosen Liebe zu den Menschen vereint, und so ist ihm das Sichversenken in das Seelenleben gerade der Armen und Bedrückten ein liebes Bedürfnis geworden. Aus allen seinen Werken, auch aus den minder gelungenen, spricht sein reines, treues Kindergemüt, und wer auch nur eine seiner Geschichten gelesen hat, hat ihren Verfasser ins Herz geschlossen. In dieser Menschenliebe Komperts liegt ein großer Schatz an sittigender Kraft, und darum sind seine Werke wohl geeignet, bildend und erziehlich zu wirken. In Verbindung mit seinen künstlerischen Vorzügen macht ihn diese Eigenschaft zu einem Volksschriftsteller ersten Ranges. Sein enges und eigentümliches Stoffgebiet steht dem nicht im Wege. Denn einmal kann es dem Nichtjuden nur erfreulich und wertvoll sein, die Fülle der sittlichen und poetischen Elemente zu betrachten, die in demselben Judentume liegt, dessen häßliche und schädliche Seiten er so gut kennt. Dann aber hat Kompert den ehrlichen Versuch gemacht, die noch immer schwebende Judenfrage auf eine Weise zu lösen, die auch heute Beachtung und Nachdenken verdient. Er ist freilich hiebei von Voraussetzungen ausgegangen, die wir nicht mehr gelten lassen.

Wie so viele Juden der liberalen Ära, wie vor allem Berthold Auerbach, fühlte er sich zugleich als Jude und als Deutscher. Er wollte von einer Unvereinbarkeit dieser beiden Tatsachen nichts wissen, und sein Lebenswerk war dahin ge=

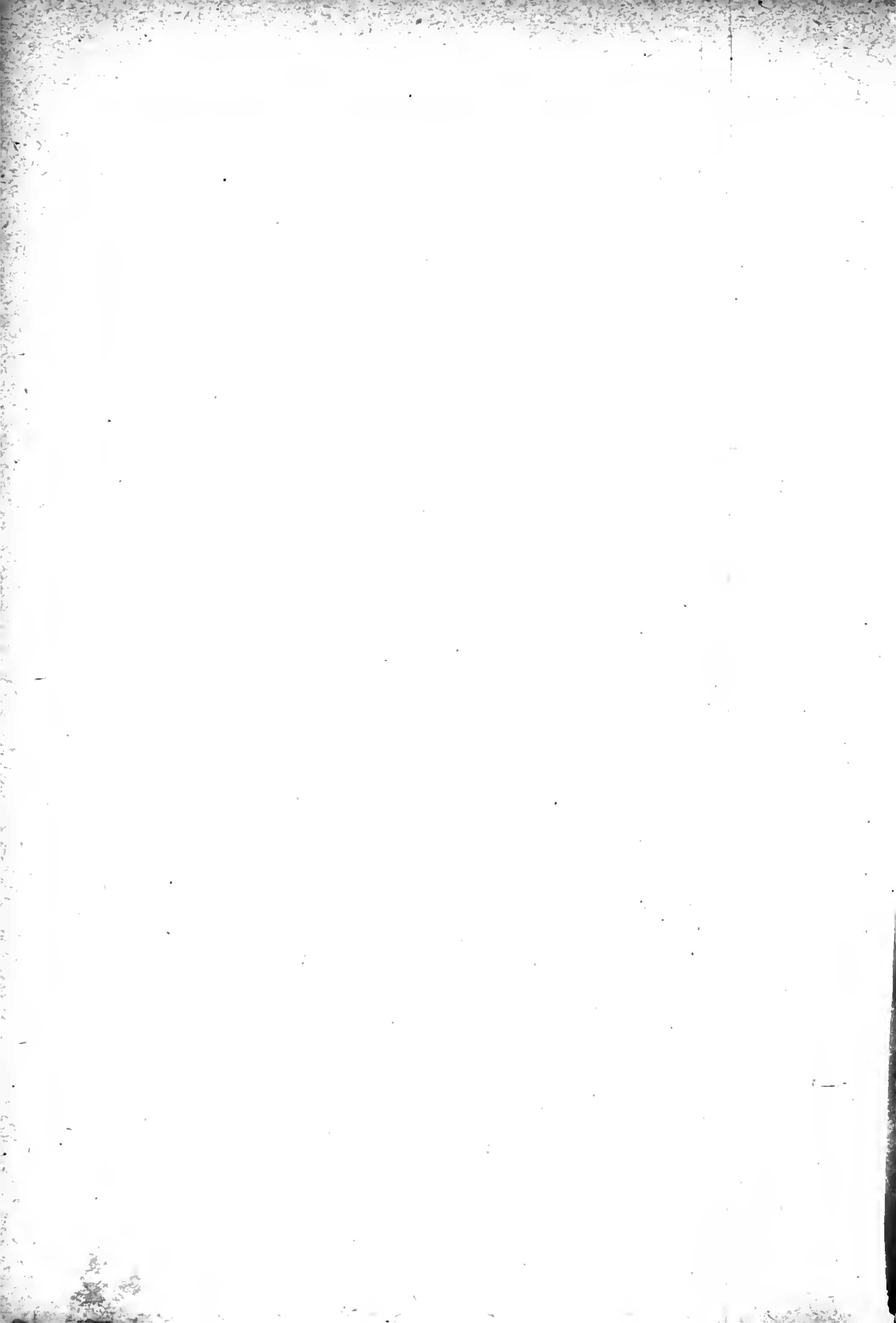
richtet, beiden gerecht zu werden. Unsere Zeit steht solchem Bestreben skeptisch gegenüber. Man hat erkannt, daß es nicht nur religiöse, daß es auch nationale Bande sind, die selbst solche Juden, die längst ihren Kinderglauben abgeworfen, mit ihren Stammesgenossen verknüpfen. Man hat es hüben und drüben erkannt. Zahlreiche Juden beginnen sich wieder als Angehörige eines selbständigen Volkes zu fühlen, sie streben nach einer neuen staatlichen Organisation und blicken sehnsüchtig nach Zion. Und auf der andern Seite erhebt die Rassentheorie ihr Haupt und ruft: Nie kann der Jude Deutscher werden. Nur klein ist das Häuflein derer, die das Heil in einer vollständigen Amalgamierung sehen, und auch diese können die Wege Komperts nicht wandeln. Sie glauben, daß die jüdische, durchaus als Staatsreligion gedachte Religion ein Hindernis der Assimilierung sei, und sehen daher in dem Übertritt die notwendige Voraussetzung einer solchen.

Kompert hat zeitlebens den Glauben an eine mögliche Amalgamierung ohne Aufopferung der ererbten Religion nicht aufgegeben, und sogar — so seltsam es klingen mag — in ferner Zukunft auf eine Kirchenunion zwischen Christen und Juden gehofft. Auf diese hinzuarbeiten, sie vorzubereiten war sein Lebenszweck, und der hieß ihn, Duldung und Liebe predigen. So stand er, ein milder Vermittler, zwischen beiden Völkern, denen sein Herz gleichmäßig gehörte, und sehnenden Blickes schaute er in die Zukunft, ob nicht dort der ewige Friede, die ewige Einigung herandämmere. Aus der Enge des Ghettos und der Vorurteile wollte er in die freie Natur führen, wo sich die Herzen der Menschen erschließen und aneinander schließen, wo reine Menschlichkeit alle menschlichen Gebrechen sühnt. Und auf diesem Wege wollen wir ihm gerne folgen.

Wien, im September 1906.

Stefan Hock.

Aus dem Ghetto.



Judith die Zweite.

Zur Zeit, als sich die folgende Begebenheit zutrug, sah es im Ghetto ganz anders aus als jetzt. Die Leute waren damals viel unglücklicher daran als heutzutage, und das rührte hauptsächlich davon her — weil sie keine Zeitungen lasen. Jetzt ist das freilich ganz anders worden. Das Ghetto liest nicht nur, sondern schreibt sich selbst seine Zeitungen, und zur Bundesarmee des gedruckten Wortes stellt es ein gar beträchtliches Kontingent. Das Ghetto hat Federn, die bloß in seinem Solde stehen; nur schade, daß es nicht schon damals verstand, sie gehörig in Bewegung zu setzen. Denn dadurch ist manche Geschichte zu Boden gefallen, die jetzt wie eine gestrandete kostbare Beute mit Stricken und Haken ans Land gerettet würde — und nun vergessen bleibt. Wenn aber heutzutage der Vorsteher irgend einer versteckten Gemeinde das Unglück hat, gerade nicht im Besitze der allerschönsten Nase zu sein, so kann man das morgen oder übermorgen ganz sicher überall ausposaunt lesen — der arme Vorsteher und seine Nase!

Wie für so viele andere Dinge muß man aber die Leute im Ghetto auch darum entschuldigen. Sie hatten damals nicht Zeit zu lesen, oder gar zu schreiben. Ein einziger Mensch besaß damals die ganze Zeit, er hieß Napoleon, die andern hatten nur Momente. In solchen Momenten konnten die andern eben nur Atem schöpfen, wenn er ihnen nicht schon früher ausgegangen war. Wie konnte man da schreiben? Die Hand zitterte unter dem Trommellärm und brachte

nichts als unleserliche Fliegeneier aufs Papier. Und wie sollte da das arme furchtsame Ghetto, wo alles schwieg, seine heisere Stimme erheben? Noch gab es damals keine Parteien, die das schwere dogmatische Geschütz gegeneinander aufführten; die Kugeln, die damals fielen, machten einem Streite sogleich ein Ende, während sie ihn heute gewöhnlich noch mehr entzünden, und das einzige Dogma, das damals galt, war stärker als der ganze babylonische Talmud. Es hieß Brandschatzung; wollten die Leute nicht recht daran glauben, so donnerten die Kanonen dazu — die sind von jeher die besten Proselytenmacher gewesen.

Dennoch hat das Ghetto seine Geschichte jener Tage; es flattert dort manch ungeschrieben Stück davon. Die Gestalt, die damals mit Siebenmeilenstiefeln über die Erde schritt, war so groß, daß sie auch über die Mauern des Ghettos hinübersah. Aber von dem einen Blicke haben die Leute noch jetzt zu erzählen. Wenn ihr daher ein altes Mütterchen, das noch jetzt rot wird wie eine Klatschrose, wenn man ihr von der lustigen „Franzosenzeit" spricht, oder einen Dorfgeher nicht verschmähet, der als Knabe mit der Pike eines Baschkiren gespielt hat, oder eine eingemauerte Bombe aus jener Zeit — so wollen wir euch folgendes berichten.

Es war kurz nach der Schlacht bei Aspern. Uns erging es damals wie den Helden manchen modernen Romans: Tugend und Ausdauer müssen zuletzt vor der einbrechenden Gewalt Kehraus machen. Aspern war nur eine Episode, aber Wagram die Katastrophe dazu.

Von beiden Orten hatte man nach Preßburg nur einen Sprung. Man brauchte bloß dem Laufe der Donau zu folgen, so fanden die Kanonen den Weg schon von selbst hin. Also konnte es gar kein Wunder nehmen, daß die Franzosen eines Tages vor dem Preßburger Brückenkopf erschienen, in der ganz unverhohlenen Absicht, erst ihn und dann die Stadt selbst zu nehmen.

Ich weiß es im Augenblicke gerade nicht, wie lange da hinüber und herüber geschossen wurde; aber eines Tages, als man glaubte, die Kugeln hätte eine momentane Ohnmacht überfallen, kamen sie wieder lustig und lebendiger als je herangeflogen. Da entstand großer Jammer im Ghetto. Es liegt so ganz offen nach der Flußseite, und wiewohl ein eisernes Gitter von jeher die zarte Bestimmung hatte, die Leute drin vor der Berührung mit draußen zu bewahren, so flogen die Kugeln doch so ohne Scheu hinüber, als wüßten sie nicht, daß dort gewöhnlich ein Stadttrabant saß, der keine Maus durchließ, ohne ihr auf den Schwanz zu treten. Wo saß aber jetzt der Trabant? Die Leute rannten und flüchteten, begruben ihre besten Sachen in den Kellern und waren blaß wie der Tod. Hie und da flammte ein Haus auf, und die Bomben, statt durch diesen Anblick mitleidig zu werden, fuhren noch grimmiger drein und schürten, wie böse Ankläger, das Feuer noch mehr an.

Man kennt das Ende vom Lied. Einige Zeit darauf saßen die Franzosen mit ihren sächsischen Freunden in der alten Krönungsstadt; für das Ghetto fing aber das Lied erst an.

Die Leute daselbst hatten ihre guten und schlechten Tage. Man mag sagen, was man will, die Umstände wissen sie ganz prächtig zu benützen. Was sie auf der einen Seite durch Einquartierung und Brandschatzung verloren, das gewannen sie auf der anderen durch Klugheit und „Spekulation“. Was man ihnen eimerweise genommen, das schöpften sie wieder in Löffeln zurück. Die Franzosen konnten nicht so viel in die Taschen stecken, als durch gewisse Löcher fiel, und man kann denken, die Leute im Ghetto waren nicht die letzten, die sich bückten, um es aufzuheben.

Manchem steht daher die „Franzosenzeit“ noch jetzt wie ein voller Geldbeutel vor den Augen.

Aber nicht alle dachten gleich gut. Da war um diese

Zeit Leb Rother der unglücklichste Mensch in ganz Preßburg. Rother hieß er von seinen Haaren; es flammte darunter der grimmigste Haß gegen die Franzosen. Leb Rother war einmal mit den Martinigänsen, die die Preßburger Gemeinde alljährlich an den „Hof" verehrte, in Schönbrunn gewesen, und da hatte er mit dem Kaiser selbst gesprochen. War das nicht hinlängliche Ursache, daß er seit jener Zeit in einem beständigen Begeisterungsrausche lebte? Leb haßte die Franzosen, wie man die Feinde eines Kaisers, der mit „einem" gesprochen, hassen muß. Wenn er in dem Gebet „Schemona Esre" zu jener Stelle kam, wo man Gott um die Zerknirschung seiner Feinde bittet, dachte er sich immer die Franzosen darunter. Jedes Wort, das er aussprach, hätte sich in eine Kugel verwandeln mögen, um in sie zu stürzen!

Am Tage der Schlacht bei Wagram, man kannte ihr Schicksal noch nicht, da ging dieser Leb Rother wie ein Halbtrunkener in der Gasse herum. Er lief mehr als er ging und taumelte mehr als er lief. Jeden hielt er an und fragte ihn, ob der „Franzos" oder der Kaiser gewonnen habe, und da ihm keiner Auskunft geben konnte, so geriet er in heftigen Zorn und ging mit einem schrecklichen Fluch davon. „Verschwarzte Franzosen," hörte man ihn oft rufen; die Leute lachten ihn aus. Oft blieb er mitten in der Gasse stehen und fing da an zu beten. Wenn man deutlich zuhörte, konnte man Bruchstücke aus den Psalmen des Königs David vernehmen.

Kein Mensch wußte, was mit diesem Leb Rother vorging. Nur er selbst, er hatte in seiner Art einen Entschluß gefaßt, der den Franzosen einen beträchtlichen Schaden zufügen konnte, wenn er zur Ausführung kam. Der Plan war kühn, aber möglich. In der Nacht nämlich wollte er auf das Schlachtfeld hinauseilen, Kleider, Gewehre und Sattelzeuge, und was sich alles auf geheimen Wegen, die

er sehr gut kannte, fortbringen ließ, seinem Kaiser nach Ofen zuführen, wo sich damals die „Monturmagazine" befanden.

Man sieht, der Entschluß Leb Rothers war etwas praktischer Natur, denn er hoffte bei dem „Geschäft" einen recht hübschen Gewinn zu machen, aber für jene Zeit durch und durch patriotisch. Nur brauchte er zur Ausführung einen Gehilfen, der die Gefahr zur Hälfte auf seine Schulter nahm. Das war es eben, was ihn so ruhelos im Ghetto umhertrieb; er fand keinen, dem er Mut genug zugetraut hätte, und allein hatte wieder er nicht Mut genug.

Zum Glück besann sich Leb Rother in seiner Drangsal, daß er einen Freund habe. Es war dies der „lange Christoph", Wirt zum goldenen Kreuz auf dem Schloßberge, im Ghetto auch „Rebb Christoph" zubenannt. Mit diesem Rebb Christoph hatte es eine eigene Bewandtnis; er war mehr Jud' als Christ. Im Ghetto geboren und „aufgewachsen" war er mit den Sitten, Gebräuchen und Zeremonien der Leute ganz vertraut. Den Jargon sprach er so meisterhaft, daß man sich's kaum einredete, der Mann könne hinterdrein zur Beichte gehen oder ein Kreuz schlagen. Überhaupt war dieser Christoph eine gar drollige Natur. Am liebsten verkehrte er mit Juden, und wenn die Leute aus der Synagoge gingen, so stand er gewöhnlich draußen vor seinem Hause und wünschte ihnen: „gut Schabbes" oder „gut Jontef" (Feiertag). Das „Rebb" bekam er bei folgender Gelegenheit. Er sah einmal am Freitag abends einen Schnorrer an sich vorübergehen, den fragte er, nachdem er ihn früher mit dem Gruße: Salem Alekem (Friede mit euch) bewillkommt hatte: „Habt Ihr schon einen Balbos*), wo Ihr zu Schabbes essen könnt?" Der Schnorrer verneinte es. „Nun, so seid Ihr mein Gast auf Schabbes," sagte ihm der Christoph und führte ihn ins Haus, wo er ihn ganz nach jüdischer Art

*) Hausherrn

bewirtete. Ehe er zu Tische ging, wusch er sich die Hände und sprach dann über das Brot die Segnung aus. Nachdem abgespeist war, verehrte er dem Gaste das „Benschen", d. i. den Tischsegen, und da jener zufällig einen Fehler beging, wurde der Christoph ganz zornig und sagte: „Ihr seid ein ‚Amhoretz' (Ignorant), Gast, und nicht wert, daß Euch ein guter Jud' zum Essen einlad't." Erst beim Weggehen erklärte er dem Schnorrer, bei wem er gegessen! Seit jener Zeit hieß er im Ghetto „Rebb" Christoph.

Zu diesem Christoph ging nun Leb Rother in seiner Not und vertraute ihm seinen Plan. Im Punkte des Patriotismus gab ihm Christoph nichts nach, auch war er gegen einen anständigen Gewinn nicht unempfindlich. Sie hatten eine lange Unterredung miteinander, und als Leb Rother fortging, sagte Rebb Christoph im Jargon: „Nu, Leb, die Kalle hat also ihren Choßen" (die Braut hat ihren Bräutigam), womit er sagen wollte, das Geschäft sei abgeschlossen, worauf Leb Rother sagte: „Gut, und heut' Nacht ist die Chassne" (Hochzeit). Man versteht schon den mystischen Sinn dieser Worte.

Wir können hier den beiden nicht durch die Schlangenwindungen ihres Geschäftes folgen; es gelang ihnen vollkommen. Christoph hatte den Mut und Leb die Verschlagenheit — zusammen gab das den Erfolg. Wer in einer solchen Zeit lebte, wie unsere beiden Freunde, wo jeder Tag ein lebendes Beispiel brachte, den wird das nicht in Staunen versetzen. Wem damals nicht der Kopf zufällig „von selbst" herabfiel, der konnte hoffen, ihn bei der nächsten Gelegenheit um so höher aufzusetzen. — In Zeit von einigen Tagen war alles vorüber, mit Hilfe von Bauern hatten sie ganze Massen von Gewehren, Sattelzeug und Kleidern nach Ofen befördert und kehrten nun von dort, mit dem klingenden Gewinn in der Tasche, jeder einzeln nach Preßburg zurück.

Während dieser Zeit war dem Leb Rother und seinem

Freunde Christoph ein furchtbarer Feind erstanden — in einer alten französischen Grammatik. Man wird das unbegreiflich finden, wenn man nicht weiß, daß Chajim Franzos damals die wichtigste Person in ganz Preßburg war.

Dieser Chajim war eine Art Winkellehrer, der um acht Groschen die Woche die Kinder der „Balbatim" im Schreiben, Lesen und Rechnen und auch in der Bibel unterrichtete. In müßigen Stunden lernte er aus einer Grammatik französische Vokabeln; er hatte sie von einem Trödler statt Wochengeldes bekommen.

Aber diese Grammatik war jetzt ein Kapital, das seine herrlichen Interessen trug. Wer damals die Konversationssprache der Weltgeschichte verstand, der war gut daran. Da kann man sich's nun leicht vorstellen; welch ein Franzosenfreund dieser Chajim war! Sie verstanden ja seine Sprache! Bei dem Einzuge der großen Armee konnte man ihn sehen, wie er barhaupt vor den Kolonnen einherlief und seinen Hut ganz begeistert schwenkte. Er soll auch „vive l'empereur" gerufen haben, was aber noch der Bestätigung bedarf. In kurzer Zeit hatte er sich an irgend einen schnurrbärtigen Sergeanten herangemacht, mit dem er nun, Arm in Arm, und noch im Gefolge einiger „Unbesiegbaren", durch das Ghetto spazierte. War es Zufall oder Absicht: dem Chajim war die Gasse noch nie so merkwürdig vorgekommen, als gerade jetzt. Vor jedem Hause und Gewölbladen blieb er mit dem Sergeanten stehen und hielt da eine prächtige Rede, worüber den Leuten buchstäblich Sehen und Hören verging. Besonders verschwenderisch ging Chajim mit dem „Bougre" und „Sacrebleu" um; tags darauf betitelten sich die Kinder in der Gasse mit Bougre und Sacrebleu!

Bei dem allen war Chajim die wichtigste Person in Preßburg. Wer was bei der großen Armee anzubringen hatte, ging zu Chajim Franzos. Alles ging durch seine Hände; er machte den Unterhändler. Dabei vergaß er sich

keineswegs: denn da er der erste „bei der Hand" war, so handelte er goldene Uhren, Silberbestecke, Geschmeide und was sonst die Unbesiegbaren bei sich als leichte Beute trugen, um Preise ein, über die den ehemaligen Besitzern graue Haare gewachsen wären!

Singend und jubelnd durchzog Chajim mit seinem Sergeanten das Ghetto, Tag für Tag, ja oft auch in der Nacht.

Nur wenn er an *einem* Hause auf dem Schloßberge vorüberkam, wurde er plötzlich still, und die Geister seiner Lustigkeit besänftigten sich auf einen Augenblick.

Denn dort wohnte Blümele, seine Braut, die er nach den Feiertagen heiraten sollte. Chajim liebte das Mädchen, sie war schön und gut; er nahm sie ganz ohne Eigennutz, denn Blümele war eine Waise, der Vater hatte ihr nichts nachgelassen. Und doch, wenn Chajim daran dachte, daß Blümele bald sein Weib sein werde, überkam es ihn stets wie eine unaussprechliche Segnung! Er glaubte sich tief beglückt und gleichsam begnadigt von Blümele, und doch war er es eigentlich, der *sie* nahm!

Am Abend, wenn er seine Tagesbeute an Uhren, Silberbestecken und Geschmeide beisammen hatte, trug er sie zu Blümele, damit sie es „aufhebe". Das alles sollte einen schönen Beitrag zu ihrer Mitgift geben. Aber das Mädchen sagte nie ein Wort dazu, sie trug die Sachen an ihren Versteck, aber sie freute sich nicht. Chajim meinte, er bringe nicht genug, und darum sei Blümele so traurig, und um ihr zu beweisen, daß er kein „Schlemiel" sei, bemühte er sich noch mehr. Aber je mehr er brachte, desto verdrießlicher wurde Blümele. Nie sprach sie, aber um so mehr ihre Tränen.

Zuletzt ärgerte sich Chajim ganz gewaltig über diese Teilnahmslosigkeit seiner Braut. Am 9. Tage des Monats **Ab** kam er, nachdem er früher mit dem Sergeanten und

noch anderen ganz lustig gewesen war, zu Blümele. An diesem Tage ist Jerusalem zerstört worden, und in der Synagoge ertönten die weinend traurigen Klagen darum; die Leute hielten Fasten. Bei seinem Eintreten rief er ganz selig: „Gut Jontef (Feiertag) Blümele! Da bring' ich dir wieder schöne Sachen."

Er legte dabei seine glänzende Beute auf den Tisch. Aber das Mädchen schob die Dinge mit einer heftigen Gebärde von sich, daß einige Stücke klirrend auf den Boden fielen. Da wurde Chajim gewaltig böse, er schrie: „Jetzt hab' ich's genug! Willst du nicht, daß ich Geld verdiene?"

Blümele sagte aber mit tränenerstickter Stimme: „Halt's für dich; es kleben Sünden daran."

„Narrele," sagte Chajim lächelnd, „Geld verdienen ist keine Sünd'. Der Mensch muß es ja zu was bringen."

„Chajim, Chajim, wie redt'st du um Gottes willen," rief das Mädchen voll Schrecken aus und schlug die Hände zusammen. „Aus dir red't ja der Wein!"

„Der Wein?" lallte Chajim, nun selbst erschrocken, „wer sagt dir das?"

„Am heutigen Tag zu trinken! wehgeschrien," klagte Blümele, „kann dir denn das gut ausgehen, Chajim? Weißt du, was heut' für ein Tag ist?"

Dem Chajim klang diese Frage wie ein Donner; er erinnerte sich, daß er heute eigentlich fasten müsse. So untergegangen war er in seinem tollen Treiben! Er bat Blümele um Verzeihung und gelobte Besserung. Der Verbündete der großen Armee zitterte wie ein Espenblatt.

Als er von Blümele weggegangen war, ärgerte er sich gewaltig, daß er sie so viel habe reden lassen. „Ich nehm' sie ohn' Kreuzer Geld zum Weib, und sie zankt da mit mir, als möcht' sie mich von der Gass' aufheben. Soll ich das leiden, daß sie mir über den Kopf wächst?" Einen Augen=

blick darauf, hätte er diesen Gedanken gern mit ätzender Lauge aus seiner Seele gebracht!

Noch an demselben Tage sollte Chajim wegen seiner Franzosenfreundschaft eine neue Wunde erhalten. Er war in die Synagoge gegangen und hatte sich dort unter die fastenden Leute gestellt, als gehörte er zu ihnen. Hernach eilte man schnell nach Hause, denn die Nacht war hereingebrochen, und der lange Fasttag hatte ein Ende. Hie und da bildeten sich Gruppen in der Gasse, die nach den drei Sternen am Himmel lugten, denn diese Zahl bildet das gesetzliche Zeichen der angebrochenen Nacht. Auch Chajim blickte hinauf; er wußte selbst nicht warum. Da hörte er hinter sich das heisere Gelächter Leb Rothers, wie er sprach:

„Wer da will sein Wunder erleben, muß sehen den Franzos auf die Sterne gucken. Meint man nicht, die Gedärm' gehn ihm vor Hunger heraus? Sein Fasten soll mir auch nicht schaden!"

Das Blut siedete in Chajims Adern; aber er hielt an sich. Leb Rother fuhr aber in seinen giftigen Bemerkungen fort.

„Hätt' man nicht meinen gesollt, mit Chajim Franzos könnt' man Jerusalem aufbauen? Da seht's, was aus ihm geworden ist; er kennt sich gar nicht mehr. Keck Wesen gilt aber mehr als bar Geld, und alle Stummen wollen am meisten reden."

„Meint Ihr mich damit, Rebb Leb?" sagte Chajim zitternd vor Zorn und wandte sich um.

„Ein Haar auszziehn von einem Schwein ist eine große Mitzweh (Gebot)," schrie Leb Rother und ging, mit einem Stoße in Chajims Seiten, schnell vorüber. „Da hast du's, Franzos!"

Wenige Tage darauf ging ein ungeheurer Schreck durch das Ghetto. Französische Soldaten waren in die Wohnung Leb Rothers gekommen und hatten da Hausuntersuchung ge-

halten. Sie wollten Leb Rother verhaften. Dasselbe war auch bei Christoph geschehen. Die beiden hatten aber noch frühzeitig „Wind“ bekommen und hatten das Weite gesucht. Offenbar war ihr Geschäft verraten worden, und der Patriotismus sollte Buße tun.

Es war dies, abgesehen von der Brandschatzung, der erste fühlbare Angriff des strengen Kriegsrechtes und war gegen ein Leben des Ghettos gerichtet. Im Ghetto ist aber jeder wie mit tausend Ketten an das Ganze gebunden. Das Leid hat hier tausend Zungen, und wenn hier der Blitzstrahl in eines einzelnen Glück fährt, senken sich tausend Augenwimpern. Darum ging auch ein Schrei über aller Lippen!

Leb Rother und sein Gefährte irrten indes in den Preßburger Gebirgen seit einigen Tagen herum. Sie hielten sich immer zusammen, und das war unklug von ihnen; denn dadurch konnten sie leichter bemerkt und aufgegriffen werden. Ihr Leben war ein beständiges Blicken in den Rachen einer Klapperschlange! Bei Tag verbargen sie sich in irgend einem dunklen Gesträuch, bei Nacht suchten sie die öden Winzerhütten auf. Leb Rother betete in einem fort aus einem Thillim-(Psalmen-)Buch, das er bei seiner Flucht vom Hause unbewußt zu sich gesteckt hatte; Rebb Christoph pfiff ein katholisches Kirchenlied dazu. Nur des Nachts schlichen sie aus ihren Verstecken hervor und krochen in die Weingärten, um sich an den halbreifen Trauben zu erquicken, denn es war erst um die Hälfte des Monates August. Oft sahen sie aus ihren Schlupflöchern Soldaten vorüberziehen, die vielleicht auf ihr Leben fahndeten. Dann hielt Christoph im Pfeifen ein, Lebs Lippen bewegten sich aber schneller, und er blätterte in dem alten Psalmenbuche den Psalm des Königs David auf, als dieser die Rebellion seines Sohnes Absalon vernommen hatte: „In meiner Not fleh' ich zu dir, mein Gott, du bist mein Fels und meine Schutzwehr.“

Eines Tages sprach Christoph zu seinem Freunde:

„Mir geht die Geduld aus, Leb, ich bin hungrig wie ein Wolf. Man hört meinen Hunger gewiß bis nach Preßburg.“

„Du hast einen langen Hals, Christoph,“ sagte Leb Rother gleichgültig, „sieh mich an, hast du schon ein Wort über meine Lippen gehen gesehen?“

Christoph schlug ein Höllengelächter auf.

„Meinst du,“ rief er, „ich bin einer von deinen Leuten, ich kann fasten und mich peinigen und kasteien von früh morgens bis auf die Nacht? Das könnt ihr tun, euch kommt so was zugut; denn wenn der Mensch sich Essen und Trinken abgewöhnen kann, kann er alles anfangen. Meinst du, ich weiß nicht, warum ihr das Geld habt? Aber was macht das? Ich sag' dir, Leb, der Mensch muß essen, und du weißt gar nicht, was euer Herrgott für ein strenger Patron ist, wenn du z. B. kein Schweinfleisch essen darfst. Bist du auch so ein Narr, daß du meinst, ein Stück davon führt gerad' ins Gehennim (in die Hölle)?“

Dabei schnalzte Christoph mit der Zunge, als läge ihm ein fetter Bissen darauf, Leb Rother aber, statt aller Antwort auf die Blasphemien seines Gefährten, fuhr in den Psalmen fort eifrig zu „sagen“. Wie Wetterbäche stürzten die alten Laute der Offenbarung über seine Lippen; aber die königlichen Klagelieder machten keinen Eindruck auf Christophs hungrigen Magen.

„Sag' du nur fort,“ meinte er lachend, „und gib mir keine Antwort, von dem allen wirst du doch nicht satt. Und gerad' aus dem Buch! Euer König hat in einem Muck (Wink) mehr Sünden begangen, als du an tausend Jom Kippurs verantworten kannst. Und hat er nicht auch die Schaubrote gegessen? Deswegen darfst du Schweinfleisch essen!“

Da Christoph bemerkte, daß er dem Leb mit seinen

philosophischen Gründen nichts anhaben könne, dachte er auf andere und solche, die ihn mehr erschütterten. Einstweilen streckte er sich auf den Boden hin und pfiff ein Kirchenlied, bloß um den Leb zu ärgern.

Am andern Morgen, als Leb bei kaum herandämmerndem Morgenlicht wieder in seinem Psalmenbuche betete, sagte Christoph mit einer Bewegung in der Stimme, als hätte er an Leb ein Ungeheures entdeckt: „Wie kommt das, Leb, daß ich dich nicht seh' die Tefillin (Gebetriemen) umbinden? Leb, Leb, du wirst mir ein großer Posche Jisroel (Abtrünniger von Israel)!“

„Narr,“ sagte Leb, „siehst du denn nicht, daß ich in Not bin? Ich hab' sie zu Haus vergessen, und unsere Gelehrten sagen auch, wenn man in einem Zustand ist, wo man seine Pflicht nicht tun kann, so ist man davon frei. Und das weißt du nicht, Christoph? Rebb Christoph! du wirst mir ein großer Amhoretz (Ignorant).“

„Gut gesprochen, Leb,“ rief Christoph mit schrecklichem Gelächter, „soll ich leben, gesprochen wie der erste Rebbe in ganz Ungarn. Wenn der Preßburger Rabbiner stirbt, so müssen sie dich dazu machen; sie können einen andern gar nicht dazu brauchen! So soll ich leben, gut gesprochen! Also deinen Gott kannst du eher abspeisen als deinen Magen? Da irrst du dich gewaltig, Leb! Ist dein Magen jetzt nicht auch in Not? Kannst du mit ihm nicht dasselbe tun, was du mit Hand und Kopf tust, wenn du keinen Gebetriemen umlegst? Ich sag' dir, Leb, das muß auch im Talmud stehen, daß nämlich der Mensch, wenn er in Not ist und hungrig dazu, überall und alles darf essen. Es muß dort stehen, und du wirst's nur überschluppert (überblättert) haben. Ist's wahr oder nicht?“

„Du bist ein Ungläubiger,“ sagte Leb, „du verstehst mich nicht. Jed' Wort, was ich mit dir red', ist verloren. Laß mich in Ruh!“

Die folgende Nacht war der Vorabend des Sabbats. Da es zu dunkel war, um noch zu beten, saß Leb in seinem Verstecke still und sinnend, und seine Gedanken flogen wie Leuchtkugeln nach Preßburg. Da sah er in seinem Geiste, wie der holde, duftende Sabbat überall einzog; er fühlte gleichsam das Wehen seines Kommens, den leisen Flügelschlag seines Herannahens. Überall war Friede, Seligkeit und Lust. Er kam aus der Synagoge nach Hause, da strahlte die siebenzinkige Lampe ein so freundliches Licht aus; sein Weib stand im reinlichen Sabbatkleide vor ihm; auf dem Tische glänzte das weiße Linnen. Seine Kinder, das schwarzhaarige Jossefel und die gescheitere, sanfte Vögele kamen ihm entgegengesprungen und stritten um die Wette, wen der Vater früher benschen (segnen) würde und gaben ihm ihre Köpfe zu gleicher Zeit hin. Da legte er, um den Streit zu vermeiden, die rechte Hand auf Jossefels und die linke auf Vögeles Kopf; er bedachte nicht, daß er jedem einen eigenen Segen schuldig war. — Dann hörte er die frommen Tischgesänge der Leute, und diese uralten Melodien weckten wieder andere in ihm. In seiner Stimmung fiel ihm das Lied ein, worin man die Ankunft des Sabbats mit einem Bräutigam vergleicht, der seine Braut überrascht. Die ganze Synagoge sang das Lied in ihm mit lauter, freudiger Stimme; aber seine Lippen blieben stumm und bewegten sich nicht.

Auch so eine arme, verlassene Judenseele hat ihre Träumereien und Gedankenblumen, und ihr Duft legt sich nicht weniger weich an den Himmel als von denen, die ihn in Pacht zu haben meinen!

Dann gedachte er seiner jetzigen Lage: so fern von Weib und Kind, dem Tode entgegensehend und den höhnischen Bemerkungen seines Gefährten ausgesetzt. Da mußte er tief aufseufzen.

„Bist du hungrig, Leb?" fragte ihn sogleich Christoph, diesmal aber in einem ungewöhnlich ernsten Tone.

Leb antwortete nicht.

„So komm, du Narr," sagte Christoph, „und laß uns essen gehen." Er zog den Leb von seinem Sitze auf, und der, als übte Christoph eine dämonische Macht über ihn aus, folgte ihm. Hätte Christoph sich noch besser auf Seelenkunde verstanden, als er sich ohnehin verstand, er hätte nicht so innerlich aufgejauchzt über die gelungene Bekehrung seines Gefährten, er hätte bemerken können, daß Lebs Entschluß nicht das Resultat seiner Überredung war, sondern viel tiefer und inniger lag, dort nämlich, wo der Verstand seinen Boden an das Gemüt überläßt. Der Sabbat hatte es ihm angetan.

Sie gingen nun in die weiche sommerwarme Nacht hinein, vielleicht zwei Stunden lang. Auf dem Wege sprach Christoph von nichts anderem, als den Genüssen, die ihrer warteten, Lebs ahnungsvolle Seele aber, die sich zwischen dem Dufte des Sabbats, dem er entgegenzugehen meinte, und der Gefahr entdeckt zu werden, wie zwischen Himmel und Hölle auf und nieder bewegte, hatte bei den lauten Ausbrüchen seines Freundes nur das tiefste Stillschweigen.

Hie und da lag eine einsame Schenke auf ihrem Wege; aber Leb zog den hungrigen Christoph jedesmal zurück. Es war ihm keine einsam und entlegen genug. Er glaubte, die Franzosen säßen in jedem Glase und auf jeder Gabelspitze. Endlich fanden sie im tiefen Gebirge ein Wirtshaus, das selbst Leb für unverdächtig erklärte.

Sie traten ein. Wie ein gehetztes Wild sah sich Leb in der Stube um, während Christoph mit lauter Stimme nach dem Wirte rief und Braten und Wein begehrte. Er wollte seinem Freunde sogleich die praktische Anwendung seiner verführerischen Lehren geben. Leb, als der Klügere, setzte sich schweigsam an den Tisch. Sobald aber Christoph das Verlangte vor sich stehen hatte, geriet er in eine ausnehmende Lustigkeit, er war wie selig.

„Sag's selbst, Leb,“ rief er, „hat der Preßburger Rabbiner heut' Nacht so ein gutes Schabbesessen? Greif zu, Bruder, ich versprech' dir's, der Talmud soll kein Wort davon hören, greif zu.“

Während er aber selbst so wacker zugriff, daß er kaum Zeit zum Aufsehen gewann, hatte er nicht bemerkt, daß sich Leb indessen mit trockenem Brote begnügte. Über ihn war der Geist des Sabbats gekommen und bewahrte ihn vor dem Falle. Christoph wurde aber immer lustiger und lauter, er begann Lieder zu singen, vor denen Lebs Haare sich aufsträubten, sie klangen in die Nacht hinaus und weckten die tückischen Luftgeister. Schon mehrmals hatte Leb zum Aufbruch gemahnt, aber Christoph war nicht fortzubringen, und je mehr er zu sich nahm, desto näher rückten ihm die Erinnerungen der ausgestandenen Leiden auf den Leib. Er hatte auch die Zukunft vor Augen!

Da entstand plötzlich Geräusch von Männertritten vor der Türe, eine furchtbare Ahnung durchzuckte Lebs Seele, er wollte fliehen, aber es war schon zu spät.

Gleich darauf traten französische Soldaten herein; es dauerte nicht lange, so waren die beiden erkannt. Den Leb verrieten seine Haare; einer zog das Signalement der Flüchtlinge hervor, es lautete auf beide.

Auf dem Wege, den sie nun zwischen Bajonetten gingen, sagte Christoph zu dem vor tiefem Schmerz ganz gebeugten Leb: „An dem allen bist eigentlich nur du und dein teuflischer Talmud schuld. Hättest du mit mir gegessen, so wär' ich zeitiger fertig geworden. Jetzt wird der Kopf herunter, Rebb Leb! du verlierst eigentlich nichts dabei, denn du hast keinen, sonst hättest du mit mir gehalten; aber für mich ist ewig Schad'! Es kommt sobald nicht wieder ein Christoph auf die Welt. Für mich ist Schad'!“

Des andern Tages wurden die zwei nach Preßburg gebracht. Sie saßen in Ketten aneinandergeschlossen auf

einem Wagen, um sie herum Soldaten mit geladenem Gewehre. Als hätte es jemand den Franzosen verraten, daß Leb Rother damit das tiefste Weh bereitet wurde, wenn er seine Schmach und Erniedrigung vor seinen Glaubensgenossen zur Schau tragen mußte, wurden sie gerade durch das Ghetto gefahren.

Es gibt Lagen, wo die menschliche Seele, durch Not und Drangsal getrieben, all das ursprünglich Große ihrer Entschlüsse vergißt und nur das momentane Leiden mitsprechen läßt. So vergaß Leb Rother, daß er im Grunde eine patriotische Tat begangen, deren er sich nicht zu schämen brauchte; er vergaß, daß er unter glücklichen Umständen vielleicht ein gepriesener Name geworden wäre. Aber er sah nur auf seine Ketten, die brannten ihn wie Feuer. Verzweifelt schlug er sich die Hand über die Augen, als sie den Schloßberg hinanfuhren, damit er sich und seine Schmach und die Welt nicht schaue.

Christoph wurde aber immer lustiger, je näher er dem Ghetto zu kam; er war nun in seinem eigentlichen Element. Es war Sabbat, und die Leut' kamen gerade aus „Schul'". Als Leb ihrer ansichtig wurde, fing er an laut zu weinen, daß man es weit und breit hören konnte. Christoph verwies ihm diese Weichmütigkeit und grüßte mit kecker Gebärde vom Wagen herab. Selbst im Angesicht des Todes verlor er seine gewöhnliche Lebensfarbe nicht.

„Gut Schabbes, Leut'," sagte er wie sonst, „wie ist heut die Deraſcha (Predigt) vom Rebbe ausgefallen? Habt ihr gut acht gegeben, daß ihr's euern Weibern wiedererzählen könnt, wenn ihr nach Haus kommt? Ich könnt' euch eine andere Predigt vorpfeifen, bei der mein Kompagnon Leb Rother so gut zugehört hat, daß er darüber Essen und Trinken vergessen hat."

Als er aber durch einen Soldaten zum Schweigen gemahnt wurde, sagte er: „Nu, im Gehennim kriegt man den

Ochs um einen Kreuzer. Der Christoph ist doch mehr wert! Gut' Schabbes, Leut', und laßt euch das Essen gut schmecken."

Sein eignes Haus stand ihm jetzt vor Augen; da wurde auch er still; man sah ihn nach dem „goldenen Kreuz" mehrmals zurückblicken.

Damals in der strengen französischen Zeit, wo Leute, die einmal in königlichen Windeln gelegen, in stiller Nacht aus ihren Betten gerissen und hinter irgend einem Schloßgraben erschossen wurden, konnten die sechs Kugeln, die so einer vergessenen Judenseele das Lebenslicht ausbliesen, keinen Knall machen. Wer sollte sich Leb Rothers annehmen? Sein eigener Kaiser, für den er in den Tod gehen sollte, irrte als Flüchtling herum, und der Feind saß in der Burg seiner Väter. Das Ghetto selbst konnte nichts tun, es sah sich hier einer Macht gegenüber, mit der sich weder „im Guten noch im Bösen" unterhandeln ließ.

Lebs Weib kam mit ihren Kindern auf das Gemeindehaus und beschwor da den Vorsteher und die Beisitzer, sich ihres Mannes anzunehmen. Sie meinte, das stünde in ihrer Macht! Aber die Umstände hatten sich gewaltig geändert. Was hatte man nicht früher mit Rebb Koppel, dem Vorsteher, alles durchgesetzt! Er war bei allen Ämtern und Gerichten angesehen; er war sozusagen die Hand und das Ohr der Gerechtigkeit! Als der Kaiser die Juden zu Soldaten konskribieren wollte, war Rebb Koppel, der darin eine Gefahr für die Religion erblickte, zur Audienz nach Wien gegangen. „Majestät," hatte er gesagt, „wenn wir Soldaten werden sollen, so lassen Sie uns alle nur gleich erschießen." — Der Kaiser war böse geworden — aber die Maßregel unterblieb, und dadurch blieben Tausende von jüdischen Kindern vor den Kugeln der Schlachten frei.

War nun Rebb Koppel, der Vorsteher, nicht vollkommen berechtigt zu glauben, er werde den einzigen Leb Rother vor den sechs Kugeln bewahren können?

Am Nachmittage sah man ihn denn im feierlichen Staat, seinen Schameß (Diener) voraus, sich zum französischen Kommandanten begeben. Er machte wirklich eine ganz vornehme Figur; er war ein starkgebauter Mann, und sein Gesicht hatte etwas Kühnes und Gebieterisches. Die Leute sahen ihm voller Ehrfurcht nach. Als er an dem Wachthause, das dort beim Gitter ist, vorüberkam, präsentierte der französische Soldat sein Gewehr! Die Ehrfurcht der Leute steigerte sich bis zum Staunen. Sie sagten: Wenn's keiner durchsetzt, der setzt es durch. Sie wußten nicht, daß der Soldat durch den Schameß Geld bekommen hatte, damit er das Gewehr präsentiere. Rebb Koppel wußte sein Ansehen zu behaupten!

Schon nach einer halben Stunde kam der Vorsteher zurück. Sein Gesicht war blaß und schmerzlich aufgeregt; er ging gebeugten Ganges. Der Soldat präsentierte nicht mehr, und die Leute sagten sich nichts Gutes voraus. Rebb Koppel hatte auch wirklich nichts ausgerichtet; er hatte den General bestechen wollen, der vielleicht morgen ein Herzogtum besaß, und war schmählich abgewiesen worden.

Es bestätigte sich immer mehr, das Ghetto hatte nicht mehr seine früheren Richter.

Weil man aber nun etwas haben mußte, auf das man sein Weh wälzen konnte, fiel aller Haß wie auf ein verabredetes Zeichen auf Chajim Franzos und seine Braut. Viele waren bei der Szene gegenwärtig gewesen, wo Leb Rother auf Chajims regelloses Leben so tückisch angespielt hatte, und nun meinte man, kein anderer könne ihn „angegeben“ haben als Chajim.

Anfangs getraute man sich nicht, dieser Anklage Worte zu geben, denn Chajim war noch eine zu gefürchtete Macht; wenn er aber durch die Gasse ging, sah er, wie man die Köpfe zusammensteckte und unverständliche Worte flüsterte. Seit dem Zerstörungsfeste Jerusalems hatte Chajim ein

schlechtes Gewissen; er fühlte es also gleich, daß von ihm die Rede sei. Eines Tages blieben seine Schüler aus, denn er hatte sein altes Handwerk wieder ergriffen. Er konnte sich schrecklicher Ahnungen nicht erwehren, und um ihrer loszuwerden, ging er auf die Gasse hinaus, nachzusehen, wo denn die Schüler blieben.

In der Gasse fand er die meisten mit Spielen beschäftigt; als sie den Lehrer kommen sahen, liefen sie mit großem Geschrei davon, nur einer, sonst sein liebster, hielt ihm stand.

„Warum kommt keiner in die Schul'?“ fragte ihn Chajim.

Erst sah der Knabe verlegen zu Boden, dann sagte er schluchzend: „Der Vater hat's verboten.“

„Und warum?“ Chajim zitterte vor banger Ahnung.

„Weil der Lehrer ein Moßerer (Denunziant) ist,“ sagte der Knabe nach langer Pause, „der Lehrer hat Leb Rother angegeben; Leb Rother wird werden erschossen; ein Moßerer darf mit keinem jüdischen Kind lernen.“

Voll Entsetzen ließ Chajim den Knaben los. Und wie er dann durch die Gasse zurückging, stand die furchtbare Anklage auf allen Lippen und Augen; wie funkelnde Messerspitzen sah sie zu allen Häusern und Fenstern heraus. Die Steine schienen ihm nicht aus dem Weg gehen zu wollen, bis sie ihm das schreckliche Wort zugeschrien hatten, die Gasse dehnte sich ins Unendliche aus, damit die Luft Raum gewinne, ihre dunklen Anklagelaute ihm entgegenzutönen. Er lief zu Blümele, um sich wenigstens vor ihr zu reinigen.

„Weißt du, Blümele, was die Leut' von mir reden?“ sagte er mit fahlen Lippen, „sie heißen mich Moßerer und sagen, ich hätt' Leb Rother angegeben. Sein Blut wird über mich kommen; wehgeschrien!“

„Ich weiß das alles,“ sagte darauf Blümele, „die Leut' speien vor mir aus, weil ich deine Kalle (Braut) bin. Heut'

früh, wie ich über die Gasse gegangen bin, hat mich Leb Rothers Weib schier umgerissen, sie ist auf mich gefallen und hat geschrien: ‚Du und dein Choßen (Bräutigam) bringt's meinen Mann um.‘ Man hat mich nur mit Gewalt von ihr losgebracht.“

Im tiefsten Schmerze war Chajim auf den Boden gesunken. Er weinte, und seine Braut stand bleich und aufgeregt neben ihm. Da sagte sie: „Deine Sünden, Chajim, kommen dir nach, Gott hat dich gestraft.“

Da sprang Chajim ganz wild auf und schrie: „Hältst du mich auch für einen Moßerer?“ Er schlug die Türe auf und stürzte fort. Blümele rief ihm umsonst nach.

Zu Hause angekommen, sperrte sich Chajim ein; kein menschliches Auge sollte auf seinen Jammer schauen. Hier verlebte er grauenvolle Tage und wuchs beinahe in seinen Schmerz hinein. Oft war er überzeugt, kein anderer könne Leb Rother angegeben haben, als er; dann griff er sich in die Brust, nannte sich selbst Moßerer und spie giftig vor sich selbst aus.

Indessen schien der Schlag, der die schuldigen Häupter Leb Rothers und seines Gefährten treffen sollte, noch lange zögern zu wollen. Sie saßen schon seit einigen Wochen in festem Gewahrsam, und außer mehreren Verhören, worin Leb oft zugestand, was Christoph geradezu ableugnete, war noch nichts geschehen, was auf einen gewaltsamen Richterspruch hätte schließen lassen.

Da kam zwei Tage vor Jom Kippur die Weisung an die Preßburger Rabbiner, Männer ihres Glaubens zu Leb Rother zu schicken, damit sie ihn zum Tode vorbereiten sollten, denn es sei sein Wunsch, nicht ohne Religion zu sterben.

Um die bestimmte Stunde begaben sich zehn Männer aus der „Gesellschaft der Totengräber“ aufs Schloß. Wie sie durch die Gasse gingen, erscholl lautes Weinen; man

schloß die Gewölbe, und ein großer Menschenhaufen begleitete die Totengräber. Mit Leb Rother wurde wie mit einem Sterbenden verfahren. Man sprach die gebräuchlichen Gebete mit ihm, wie sie im „Maiwer Jakob“ stehen; Leb sagte Wort für Wort nach. Dann mußte er die „Avide“ oder das Sündenbekenntnis ablegen; er tat es mit vielen Tränen. Bei jedem Worte schlug er sich an die Brust und stöhnte wie ein von wahrhafter Todesangst Umfangener!

Zur selben Ziet breitete eine andere Religion auch in Christophs Gefängnisse ihre letzten Spendungen aus. Und wunderbar! als der Priester mit dem Glöcklein, das Allerheiligste hoch in den Händen haltend, durch die Gasse kam, wo seine Erscheinung sonst Furcht und Groll verursacht hatte, sah man ihm jetzt mit einer Art gläubiger Ehrfurcht nach. Vielleicht rief das Glöckchen in manchem Gemüte den Gedanken wach: wie es doch nur der Todesweg sei, auf dem sich die beiden Religionen begegneten, und daß es gerade eine blutige Leiche sein mußte, über der sich die Nieversöhnlichen die Hände reichten!

Am Tage, wo das geschehen, fühlte sich Chajim von einer furchtbaren Unruhe gequält. Leise Stimmen schienen an die Fensterscheiben wie mit unsichtbaren Fingern zu pochen und ihm das Todesurteil Leb Rothers zuzurufen. Entsetzt sprang er auf und wollte auf die Gasse. Aber da er den dumpfen Lärm, der beim Weggehen der Totengräber entstand, zu sich heraufdringen hörte, kehrte er wieder um.

In der Nacht, als er weinend auf dem Boden saß und zu sterben meinte vor ungeheurem Jammer, ging plötzlich die Türe auf. Blümele trat herein. Bei ihrem Anblicke überfiel ihn ein banges Zittern; er meinte, sie komme ihm Vorwürfe zu machen. Darum hielt er sein Angesicht abgewandt und wagte nicht sie anzublicken. Aber wie ward ihm, als Blümele leise mit ihrer Hand ihm über die Stirne fuhr und sprach: „Was weinst du, Chajim? Und wenn

dich die ganze Welt anspeit, und wenn dir keiner glaubt, ich bleib' bei dir, ich glaub', daß du nicht schlecht hast sein können."

Wie Frühlingsschein dämmerte es in Chajims Seele. Er faßte die Hand Blümeles, sie zitterte in seiner; er blickte ihr in das schöne liebe Antlitz, und da war es ihm, als stünde da die Lösung seines Jammers mit großen Buchstaben geschrieben. Die Welt, flog es ihm durchs Gehirn, kann doch nicht so schlecht sein, wenn Blümele drin herumgeht, dem Gesichte müsse sie Glauben schenken.

„Ich weiß erst jetzt," sagte er ganz fröhlich, „daß ich Leb Rother nicht angegeben habe. Du glaubst nicht, Blümele, was ich dadurch hab' ausgestanden. Kein Judenkind soll solche Tage erleben."

„Und ich, und ich?" schrie das Mädchen mit überquellendem Gefühl. Chajim bemerkte nicht, welche Blässe über Blümeles Antlitz zog, als dieser gewaltige Aufschrei aus ihr tönte. Chajim aber meinte in seiner Lustigkeit: „Sind wir beide nicht Narren, ich und du, daß uns Leb Rother was angeht? Weiß ich, wer schuld ist an seinem Tod? Das Feuer, was mich nicht brennt, lösch' ich nicht."

„Um Gottes willen," rief Blümele erschrocken, „wie redt'st du, Chajim. Vergißt du, daß man dir Leb Rother immer, und wenn du hundert Jahr noch lebst, wird vorhalten? Du wirst in seinem Blut herumwaten müssen, solang' du in der Welt bist; es wird dir über den Kopf zusammenschlagen. Denk dir, wenn du Kinder hast, und die Leut' sagen vor ihnen: der Vater ist 'n Moßerer gewesen, was kann da Guts sein? — Und das ist alles nichts! Leb Rother ist eine Judenseel', willst du die zugrund' gehen lassen?"

Das stürzte Chajims Seele wieder in Traurigkeit. Er rief: „Gott, Gott, warum hast du mir das zugeschickt? Was soll ich tun?"

Nach einer langen Weile sprach Blümele: „Sag, Chajim, wär' das ein Unglück für dich, wenn ich nicht dein Weib werd'?"

Chajim lächelte ungläubig. „Schöne Frag' das," meinte er.

„So hör mich an, Chajim," begann Blümele in einem ungewöhnlichen Ton; „ich komm' dir etwas sagen; du wirst ausspeien vor mir, wenn ich nur ein Wort gesagt hab'. Du wirst mich dann hinausstoßen, du wirst mir ins Gesicht schlagen, denn das, was ich tun will, hast du dir nicht vorgestellt; ich kann dann nicht mehr dein Weib werden."

Chajim horchte in Angst auf.

„Ich will zum französischen General gehen," sagte Blümele ganz tonlos.

„Was dort?"

„Ich will bitten für Leb Rother und Christoph."

„Du?"

Dem Chajim kam dieser Entschluß so wunderbar vor, daß er erst nach einer langen Weile hinzusetzte: „Und wenn er dir's abschlägt?"

Da fiel ihm Blümele mit einer heftigen Gebärde um den Hals und raunte ihm etwas in die Ohren. Dabei erzitterte ihr ganzes Wesen, und das Antlitz war in die feurigste Röte getaucht.

Es mußte entsetzlichen Inhalts sein, was Blümele gesprochen, denn Chajim stieß einen gellenden Schrei aus und stürzte von ihr fort.

„Gott sei davor," rief er, „die Sünde darfst du nicht begehen."

„Misch nicht Gott hinein," sagte das Mädchen beinahe ruhig, „ich tu's nur um seinetwegen. Ich hab's mit mir ausgemacht, Leb Rother soll nicht zugrund' gehen."

Chajim aber weinte und jammerte fort. „Tu's nicht, Blümele, wehgeschrien, was hast denn du versündigt, daß

du dein Bestes wegwerfen willst?“ Er bedeckte sich schamvoll das Antlitz, als hätte er den Entschluß Blümeles zu offen herausgesagt.

„So will ich allein gehen,“ sprach Blümele und ging schon zur Türe. Da kam ihr Chajim vor; er warf sich seiner ganzen Länge nach neben die Türe und verrammelte ihr so den Ausgang. Sein Gesicht war auf den Boden gedrückt. So lag er, ohne Äußerung, lautlos und still einige Minuten, während Blümele, unschlüssig, was sie tun sollte, in der Stube auf und ab ging.

Mit einem Male richtete sich Chajim langsam auf; er fuhr sich über die Stirne und blickte dann Blümele ohne Schmerz und Tränen an. Während jener Zeit war ihm jener Strahl, den wir Eingebung nennen, gekommen; er sah nun alles klar.

„Geh nur, geh nur,“ sagte er, „ich seh' doch, es ist Gottes Werk. Ein Judenkind geht um das andere hin; geh nur! Und wenn du willst, so führ' ich dich selbst hin, denn auch das seh' ich, du tust es um meinetwegen. Aber mein Weib mußt du doch werden, Blümele.“

Blümele flog auf ihn zu; selig umschlossen sich die zwei.

Zwei Stunden vor Mitternacht gingen Chajim und Blümele fort. Die Nacht hatte ihre schönsten Sterne angetan, als wollte sie die Tat Blümeles recht beleuchten. Das Ghetto war still und stumm; als sie an das eiserne Gitter kamen, das ihnen der Stadttrabant öffnete, warf Blümele noch einen letzten Blick in die Gasse. Ohne ein Wort gingen sie weiter. — Der General wohnte auf dem Barmherzigenplatz.

Der Soldat, der vor dem Hause Wache stand, strich sich mit einem schmunzelnden „Sacrebleu“ den Schnurrbart, als das schöne Mädchen in so später Nacht Einlaß begehrte. Das Haustor schloß sich auf — Blümele verschwand.

In der kalten einsamen Nacht stand Chajim draußen.

Charaktere seiner Art nehmen wieder bald ihre ursprüngliche Färbung an, und so darf es nicht wundernehmen, wenn er seinen unendlichen Jammer in Tränen preisgab. — Die Nacht war vorüber, und die ersten Strahlen flogen über den Morgenhimmel, als Blümele wiederkam. Der Schulklopfer ging mit dem Hammer, der zum Gebete weckte, durch die Gasse, als sie den Schloßberg erreichten. Der Mann schüttelte den Kopf.

Am andern Tage wunderten sich die Leute gar sehr, als Leb Rother und Christoph „frank und frei" aus ihrer Haft kamen; es deuchte allen wie ein Wunder. Am Jom Kippur mußte Leb Rother „Gomel benschen", d. h. Gott für seine Rettung danken. Man hat erst später gehört, was Chajims Blümele für eine „Judenseele" geopfert hatte.

Alt Babele.

Schreiende Knaben, die eben aus der Schule heimkehrten, verfolgten ein altes wahnsinniges Weib über den Preßburger Schloßberg. Ein Jammeranblick war's, dieses Weib zu sehen, wie es fliehend vor seinen unbarmherzigen Verfolgern daherschlumpte, ein großes Pack, das es in den Händen hielt, der Flüchtigen über die Füße schlug, unter der schmutzigen Haube graue Flechten hervorquollen, über die fahlen Lippen eilige Flüche herabstürzten.

„Hendel, wo ist dein Kind," schrien die Knaben, „wo hast du dein Kind, Hendel?" Wenn sich nun ein solcher Ruf in der jauchzenden Rotte erhob, war es merkwürdig anzublicken, welche Veränderung in dem Antlitze der Wahnsinnigen vorging. Da war es nicht anders, als fegte ein

furchtbarer Sturm darüber hin und würfe die Wolken des Wahnsinns wie Kartenblätter auseinander, als träte dann die Vernunft wie ein gefangen gehaltener Mond still und siegreich hervor!

Über den ganzen abschüssigen Schloßberg hatten die Knaben das alte Weib getrieben. Keine fromme Seele war ihnen in den Weg getreten, sie an ihr frevelhaftes Tun zu gemahnen. Man läßt die Menschen dort überall gewähren, wo sie hassen und verfolgen lernen. So waren sie in die Gegend des Palffygartens gekommen, da, wo er seine beiden Tore der Judengasse zuwendet. Wie es immer zu geschehen pflegt, hatte sich auch diesmal unter den Knaben eine starke Seele gefunden, der sich die andern in unbewußter Unterwürfigkeit angeschlossen und nachtaten, was diese aus angemaßter oder unbewußter Machtvollkommenheit gebot. Das war das schwarze Maierl, so genannt von seiner Hautfarbe, die um nicht viel Unterschied machte von einem gewöhnlichen Negerfell, wie es sich zuweilen in Bedientenlivree bei uns herumtreibt. Wer sich in diesem Augenblicke das schwarze Maierl so ansah, wie es mit dunkelrot gefärbten Wangen hinter dem wahnsinnigen Weibe einherlief und mit seinen Witzen die Knaben zu unauslöschlichem Gelächter hinriß, dem mußte die Seele in trüber Ahnung bluten. Man hätte stehen bleiben und ihn anreden mögen: „Knabe, was verfolgst du dieses Weib? Werde älter, laß Furchen der Erkenntnis über deine Stirne ziehen, verbrenne deine Lippen an dem Scheidewasser der Gesellschaft, und dann gehe hin und verfolge den Wahnsinn, wie und wo du ihn findest. Wir geben ihn dir in allen Sorten und Gattungen, heiligen und unheiligen, verjährten und momentanen, preis; wir geben dir wahnsinnige Adler und Löwen, die triff, denen hacke die Augen aus, mache die Klauen stumpf!"

Wahrscheinlich fand sich aber niemand, der so gesprochen, denn das schwarze Maierl schrie und jauchzte fort, daß auch

ohne Trompeten- und Paukenschall die Mauern von Jericho eingestürzt wären ... wenn nur das schwarze Maierl dabei-gewesen wäre!

Dort bei den grünen Toren des Palffygartens liegen ungewöhnlich große Steinhaufen, womit man bei schlechtem Wetter den Morast auszufüllen pflegt. Über einen solchen Steinhaufen wollte der wilde Knabe die wahnsinnige Hendel jagen, damit sie darauf zu Falle komme und seiner Unterhaltung neue Reize verschaffen könne!

Aber die Sache kam anders, als sich das schwarze Maierl vorgestellt. Gerade in dem Augenblicke, als er lauter als zuvor: „Hendel, wo ist dein Kind?" rief, und die Knaben begeistert dareinstimmten, mußte sich etwas von der Seele des alten Weibes losgerissen haben, was wie ein schwerer Druck so viele Jahre darauf gelastet. Da war über diese Züge etwas geflogen, was man nicht Wahnsinn, aber auch nicht Vernunft nennen konnte. Eine Art tierischer Racheinstinkt war es wohl, als sie sich zu dem Steinhaufen niederbeugte, einen Stein ergriff und, zurückgewandt gegen ihre Verfolger, ihn von sich schleuderte. Als hätte der Stein willenbegabte, lebendige Kraft erhalten, als wär' er gefeit durch den Fluch des Weibes, flog er fort, fort, bis er an der Schläfe des schwarzen Maierl niederfiel. Maierl fiel mit ihm!

Blut bringt zur Besinnung. Die rote Farbe strömt über alles und verwischt die andern Grundtöne. Als das schwarze Maierl so dalag, mit der klaffenden Wundspalte unter der Schläfe, aus der sich ein dunkler Blutstrom ergoß, waren die Knaben still geworden. Sie umstanden lautlos den gesunkenen Anführer. Keiner hatte Lust, das edle Geschäft von zwei Augenblicken vorher weiter zu verfolgen. Der Wahnsinn entsprang.

Aus den Häusern und Gewölben kamen die Leute herbei. Sie gruppierten sich um den blassen Knaben, dessen

Wangen jetzt gar nicht mehr so schwarz waren, wie früher, sondern bleich und fahl, etwa wie Linnen, das erst zu bleichen anfängt. Darum erkannten ihn viele nicht und hatten Mühe, unter dem fließenden Blute, das auf Wangen und Hals stockte, das bekannte schwarze Maierl herauszufinden. Da war auch ein steinaltes Mütterchen gekommen, das schon an achtzigmal die Bäume des Palffygartens mußte blühen gesehen haben. Das fragte einen von den Herumstehenden, ein dickes, feistglänzendes Gesicht, „Schmul der Trakteur" genannt: „Sagt mir doch, Rebb Schmul, was gibt es denn, daß die Leut' so herumstehen?"

„Was es da gibt," antwortete Schmul der Trakteur, „'n Jüngel (Knabe) liegt da in seinem Blut; Hendel, die Wahnsinnige hat ihn mit einem Stein getroffen."

Als aber das Mütterchen auf den blutigen Knaben am Boden sah, hatte es ihn sogleich erkannt. Mit einem Schrei des tiefsten Erschreckens schlug es die Hände über der verblichenen goldenen Haube zusammen und schrie mit herzbrechender Stimme: „Das ist ja Maierl, mein Inigel (Enkel)! Maierl, was ist dir geschehen! Was ist ihm geschehen? Da liegt er ja tot und stumm! Maierl, Maierl, steh auf und komm mit mir daheim!"

Aber das schwarze Maierl regte sich nicht; eine heftige Ohnmacht hatte seine Sinne mit so starken Banden umzogen, daß es nicht einmal die Stimme seines Großmütterleins erkannte, die ihm doch unter allen Menschenlauten zunächst zum Herzen kam. Da schrie und weinte das Großmütterlein, daß es den Stein hätte erbarmen mögen, der ihrem Enkel so viel Leid angetan und noch am Boden neben ihm lag.

„Helft's ihm doch, helft ihm, Leut'," sprach es, „seht ihr denn nicht, daß er tot ist? Habt Mitleid mit ihm, er wird noch ganz verbluten! Weh' geschrien, daß mir so was hat zukommen sollen!"

„Wird ihm gar nichts schaden, dem Jüngel," tröstete

Schmul der Trakteur, „er soll die Leut' in Ruh' lassen, kein Kind ist sicher vor ihm, jetzt wird er's wissen.“

Ein Blick des Vorwurfs fiel aus den Augen des Mütterchens auf den dicken Sprecher, aber dieser eine Blick war hinreichend, um ihn die ganze Tiefe seines Unrechtes fühlen zu lassen. Mit einem Sprunge war „Schmul der Trakteur“ in den Kreis gefahren, hatte den Knaben vom Boden aufgerafft und über seine Schultern geladen. Das blutige Gesicht des Knaben reichte ihm bis an den Rücken und beschrieb im Weiterschreiten lange rote Spuren.

„Soll ich ihn zu seinem Vater auf dem Bergel tragen?“ fragte er das Großmütterlein.

„Nein, nein, tragt ihn lieber zu mir, Rebb Schmul, es wär' nicht schön, ihn so vor allen Leuten herumzutragen.“

So keuchte der dicke Träger mit seiner Last den Schloßberg hinan. Händeringend folgte ihm das Großmütterlein, ein über das andere Mal aus gepreßter Brust ein tiefes „Weh“ herausstoßend, bis die beiden vor einem verfallenen Hause stillstanden, in welchem das Mütterchen wohnte. Dort hinein trug der gutmütige Schmul den blutüberströmten Knaben.

Es war ein traulich stilles, dämmerndes Stübchen, wo das schwarze Maierl, Dank der Vorsorge und den kalten Waschungen, die sein Großmütterlein in reichlicher Fülle anwandte, wieder die Augen öffnete. Vor dem Fenster breitete ein uralter Nußbaum seine grünen Fittiche aus und brachte Schatten und Kühlung hinein. In der einen Ecke des Stübchens stand ein Schrank, geschmückt mit Schalen und Gläsern. Über der Türe war ein anderes kleines Gestell, worauf zinnene Teller, wohlgescheuert und glanzblinkend, standen. Ihm gegenüber glänzte von der Wand ein in einen schwarzhölzernen Rahmen eingefaßtes Papier, worauf die Löwen Judas zu sehen waren, die das Wort „Misrach“ in Riesenbuchstaben über sich trugen. Darunter stand ein Spruch aus

der Bibel, den man aber wegen der bedeutenden Höhe nicht recht lesen konnte. Ein altertümliches Bett, mit einem Schemel davor, eine siebenzinkige Lampe, ein viereckiger Tisch und ein großer Schrank, wahrscheinlich ein Altersgenosse des Großmütterleins, machten das Hausgeräte des Stübchens aus, nicht zu gedenken des Fliegenklatschers, der auf dem Tische lag und eines jungfräulichen Kätzchens, das sehnsüchtige Blicke nach den kleinen Milchtöpfchen warf, die auf der Kachel des Ofens standen.

Es war dem wilden Knaben so wohl und so wehe, als er, die Augen öffnend, die Hände seines Großmütterleins auf sich liegen hatte; er fühlte nicht das Knochige ihrer Finger und meinte, es seien linde Fächer, die ihm das heiße Blut kühlten. Er ließ mit sich tun und machen, ohne ein einziges Wörtlein des Widerspruchs zu wagen.

Zuerst entkleidete sie ihn; sie kniete selbst am Boden nieder, um ihn seiner Stiefel zu entledigen, zog ihm dann Rock, Hosen und Weste aus, und schickte sich an, den so entkleideten Knaben in das bereits offene Bett zu legen. Bei jedem Stücke, dessen sie ihn entledigte, murmelte sie leise Worte für sich hin, die aber in Maierls Ohren wie süße Musik klangen. Plötzlich verzog sich das Gesicht des Großmütterleins zu einem wehmütigen Weinen. Sie war bis aufs Hemd des Knaben gekommen, über dem er sein „Arbeh Kanfes“ trug. Aber in welch vernachlässigtem Zustand! Die „Zizes“ (Schaufäden) hingen aufgelöst aus den Endlöchern; an dem einen Loche fehlte die „Zizeh“ ganz und gar. Da erhob das Großmütterlein jammernd die Stimme und rief aus: „Ach und weh geschrien! Was ist das für eine Zeit, wo die Kinder so schlecht geworden, daß sie „schlechte Zizehs“ (Schaufäden) tragen. Warum hat mich denn Gott nicht schon lang' von der Welt weggenommen, daß ich das auf meine alten Tage noch erleben muß. Maierl, Maierl, schlecht Kind, was du bist, was möcht' der Dede (Großvater) sagen,

wenn er das wüßt'? In sein' Grab möcht' er sich umdrehen und Ach und Weh schreien über sein Inigel, was so schlecht geworden ist. Aber der Schem boruch hu (der, dessen Name gelobt sei) hat dich auch dafür gestraft, weil du so ein Posche Jisroel (ein Abtrünniger von Israel) geworden bist, und so wird er's jedem machen, der nicht besser wird als du. Wär' dir denn das zugekommen, Maierl, wenn du kein so schlecht' Kind wärst? Ach und weh geschrien, es gibt gar kein Jüdenkind mehr auf der Welt, es ist alles schlecht, alles schlecht."

So klagte das Großmütterlein im gerechten Schmerz, und seine Worte wären diesmal auf kräftigem Boden aufgekeimt — wenn sie der Knabe nur gehört hätte. Der aber lag wieder in tiefer Ohnmacht, in tieferer als zuvor. Als das Großmütterlein diesen Zustand bemerkte, tat es einen Schrei des Entsetzens und stürzte auf den Knaben, den es während des Redens hatte zurücksinken lassen. Kalte Bespritzungen aus dem Waschbecken brachten das schwarze Maierl nach einigen Augenblicken wieder zur Besinnung! Jetzt klagte das Großmütterchen nicht mehr; es beeilte sich vielmehr, nachdem sie einen notdürftigen Verband angelegt, den Knaben ins Bett zu bringen. Es kostete einige Mühe, bis das schwarze Maierl unter der Decke war. Mit zitternden Händen legte das „Babele" ihm die Kopfkissen zurecht, schob und dehnte die Decke, daß die Füße warm lagen, und bedeckte ihm den Hals und die Hände.

Dann nahm sie den Schlüsselbund, der auf dem Tische lag, und schloß mit einem Schlüssel den alten Schrank auf. Da stöberte sie lange, lange herum. Ein trockenes Husten verriet endlich, daß sie den Gegenstand gefunden haben mußte, den sie so eifrig suchte. Es war eine Reliquie aus alten, längst entschwundenen Zeiten, eine Reliquie, deren einstmaliger Besitzer schon lange eine Beute hungriger Würmer geworden war — es war das „Arbeh Kanfes" ihres seligen Mannes, dem Friede sei.

Wie eine duftende Rose hatte es das Babele aufbewahrt, wie eine duftende Rose, die man in Lenzespracht draußen vom Blütenhange pflückt. Blattweise legt man die Blume in irgend ein stilles Buch, und nun nach Jahren wird es wieder hervorgeholt und geöffnet. Da hauchen die Blätter noch immer Duft, und in diesem Dufte wallen leise, nebelhaft zerflossene Gestalten der Vergangenheit, die man nicht greifen, die man nur empfinden kann.

Aber das Babele hatte zu allen diesen Erinnerungen im gegenwärtigen Augenblick keine Zeit. Schien es doch ganz und gar vergessen zu haben, daß es einmal einen gewissen „Langleser“ gegeben, dessen „Arbeh Kanfes“ jetzt vor ihm lag. Dieser Nachlaß des seligen „Langleser“ war aber mit seinem früheren Besitzer so identifiziert, daß man daraus seine bedeutende Länge schon von selbst entnehmen kann. Das „Arbeh Kanfes“ des seligen „Langleser“ mochte nun nicht viel Unterschied machen von dem berühmten Bette Sr. Majestät des Königs Og von Basan, das, wie ich glaube, einige vierzig Ellen in der Länge hatte. Das schwarze Maierl hätte daraus Rock, Hosen und Weste und zum Notfall vielleicht auch eine Kappe bekommen. Aber das alles bedachte das Babele nicht! Sie hatte nur daran zu denken, wie sie dem Maierl das herrliche Amulett umtat. Nach einigen Augenblicken gelang es, und so lag der Knabe in die Reliquie seines Großvaters wie in einen guten warmen Rock eingehüllt.

Doch das wichtigste hätte das Großmütterlein beinahe vergessen, wogegen wir an die achtzig Frühlinge der Bäume im Palffygarten erinnern müssen, die in ihrem Gedächtnisse Kehraus gemacht hatten. Der Knabe lag nämlich barhaupt im Bette. Heftig erschrocken wußte das Babele lange nicht, was es tun sollte? Woher eine Kopfbedeckung nehmen? Die Mütze des Knaben war von Blut ganz getränkt, die konnte man ihm doch nicht aufsetzen? Da trippelte das

wenn er das wüßt'? In sein' Grab möcht' er sich umdrehen und Ach und Weh schreien über sein Inigel, was so schlecht geworden ist. Aber der Schem boruch hu (der, dessen Name gelobt sei) hat dich auch dafür gestraft, weil du so ein Posche Jisroel (ein Abtrünniger von Israel) geworden bist, und so wird er's jedem machen, der nicht besser wird als du. Wär' dir denn das zugekommen, Maierl, wenn du kein so schlecht' Kind wärst? Ach und weh geschrien, es gibt gar kein Jüdenkind mehr auf der Welt, es ist alles schlecht, alles schlecht."

So klagte das Großmütterlein im gerechten Schmerz, und seine Worte wären diesmal auf kräftigem Boden aufgekeimt — wenn sie der Knabe nur gehört hätte. Der aber lag wieder in tiefer Ohnmacht, in tieferer als zuvor. Als das Großmütterlein diesen Zustand bemerkte, tat es einen Schrei des Entsetzens und stürzte auf den Knaben, den es während des Redens hatte zurücksinken lassen. Kalte Bespritzungen aus dem Waschbecken brachten das schwarze Maierl nach einigen Augenblicken wieder zur Besinnung! Jetzt klagte das Großmütterchen nicht mehr; es beeilte sich vielmehr, nachdem sie einen notdürftigen Verband angelegt, den Knaben ins Bett zu bringen. Es kostete einige Mühe, bis das schwarze Maierl unter der Decke war. Mit zitternden Händen legte das „Babele" ihm die Kopfkissen zurecht, schob und dehnte die Decke, daß die Füße warm lagen, und bedeckte ihm den Hals und die Hände.

Dann nahm sie den Schlüsselbund, der auf dem Tische lag, und schloß mit einem Schlüssel den alten Schrank auf. Da stöberte sie lange, lange herum. Ein trockenes Husten verriet endlich, daß sie den Gegenstand gefunden haben mußte, den sie so eifrig suchte. Es war eine Reliquie aus alten, längst entschwundenen Zeiten, eine Reliquie, deren einstmaliger Besitzer schon lange eine Beute hungriger Würmer geworden war — es war das „Arbeh Kanfes" ihres seligen Mannes, dem Friede sei.

Wie eine duftende Rose hatte es das Babele aufbewahrt, wie eine duftende Rose, die man in Lenzespracht draußen vom Blütenhange pflückt. Blattweise legt man die Blume in irgend ein stilles Buch, und nun nach Jahren wird es wieder hervorgeholt und geöffnet. Da hauchen die Blätter noch immer Duft, und in diesem Dufte wallen leise, nebelhaft zerflossene Gestalten der Vergangenheit, die man nicht greifen, die man nur empfinden kann.

Aber das Babele hatte zu allen diesen Erinnerungen im gegenwärtigen Augenblick keine Zeit. Schien es doch ganz und gar vergessen zu haben, daß es einmal einen gewissen „Langleser“ gegeben, dessen „Arbeh Kanfes“ jetzt vor ihm lag. Dieser Nachlaß des seligen „Langleser“ war aber mit seinem früheren Besitzer so identifiziert, daß man daraus seine bedeutende Länge schon von selbst entnehmen kann. Das „Arbeh Kanfes“ des seligen „Langleser“ mochte nun nicht viel Unterschied machen von dem berühmten Bette Sr. Majestät des Königs Og von Basan, das, wie ich glaube, einige vierzig Ellen in der Länge hatte. Das schwarze Maiërl hätte daraus Rock, Hosen und Weste und zum Notfall vielleicht auch eine Kappe bekommen. Aber das alles bedachte das Babele nicht! Sie hatte nur daran zu denken, wie sie dem Maierl das herrliche Amulett umtat. Nach einigen Augenblicken gelang es, und so lag der Knabe in die Reliquie seines Großvaters wie in einen guten warmen Rock eingehüllt.

Doch das wichtigste hätte das Großmütterlein beinahe vergessen, wogegen wir an die achtzig Frühlinge der Bäume im Palffygarten erinnern müssen, die in ihrem Gedächtnisse Kehraus gemacht hatten. Der Knabe lag nämlich barhaupt im Bette. Heftig erschrocken wußte das Babele lange nicht, was es tun sollte? Woher eine Kopfbedeckung nehmen? Die Mütze des Knaben war von Blut ganz getränkt, die konnte man ihm doch nicht aufsetzen? Da trippelte das

Mütterchen in größter Verlegenheit im Stübchen umher, leise Worte vor sich hinmurmelnd, wovon der Sinn unverständlich war. Mit einemmal verklärte sich ihr Antlitz wunderbar; sie hatte gefunden, was sie brauchte, und was meint ihr wohl, daß es war? — Babeles goldene Sabbathaube! Die setzte es dem schwarzen Maierl auf, der in nichts widerstand.

Da sah nun der Knabe aus, wie einer jener Könige aus früheren Zeiten, von denen die Sage geht, daß sie sich mit der Krone auf dem Haupt zu Bett legten! Das lange „Arbeh Kanfes" des Großvaters umhüllte ihn als Krönungstalar, daran waren die Schaufäden als Ordensbänder zu sehen, so wie das gestockte Blut ein prachtvolles Vlies herumgehangen hatte! Sogar historischen Wert hatte der ganze königliche Anzug wie weiland Kaiser Karolus Magnus seiner; denn Großvater „Langleser" und das Babele hatten ihn getragen und waren darin alt und lebenssatt geworden. Das Babele aber glich in diesem Augenblicke einer grauen fränkischen Königin, wie sie ihrem Enkel die Krone aufs Haupt setzt!

Es war Abend geworden. Der Knabe lag im wildesten Wundfieber und phantasierte in ausschweifenden Träumen. Bald schrie er den Namen „Hendel" furchtsam aus und duckte sich dabei unter der Bettdecke zusammen, als fürchte er, noch einmal von ihrem Steine getroffen zu werden. Bald mußte er sich einbilden, er sei ein „Kohn" (Priester) und stünde in der Synagoge und sänge dem Volke die Segnungsformeln vor! Denn er sang wirklich eine jener uralten Melodien, wobei er die Finger gerade so aufhob, wie es die Priester in der Synagoge machen. Dann kam ihm wieder das Schreckgesicht der wahnsinnigen Hendel, und er kreischte in wilden, unartikulierten Lauten auf. Dazwischen klang, seltsam genug, das Abendlied der Vögel aus dem Palffygarten herüber, und der Nußbaum rauschte geheimnisvoll,

als wollten die Vögel den Knaben locken und hinausziehen zu sich!

In diesen Augenblicken gewährte das Antlitz des Großmütterchens einen unbeschreiblich rührenden Anblick. Bald fuhr sie dem Knaben über die heiße Stirne und benetzte sie mit kaltem Wasser, bald sprach sie ihm linde, schmeichelnde Worte zu, nannte ihn mit den süßesten Namen, verglich ihn mit Gold, Zucker und Perlen, dann, wenn das alles nichts fruchtete, nahm sie den dicken „Sidur“ (Gebetbuch) und sprach mit lauter Stimme einige Psalmen heraus. Die Vögel machten Musik dazu, und der Nußbaum rauschte gar gewaltig.

Da tönten mit einem Mal die drei bekannten Schläge eines hölzernen Hammers an der Haustüre. Es war dies das Zeichen zum Minchagebet (Abendgebet), das der Schulklopfer gab. Gleich darauf erhob sich das Großmütterlein und begann in dem alten Sidur eifrig zu beten. Sie hatte sich dabei gegen den „Misrach“ (Ost) gewendet, weil nach dort Jeruschalaim liegt, sie bückte und beugte sich nach allen Seiten, und als sie in den achtzehn Segnungen zu jener Stelle kam, wo man den Herrn des Himmels um Genesung seiner Kranken anfleht, mußte sich ihre Seele wirklich von allem Erdentand losgerissen haben. Da sprach sie so flehend, so innig und gläubig, als sähe sie Gott auf seinem Richterstuhle sitzen und trüge ihm ihre Bitte von Angesicht zu Angesicht vor. Wunderbar genug, hatte sich während dieser Zeit die Macht des Wundfiebers gebrochen, und der Knabe lag still und ruhig in seinem Bett.

Das Großmütterlein betete noch. Da öffnete sich leise die Türe, und herein trat ein schönes Mädchen. Das Babele grüßte die Eingetretene nur durch ein stilles Kopfnicken und fuhr im Gebete fort, denn sie durfte nicht „mafsik“ sein, d. h. sie durfte ihre Lippen nicht zu weltlichem Gespräche öffnen. Doch der Knabe rief sogleich, als er sie sah,

freudig: „Golde, Golde, bist du's wirklich?" und streckte der Schwester, denn sie war es, unter der Bettdecke die Hände entgegen.

Die Schwester hatte sich aufs Bett zu Maierl hingesetzt und koste und schmeichelte ihm. Da schien sich aber des Knaben mit einem Male eine Art Abneigung gegen Golde bemächtigt zu haben; er duckte sich von ihr weg und schob die Hand fort, die sie beschwichtigend auf seine heiße Stirne gelegt hatte.

„Gelt," sagte er, „du hast den langen ‚Juraten' (Studenten des Rechts) draußen vor der Tür stehen und hast dich nicht getraut, ihn herein mitzubringen. Warum gehst du nicht hinaus zu ihm, Golde? Du kannst dich mit ihm besser unterhalten wie mit mir."

Mit fliegenden Pulsen fuhr das Mädchen bei diesen spitzigen Worten auf, und, indem sie die Hand auf die Lippen des Knaben stürmisch legte, sprach sie mit bittender Stimme: „Um Gottes willen, sei still, Maierl, du machst mich unglücklich, wenn du auch nur ein Wort redest."

„Bist du's nicht schon?" meinte der kranke Knabe mit furchtbarem Hohne.

„Maierl," sprach das Mädchen, und Tränen liefen ihm die Wangen herab, „du kriegst ‚Zuckergebäck' von mir, wenn du schweigst." Der Knabe lag einige Augenblicke in tiefen Gedanken, dann sagte er: „Aha, das ‚Zuckergebäck', was dir der Student gegeben hat? Na, das will ich nicht, das kannst du dir behalten. Du kannst mir alles „Zuckergebäck" von ganz Preßburg herlegen, ich rühr's nicht an. Geh nur fort zu deinem Juraten, er wird bald müde werden vom Warten."

Herzinnig bat ihn die Schwester: „Maierl, was hab' ich dir denn Böses getan, daß du so bös auf mich bist? Habe ich dir nicht immer Anbeißen (Frühstück) gebracht, wenn dich der Vater hat fasten lassen, weil du morgens

nicht in Schul' gegangen bist? War ich nicht immer gut gegen dir? Hab' ich dir zum Schabbesobst nicht immer noch etwas zugegeben? Und wenn dich der Vater schlagen gewollt, weil du beim Verhör aus dem Chumesch (die 5 Bücher Moses) schlecht bestanden bist, hab' ich da nicht die Türe aufgemacht, damit du auf und davon eilst? Und jetzt bist du so bös auf mich! Wart', Maierl, wie du mir tust, will ich auch dir tun. Denn so willst du's, Maierl!"

Das Babele hatte eben sein Gebet beendigt. Mit einer tiefen Verbeugung gegen den Ost schloß sie die schweren Klammern des Sidurs, nachdem sie vorher auf die letzte Blattseite einen innigen Kuß gedrückt hatte. Sie schien von dem Zwiegespräch der beiden Enkel nichts vernommen zu haben; war es die Taubheit ihrer Ohren, war es die Innigkeit ihres Betens, was sie daran hinderte? Vielleicht beides zusammen.

Ehrfurchtsvoll nahte sich ihr das Mädchen und küßte ihr die welke Hand. Aber nicht wie sonst begrüßte das Großmütterlein die Enkelin mit freundlichem Worte; mit trockener Strenge fragte es: „Wo bist du denn so lang' geblieben, Golde? Ist das schön und recht von dir, daß du so spät kommst auf Krankenbesuch zu deinem Bruder Maierl?"

„Ich hab' viel zu tun gehabt, Babe," sagte das Mädchen mit am Boden gehefteten Blicken, indem es die Stimme so laut als möglich zu erheben suchte, „ich hab' viel zu nähen gehabt, auch war kein Mensch zu Haus."

„Red hecher (höher, lauter)," gebot das Babele; „ich bin nicht mehr von den Jungen, daß ich dein Gepiep' soll verstehen."

„Ich hab' viel zu tun gehabt," wiederholte Golde mit schmerzlicher Anstrengung, sich vernehmlich zu machen.

Das schwarze Maierl in seinem Bette kicherte bei diesen Worten laut auf und sah höhnisch nach der Schwester. Diese stand, ein Bild der Verzweiflung, da und faltete unwill-

kürlich die Hände wie zum Gebet gegen den unbarmherzigen Bruder.

„Und wo bleibt der Vater?“ fragte wieder die Babe.

„Er ist auf den Markt nach Tyrnau gefahren,“ entgegnete Golde.

„Und die Mamme (Mutter)?“

„Ist noch gar nicht heute zu Haus gewesen.“

„Da hat sich Golde ein Freudenfest gemacht,“ warf der Knabe mit leisem Gelächter hin.

Länger vermochte das Mädchen nicht, dem Sturm dieser Spottpfeile zu widerstehen. Ein Strom bitterer Tränen brach aus ihren Augen, laut schluchzend warf sie sich in den Lehnstuhl und verhüllte mit beiden Händen das Antlitz.

„Was ist denn dir, Golde?“ fragte besorgt die Großmutter, „vielleicht bist du auch krank?“

„Nein, Babele,“ sagte das Mädchen, indem es seine Tränen zu bemeistern sich bemühte, „krank bin ich nicht. Aber ich fürcht' für Maierl, daß er uns nicht schwer krank wird. Soll ich um den Chirurgus gehen?“

„Geh, geh,“ meinte das Babele, indem sie auf ganz eigentümliche Weise den Kopf schüttelte, „wer wird gleich den Chirurgus holen? Der ist gut, wenn man ihn nicht braucht. Unser Maierl aber wird morgen in aller Früh schon in die Schul' gehen und fein ‚Amen‘ nachsagen. Ist's wahr, Maierleben? Und wenn ihm dann besser wird, dann kriegt er von mir, dann kriegt er von mir — was?“

„Ein groß Stück Gugelhupf,“ ergänzte der Knabe.

„Ganz gut, mein Kind,“ sagte unbeschreiblich lächelnd die Großmutter, „ein groß Stück Gugelhupf. Wenn mir aber Maierl die Hand drauf gibt, daß er morgen in aller Frühe frisch und gesund ist, wie im Wasser der Fisch, so verzähl' ich ihm ein ‚Maissele‘ (Geschichtchen), wie er's gar nicht schöner und besser gehört hat. Willst du das, mein Kind?“

Lächelnd streckte der Knabe die eine Hand dem Großmütterlein hin und sah es mit stummer inniger Liebe an. Golde hatte ihre Tränen schnell getrocknet und den alten Lehnstuhl zum Bett gerückt, worauf die Babe Platz nahm. Das Mädchen selbst setzte sich zu Häupten des Bettes, um dem Knaben nicht ins Gesicht zu sehen. Sie fürchtete sich vor ihm.

Das Babele begann:

„Vor vielen, vielen Jahren, das Babele war damals ihrem ‚Leser' nicht versprochen worden, da lebte in Preßburg auf dem Nikolaibergel ein Mann, der war ausgerufen in ganz Pehm (Böhmen), Marrn (Mähren) und Ungarn. Der hat geheißen Rebb Paltiel Wolf. Auf der ganzen Welt hat es nichts gegeben, was der nicht gewußt hätte. Das ist daher gekommen, weil er Tag als Nacht gelernt hat, und wenn man um zwölf Uhr in der Nacht an seinem Haus vorübergegangen ist, hat man ihn können sehen, wie er über dem Talmud ist gesessen und hat gelernt. Auf die gute Letzt hat er schon so viel gelernt gehabt, daß er gar nicht mehr gewußt hat, lebt er, oder lebt er nicht. Damit will ich, Gott bewahr' und beschütz' mich, nicht sagen, daß er gar nicht mehr bei sich gewesen ist; sondern er hat alles vergessen, was um ihn vorgegangen ist. Er hat immer ausgesehen, wie einer, der aus dem Grab herauskäm', wenn noch die Würmer was an ihm übrig gelassen hätten.

Rebb Paltiel Wolf hat auch ein Weib gehabt, das hat ihm ein Mädchen geboren. Als nun einmal Rebb Paltiel über dem Talmud sitzt und lernt, hört er Kindergeschrei und Weinen. Da hat er sein Weib gerufen und gesagt: Esther, was ist das für ein Geschrei, was mich nicht lernen läßt? Da hat sie gesagt: Wolf, das ist ja dein Kind, das Kind, was ich dir hab' geboren. — Und von der Minut' hat er's erst gewußt, daß er ein Kind hat.

Gott verzeih's ihm, dem großen Frommen, dessen An-

denken gelobt sei, er hat's immer vergessen, daß er hatt' ein Kind. Er hat sich nicht umgesehen auf sich selbst, wie hätt' er sich sollen umsehen auf sein eigen Kind? Das war nicht recht von ihm, denn das Mädchen ist herangewachsen, ist groß und schön geworden, und in der ganzen ‚Kille‘ (Gemeinde) hat man gered't von Hendel Rebb Paltiel Wolfs. Nur der Rebbe selbst hat's nicht gewußt, der war wie blind, und hat nicht gesehen wie andere Leut'. Sein Weib Esther ist ihm bald gestorben. Als sie am andern Tag sein ‚Anbeißen‘ nicht gebracht hat zur gewohnten Stund', hat sich der Rebbe ganz erstaunt, wie lang' heut' die ‚Weiberschul'‘ dauert. Denn er hat geglaubt, sie hat sich dort verplaudert. Da hört er auf einmal etwas weinen in der Stub' und sieht, daß es Hendel, sein Kind, ist. ‚Warum weinst du, mein Kind?‘ hat er sie gefragt.

‚Warum ich wein'?‘ sagt ihm Hendel darauf, ‚warum hast du den Riß da an dem Rock?‘ Da hat der Rebbe auf seinen Rock gesehen, der war zerrissen von oben nach unten. Da hat er erkannt, daß sein Weib tot ist, und hat sich hingesetzt und geweint sieben Tag und sieben Nächte.

Da ist Landtag nach Preßburg gekommen. Was ihr jetzt seht, Kinder, das ist wie nichts, was damals ist gewesen. Das waren Zeiten! Tausende von Fürsten, Grafen und Edelleuten sind gekommen, in Sammet, Gold und Perlen, und der Erdboden hat gezittert, wenn so einer ist aufgetreten mit Sporen und Säbel. Und die Augen haben einem weh getan von so viel Sehen auf Sammet und Gold. Da hat auch die ganze Gemeinde vom Landtag gelebt, und den ganzen Tag ist der Schloßberg nicht leer geworden von Grafen und Fürsten, die sind gekommen einkaufen und ausborgen mit ihren Gräfinnen und Fürstinnen. Das schöne große Haus auf der Stieg', was Herrn Chajim Schlesinger gehört, das ist vom Landtag gebaut worden. Und auch andere Balbatim (Familienväter) sind damals reich und groß geworden, und alles hat Nahrung gehabt.

Hendel Rebb Paltiels ist den ganzen lieben Tag vor dem Landhaus gestanden und ist gar nicht müde geworden zu sehen die Pracht von so viel Kutschen mit Pferden und Husaren, Fürsten, Grafen und Edelleuten. Wen man zu jeder Stund' im Tag dort hat können sehen, war Hendel Rebb Paltiels. Ist sie spät am Nachmittag nach Haus gekommen und hat dem Rebbe das Essen hingestellt, hat der gesagt: ‚Hendel, wie kommt das, mir scheint, Mittag ist schon lang' vorüber?' Sie hat aber darauf gemeint: ‚Das Fleisch hat nicht kochen wollen, drum ist es so spät geworden.' Und hat er gefragt: ‚Wo bist du so lang' geblieben, Hendel?' hat sie drauf gesagt: ‚Ich war ja daheim und hab' genäht und gestrickt.'

Was soll ich euch länger verzählen, Kinder, was jed' Kind weiß in Preßburg? Er, dessen Name gelobt sei, soll jedes Jüdenkind vor dem bewahren, was Hendel Rebb Paltiels angestellt hat. Heiliger Gott Israels! warum hast du das zugegeben, warum hast du das der frommen Kille Preßburg zugeschickt, daß sich ein Kind so schwer hat versündigen dürfen? Der schlechteste Träger auf dem Schloßberg hätt' sich mögen die Haar' ausreißen, und so ein großer ‚Zaddik' (Frommer) hat's müssen erleben!

Was soll ich euch länger verzählen, meine Kinder, man hat Hendel Rebb Paltiels immer gesehen spazieren gehen mit einem Studenten, der hat ihr schöne Sachen und Kleider gegeben, und man hat nicht gewußt, wie und woher. Auf einmal hat man's gewußt, wie es ist schon zu spät gewesen. Hendel Rebb Paltiels war verloren, sie war geworden — — Gott soll es ihr noch heutzutag verzeihen."

Ein Schrei aus dem Munde des Mädchens, das bis dahin ohne Äußerung zu Häupten des Bettes gesessen hatte, unterbrach hier mit einem Male die Erzählung der Großmutter. Der Knabe aber lag starr und regungslos und trug die Zeichen der angestrengtesten Aufmerksamkeit in seinem Gesichte.

Das Babele fuhr fort:

„Ihr könnt euch leicht vorstellen, Kinder, was man in Preßburg gesagt hat zu dem, was Hendel Rebb Paltiels angestellt hat. — Man hat lang' geschwiegen vor dem Rebbe, weil man sich gedacht hat, er wird's von selbst sehen. Da ist es aber herausgekommen, wie es sich keiner gedacht hat.

Nämlich so: Am Schabbes Teschuba (Bußsamstag), da hat Rebb Paltiel Wolf in seiner Schul' gepredigt und hat geredet von der Schlechtigkeit der Welt und wie die Leut' jetzt gar nicht mehr so sind, wie sie einmal gewesen sind. In der Kille hat damals ein gewisser Löb Goldstein gelebt, von dem haben die Leut' gesagt, daß er am heiligen Schabbes fährt und reit' und Geschäfte macht. Auf den hat Rebb Paltiel Wolf in seiner Predigt mit dem Finger hingewiesen und hat gesagt, die heilige Stadt Jeruschulaim wär' nur durch solche Menschen zugrund' gegangen, und dessenwegen sein wir noch in der Fremd', weil solche Menschen unter uns verweilen. Wie die Leut' von der Predigt fortgegangen sind, haben sie untereinander gered't: Löb Goldstein hat's heut' gut bekommen vom Rebbe, warum ist er auch ein schlechter Mensch?

Das hat Löb Goldstein gehört, und ist am andern Tage zum Rebbe gegangen, und, wie er schon ein ausgelassener Mensch war, der sich nicht um Gott und die Welt umgesehen hat, hat er zu ihm gesagt: Rebbe, verzeiht mir, Ihr habt mich gestern in Euerer Predigt einen schlechten Menschen gescholten und einen Posche Jisroel. Noch einmal, verzeiht mir's, Rebbe, ich bin ein großer Amhorez (Ignorant), und Ihr seid ein Rebbe — aber soviel weiß ich doch, daß Hendel Rebb Paltiels in vierzehn Tagen um eine Amme schicken wird.

Gott verzeih' mir meine Sünden! Ist das ein Schlag gewesen für den Rebbe! Der Schlag hat ihn auch auf der Stell' getroffen, erst in die Zung' und zuletzt ins Herz! Am

andern Morgen war er tot! Erst als die Schinne (Agonie) über ihn gekommen war, hat er auf einmal wie durch ein Wunder die Sprache wieder bekommen. An seinem Bett ist Hendel gestanden und hat bittere Tränen vergossen. Da hat sich der Rebbe aufgesetzt, die Hand ausgestreckt und zu ihr gesagt: „Ich bin mustech (ich bin sicher), daß du ein Spott wirst werden für Kinder und Kindeskinder; gebären wirst du, aber die Frucht deines Leibes wird werden weggenommen von der Benemmerin, du sollst an deinem Kinde keine Freud' haben; du sollst es nicht kennen, du sollst nichts wissen von ihm!‘“

Hier ließ sich das Großmütterlein auf die Frage Maierls, was denn das wär', eine „Benemmerin“? in eine lange Erklärung dieses Wortes ein. Benemmerinnen sind eine Art Hebammen, die mit bösen Geistern im Bund stehen und den gebärenden Weibern die Kinder wegnehmen. Wo eine solche Benemmerin erscheint, stirbt das Kind, oder es bekommt einen Leibschaden, zuweilen schieben sie verunstaltete Wechselbälge an die Stelle der neugeborenen Kinder. Den Gebärenden selbst machen sie die Milch zu Kopf steigen, erregen ihnen Fieber, Wahnsinn, ja auch den Tod. Wo man sie nicht ruft, schlüpfen sie durchs Schlüsselloch; auch als Katzen mit grünen funkelnden Augen hat man sie gesehen, und wenn man solches Getier nicht sogleich mit einem kräftigen Besenstiel zu Paaren treibt, entsteht großes Unglück im Haus. Um sich nun vor solchen Benemmerinnen zu bewahren, geht man im Augenblicke des Gebärens zu einem Rebbe und läßt sich von ihm eine Art Talisman geben. Dieser besteht in einigen Blättchen beschriebenen Papiers, worauf der Schild Davids zu sehen ist, mit einigen kabbalistischen Sprüchen, deren Anfangsbuchstaben ein kräftiges Schutzmittel gegen dergleichen böse Geister sein sollen. Unter diesen Sprüchen steht einer aus den „Stufengesängen“ des Königs David. Diese Blättchen werden in der Stube der Wöchnerin über

Türen und Fenstern aufgehängt und bleiben dort so lange liegen, als diese das Bett hüten muß. Bei männlichen Kindern muß man die ganze Nacht Wache halten und „lernen“, wozu man einen Rebbe mitnimmt. ... Gevatter muß in der Nacht oft nachsehen, ob dem Kind kein Unheil geschehen sei.

„Von der Minute an,“ fuhr das Babele fort, „hat Hendel Rebb Paltiels keine frohe Stund' mehr gehabt. Sie hat sich schier die Augen ausgeweint, aber hat das was genutzt? Mit einmal war sie wie verschwunden. Da haben die einen gesagt: sie hat sich in die Donau geworfen, andere wieder haben sie auf dem ‚guten Ort‘ (Begräbnisplatz) gesehen, wie sie auf dem Grab ihres frommen Vaters gelegen ist und geweint hat. Es ist aber alles nicht wahr gewesen. Da in der Stub', wo ich euch diese Maiße (Geschichte) erzähle, hat sie gewohnt und ist da geblieben so lang', bis sie in die Wochen gekommen ist. Sie hat eine Muhm' gehabt, die war die Schwester von ihrer Mutter, die hat ihr immer geschickt zu essen; aber zu ihr ist sie nie gekommen, sie hätt' sich versündigt, hätt' sie nur an ihr angerührt.

Als die Zeit der Niederkunft gekommen war, hat Hendel große Furcht und Angst bekommen. Man hat sie können schreien hören über den ganzen Schloßberg, Tag als Nacht. So jämmerlich hat sie geweint und geschrien, daß man geglaubt hat, jetzt ist's aus mit ihr. Am dritten Tag ist es still geworden, sie hat ein Kind geboren gehabt, das war ein Jüngel. Als nun das Kind der Leiden zur Welt gekommen war, hat sie es lang' an sich gedrückt und gesagt: ‚Mein toter Vater hat mir geflucht, daß ich ein Spott soll werden für Kind und Kindeskind, daß ich werde gebären, mein Kind wird aber durch eine Benemmerin wegkommen! Das soll aber nicht so sein, so soll ich leben!‘ Und hat das Kind treu überwacht und bei sich behalten drei Tag und drei Nächt', weil sie immer gefürchtet hat, die Benemmerin könnt' kommen und ihr das Kind nehmen. Aber länger hat sie

das nicht aushalten können. In der dritten Nacht sind ihr die Augen von selbst zugefallen, so fest, als wären sie mit Riegeln verschlossen. Da kommt es ihr vor, eine weiße Frau, die aussieht wie eine, die man in Sterbekleider gehüllt hat, tritt zu ihrem Bett und nimmt ihr das Kind aus dem Arm. Sie aber kann nicht aufstehen, die Füße sind ihr wie von Blei, sie kann nicht schreien, das Wort bleibt ihr in der Kehle. Da schreit sie endlich aus gepreßter Brust: Adonai Elohim! und sogleich springen ihr die Augen auf, und sie sieht, wie die Benemmerin mit dem Kind schon zur Türe hinaus will. Heiliger Gott Jisroels! Da ist sie aus dem Bett gesprungen, so wie sie war, im Hemd und barfüßig und ist der weißen Frau nachgeeilt bis an die Türe. Dort hat sie sie ereilt und hat mit ihr gerungen und gekämpft, bis sie das Kind hat müssen fallen lassen und verschwunden ist.

Am andern Tag hat man auf dem Schloßberg ein junges Weib gesehen, das ist schreiend auf und ab gegangen und hat geschrien: Wo ist mein Kind, mein Kind, mein Kind?! Das war Hendel Rebb Paltiel Wolfs, die schöne Hendel, die in der Nacht war wahnsinnig geworden. Man hat sie am kalten Boden gefunden, das Kind neben ihr. Sie war wie tot! Als ihr der Doktor zur Ader gelassen hat, ist frisches rotes Blut gekommen, aber die Besinnung nicht wieder. Ihr Kind hat sie nicht wieder erkannt. Seit dem Tag hat sie es überall gesucht, und so ist wahr geworden, was ihr Vater in seiner letzten Stund' vorausgesagt hat."

Das Babele schwieg erschöpft. Man hörte nur ein leises Schluchzen, das von dem Mädchen kam.

Plötzlich stand Golde auf, näherte sich der Großmutter und küßte ihr stürmisch die welken Hände. „Gott der Allmächtige sei davor," sagte sie, „ich will nicht werden wie Hendel, gute Nacht, Babele!" — und schwankte heftig weinend zur Türe hinaus.

Es war Nacht geworden. Der Knabe lag wieder im wilden Wundfieber und schien von schreckenden Träumen bewegt. Das Babele hatte Licht angezündet und betete bei seinem Scheine still und eifrig in dem Sidur, den sie wieder hervorgesucht. Bete, bete, gutes Babele! Du hast zwiefach zu bitten! für den einen Enkel, daß er am Leibe genese, für den andern, daß sein Leib und seine Seele rein bleibe von den Schrecken eines tiefen Falles! ... Jetzt nickst du, jetzt schlummerst du! Ich hebe dir nicht einmal die Brille auf, die dir indes entsunken — du könntest aufwachen und zürnen, und du hast den Schlaf nötig!

Du liebes, treues Babele!

Schlemiel.

Unter Hunderten, die ihr um die rechte Bedeutung des Wortes „Schlemiel" fragt, werden neunundneunzig ganz gewiß zur Türklinke greifen und sich höflichst entschuldigen: ich weiß es nicht. Aber der Hundertste, der das zu sagen weiß, bin gerade ich — und wenn dies Geständnis auch nicht gerade nach Bescheidenheit aussieht, so muß man sich denn doch damit begnügen, vorausgesetzt, daß es kein anderer tut!

Wenn ein Mensch linkische und ungeschickte Manieren hat, so sagt man im Ghetto von ihm: Er ist ein Schlemiel! Einem Schlemiel fällt das Butterbrot immer auf die fette Seite, und wenn andere Leute eine Gelegenheit beim Kopf erfassen, so bekommt sie der Schlemiel höchstens bei der kleinsten Fußzehe, und sie entwischt ihm! Auf seinem Handel und Wandel liegt fingerdick das Pech; er steigt gleichsam durch sein ganzes Leben mit dem linken Fuß aus dem Bett. Vom Glück sieht er überhaupt nur die Seite, die einem Feldherrn an seinem Feinde die liebste ist. „Gebt einem

Schlemiel Gold in die Hand," haben die Leute im Ghetto einen Spruch, „und es wird Kupfer daraus, laßt ihm das Kupfer, und es wird Blei;" wir setzen noch hinzu: nicht einmal gut genug, um es zu einer Kugel zu drehen und sich vor den Kopf zu schießen!

Das alles beweist, was es für ein Unglück ist, ein Schlemiel zu sein. Aber es ist mehr als das — es ist ein ganzes Geschick — ein Fatum!

Ich habe mich lange besonnen, ob es nicht ein gewagtes Unternehmen sei, so ein Fatum abschreiben zu wollen. Denn man sollte eigentlich über dieser Lebensfigur, mit deren rostigen Dolche man doch spielen will, immer sehr hoch stehen. Ach! wie leicht kann es sich ereignen, daß dieser Dolch mit einem Mal selbständige Gedanken bekommt und nach dem Schreiber zuckt? Werden die Leute, wenn sie bis zur letzten Blattseite gelangt sind, nicht denken: Der hat von einem Schlemiel geschrieben und ist doch selber einer??

Nun gut, so wandern wir zusammen, der geschriebene und der schreibende Schlemiel, der Unsterblichkeit entgegen, denn unsterblich ist doch einmal das Schlemieltum, und der letzte Mensch, der einst zu dieser Welt hinausgehen wird — wird auch der letzte Schlemiel gewesen sein!

In unserer Geschichte spielt aber, zu meinem Troste, nicht sowohl ein Dolch, als vielmehr ein altes Haus die wichtige Rolle des Fatums! Vor seinem Einsturze kann man sich schon besser hüten.

Eines Morgens konnten die Leute im Ghetto lange darauf warten, bis die drei bekannten Hammerschläge des Schulklopfers an den Türen ertönten, zum Zeichen, daß es Zeit sei, in die Synagoge zu gehen. Es war nämlich ein Toter in der Gasse, und fromme Schulgänger, die auch ohne das gegebene Klopfzeichen in die Synagoge gingen, erfuhren, daß Isserl Gloser in der Nacht plötzlich vom Schlage getroffen, verschieden sei. Die meisten sprachen zu dieser Nach-

richt andächtig: Boruch Dajin emes*) und hielten sich nicht weiter auf; denn der Morgen war eiskalt, und von den Dächern hingen die Eiszapfen herab.

Vor jenem unförmlich großen, zweistöckigen Hause, das hart an der Fleischerbank steht, sah man in früher Stunde zwei Männer, jeder den Tallisbeutel**) unter dem Arm, in tiefem Gespräche begriffen. Der eine von den beiden, ein noch junges, kluges Gesicht mit schelmisch herausspringenden Augen, blickte zu den Fenstern der offenen Stube, in welchen der Tote lag, lange hinauf. Dann sagte er: „Der ist also auch tot. Gibst du ihm noch lange Zeit, Koppel?"

„Wem?" fragte der andere, „meinst du Isserl Gloser? Der ist doch noch nicht zwei Stunden auf der Streu."

„Narr," entgegnete jener darauf, „weiß ich denn nicht, was ich red'? Ich bin nicht auf den Kopf gefallen, Isserls Sohn mein' ich — den Schlemiel."

„Ich soll sterben, wenn ich dich versteh', Schlome," beteuerte Koppel, „was willst du mit dem Schlemiel?"

„So gib acht auf das, was ich dir jetzt sagen werde," begann der mit dem klugen Gesicht, und seine Augen hatten dabei einen merkwürdigen Ausdruck. „Gib nochmals acht, was ich dir jetzt werde sagen. Vor allem aber mußt du mir eingestehen, ob du schon gehört hast ein lügnerisch Wort aus Schlome Katz' Munde herauskommen? oder ob Schlome Katz ein Prahler ist, einer, der sich eine Kett' von Mesch***) umbindt und hat nichts daran?"

Gegen diese Frage hatte Koppel nichts einzuwenden. Er schwieg also.

---

*) Gelobt sei der gerechte Richter — die gewöhnliche Gebetformel, wenn man die Nachricht von dem Tode eines Ghettobewohners erhält.

**) Tallis heißt der zeugene Überwurf, den man beim Gebete — zur größeren Andacht — um sich schlägt.

***) Mesch, abgekürzt statt Messing. Er will damit den höchsten Grad von Großtuerei bezeichnen, eine Kette zu tragen, woran keine Uhr hängt.

„Also gib acht,“ fuhr der Kluge fort, „nicht zehn Jahre werden vergangen sein, da wird zu den Fenstern von derselben Stub', wo jetzt Rebb Isserl Gloser liegt, einer herausschauen, der wird anhaben einen guten warmen Schlafrock, wie unser Vorsteher, der von seinem eigenen Gelde lebt, und wird rauchen aus einer großen mit Silber beschlagenen Pfeif' — und der wird heißen Schlome Katz!“

„Bist du sinnedig*), Schlome?“ rief Koppel lachend.

„Lach du nur zu,“ sagte der andere, „meinetwegen halt' mich für einen Lügner, für einen, der nicht wert ist, daß man ihm ins Gesicht speit. Der Bauer hat ein gut Sprichwort: ‚Du zeigst mir das Fenster, und ich seh', daß es die Türe ist.‘ Isserl Gloser liegt noch auf der Erd', und ich seh' schon zu seinem Fenster heraus. Narr, erst will ich durch die Tür gehen und den Schlemiel herausjagen, danach will ich mir den Schlafrock anschaffen. In zehn Jahren kannst du mal vorbeigehen, da werd' ich dich dran gemahnen: Was hab' ich zu dir gesagt, Koppel? Gehört das Haus nicht mein?“

Nach dieser begeisterten Rede sah Koppel dem Sprecher lange in die Augen. Dann meinte er treuherzig:

„Bei meinem Kopf, Schlome, ich glaub', alles trifft ein, was du dir vornimmst, denn nicht umsonst heißt du Schlome Katz. Wie eine Katze hast du auf Isserls Tod gewartet und möchtest jetzt auf den Schlemiel losspringen. Spring nur zu, Schlome, ins Gan Eden (Paradies) wirst du damit nicht springen.“

„Er ist ein Schlemiel,“ sagte Schlome kurz und verdrießlich und wandte sich ab, indem er in ein Seitengäßchen einbog. Koppel ging ebenfalls.

Es war das eines jener gewöhnlichen Gespräche, wo es sich um nichts Geringeres handelt, als um unser Hab und

---

*) Bei Sinnen.

Gut, auf das man „spekuliert", ohne daß wir uns gegen diesen Überfall in Gedanken, diesen Raub an unserer Zukunft wehren können. Wir wissen auch, daß wir vor dem Hause Schlemiels stehen, und was allenfalls uns noch unbekannt ist, soll sich augenblicklich aufklären. Einstweilen bedauern wir nur, daß er von dem ganzen Gespräche kein Wort gehört hat, denn das hätte ihm doch mehr genützt, als wenn ihm sein Vater noch ein Haus und ein paar tausend Gulden mehr hinterlassen hätte. Seine Geschichte wäre uns dann wahrscheinlich nie zu Gesicht gekommen.

Dieser Schlemiel gehörte zu jener Gattung Menschen, wie man sie im Ghetto nicht brauchen kann. Er hieß eigentlich Anschel, aber seit seinem dreizehnten Jahre hieß er bei den Leuten im Ghetto nicht anders. Wir werden sogleich sehen, warum?

Damals war nämlich Anschel „Bar-Mizweh" geworden, d. h. er hatte das gesetzmäßige Alter erreicht, in welchem man nach den Begriffen der Rabbinen fähig ist, alle sechshundertunddreizehn Ritual- und Zeremonialgesetze über sich zu nehmen. Die heiße Sonne des Orients hatte schon vor so und so viel tausend Jahren das Blut der jüdischen Knaben reif gekocht, warum sollte sie dieselbe Wirkung nicht auch in unserm Klima haben, wo man noch oft um Ostern den Schnee von der Türe fegen muß? — Der Tag dieser Mannwerdung ist ein entscheidender Augenblick in dem Leben eines jeden Knaben; wie eine weiße, leuchtende Säule steht er da, auf die die Leute wie auf einen Meilenzeiger sehen. Er war auch für unsern Anschel mit allen Freudenschauern angebrochen.

Am Sabbat mußte er in der Synagoge, wie das Sitte und Brauch ist, den Wochenabschnitt aus der Thora „vorleinen" (lesen) und das ganz laut vor der ganzen Gemeinde. Es ist das kein so leichtes Kunststück, als man wohl glaubt, und es würde mancher Professor, der schon tiefe Blicke in

die Sprachlehre der Offenbarung geworfen hat, sich gar sauertöpfisch den Schweiß von der Stirne wischen. Die Buchstaben in der Thora sind nämlich gar nicht punktiert — dies wäre noch das wenigste; aber sie werden noch mit einer Art Gesang begleitet, der wieder seine bestimmten Regeln und Noten hat. Man muß also hier gleichsam zwei Fliegen mit einem Schlage treffen. Wie leicht ist es da nicht, zu fehlen, und das vor einem Publikum, das jede Irrung des Vorlesers viel strenger bestraft, als wir die falschen Triller einer Sängerin im Theater! Die Leute haben da immer ihre punktierten und notierten Bibeln vor sich auf den „Ständern" liegen und wissen es genau, wenn der Vorleser sich geirrt hat. Das ist dann ein Zischen und ein Zurechtweisen, daß einem die Sinne vergehen können!

Anschel hatte aber nicht die geringste Furcht; er war seiner Sache so gewiß, daß er selbst im Schlafe nicht das kleinste Pünktelchen ausgelassen hätte. Mit keckem Mute war er vorgetreten, nachdem ihn der Vorsänger „aufgerufen", und auf den Schemel gestiegen, den ihm der Schuldiener, da er nicht bis zur Thora hinaufreichen konnte, aus weiser Vorsicht untergestellt hatte. Es ging auch alles vortrefflich; kein Rabbi wäre besser bestanden. Sein Vater, Isserl, hatte schon mehrmals durch ein beifälliges Schnäuzen seine innere Bewegung kundgegeben. Oben aber in der „Weiberschul" hielt eine Frau gar tief den Kopf zu den Blättern des Gebetbuches niedergebeugt — damit man ihre Tränen nicht fließen sehe; es war die Mutter Anschels.

Gerade als er aber im besten Zuge war, bemerkte Anschel über der Thora hinweg, wie der kleine Schlome Katz, der um nicht viel älter war als er selbst, von seinem Vater einen Stoß in die Rippen bekam, weil er, anstatt acht zu geben, was „vorgeleint" wurde, lieber zu der Weiberschul' hinaufblickte, wo gar schöne Frauen durch die hölzernen Gitter zu sehen waren. Dieser Umstand wirkte auf unsern Ansche

so heftig, daß er auf dem Schemel und in der Seele das Gleichgewicht verlor und einen gefährlichen Fall herabtat. Die Parade der Bar-Mizweh hatte damit ein Ende.

Das war der bedeutungsvolle Moment in dem Leben unsers Freundes und der Meilenzeiger, auf den man nun „Schlemiel“ hinschrieb. Denn als Anschel verwirrt und zerschlagen seinen hohen Standpunkt verlassen mußte, lispelte Schlome Katz, an dem er vorüberkam, so mit einer häßlichen Grimasse durch die Zähne: Warum bist du so 'n Schlemiel? Und wie er weiterging, schien dieses Wort das allgemeine Losungszeichen zu sein; überall hieß es und tönte ihm entgegen: „Warum bist du so 'n Schlemiel?“

Die Leute sprechen oft im dunklen Bewußtsein ein Urteil aus, dessen Bestätigung sie erst viel später finden. Sie hatten die eigentliche Natur unsers Anschels ganz richtig erkannt.

Von Schlome Katz müssen wir hier übrigens ein Weiteres erwähnen, weil das eine Person ist, die nun einmal bestimmt war, im Leben unsers Anschels eine wichtige Rolle zu spielen. Schlome war nämlich sein persönlicher Feind.

Diese Feindschaft datierte sich eigentlich schon von den Großeltern der beiden Knaben und beruhte auf einem ganz festen Grunde; sie stand auf nichts weniger als auf einem Hause. Das Haus nämlich, welches Isserl Gloser gehörte, war einst im Besitze der Familie Katz. Der Großvater Schlomes war aber eine Art leichtsinniger Mensch, der sich das ganze Jahr lieber Feiertag machte, als im Geschäft abplagte; auch spielte er sehr gerne, und in kurzer Zeit war im Dienste von „Franzefuß“ das schöne zweistöckige Gebäude vertan. Im Ghetto sagte man, der Großvater unsers Anschels hätte es ihm „abgespielt“, was aber aller Wahrheit ermangelt; er hatte es nur um einen Spottpreis an sich gebracht. Genug, in der Familie Katz konnte man den Verlust des teuern Stammhauses nicht verschmerzen, die Wunde

brannte und wühlte, als wäre sie mit Höllenstein bestrichen. Das geschah besonders jeden Sabbat, wenn der alte Katz, nachdem er seinen Mittagsschlaf abgetan, zu den Fenstern seiner Wohnung heraus das Haus erblickte, das ihm gerade gegenüberlag. Dann pflegte er unter Gähnen tief aufzuseufzen und sagte zu seiner Frau gewöhnlich: „Mein Vater im Grab hätte mit dem Haus doch nicht sollen so voreilig tun; es könnt' noch in der Familie sein, und ich braucht' dann kein' Zins zu zahlen. So aber haben die alten vorzeitischen Leut' gar nicht gedacht auf ihre Kinder, und wenn mein Vater (dessen Andenken gelobt sei) sich hat können einen guten Schabbes machen, hätt' er noch sechs Häuser verkauft." Es ist leicht erklärlich, wenn man die nämlichen Worte zweiundfünfzigmal im Jahre hört, daß sie sich zuletzt wie Wassertropfen in der Seele Schlomes versteinten. „Schlome," sagte man oft zu ihm, „wenn du groß wirst, mußt du wieder das Haus zurückkriegen, denn die drüben haben's dir gestohlen." Schlome schnitt dann immer eine häßliche Grimasse hinüber, die wohl so viel bedeutete als: „Ich krieg's schon, laßt mich nur größer werden."

Je älter er wurde, desto stärkere Wurzeln wuchsen dieser Feindschaft; sie war zuletzt zu einem so gewaltigen Baume aufgesproßt, daß er mit den Zweigen stündlich hinüberreichen und das Haus sozusagen bei den Haaren herbeiziehen konnte.

Zwischen beiden Knaben hatte sich schon frühzeitig der Abstand ihrer Naturen geoffenbart. Der Sohn des Hausbesitzers war linkisch, ungeschickt und schlotternd, Schlome hingegen flink und gelenkig und hatte das rechte Wort immer bei der Hand. Dadurch war er schon früher auf den Wahn gekommen, alles, was er dem „Schlemiel" antun könne, sei erlaubt und bedürfe erst keiner Überlegung. Denn es liegt in der Natur solcher Menschen, daß sie alles Linkische und Unpraktische, wie einen Druck vom Stiefel, nicht ertragen können. Sie betrachten das nicht als ein Unglück oder eine

Strafe des Himmels, sondern wie eine gestrandete Ware, die der erste beste, der des Weges kommt, sich zueignen kann.

Beide Knaben waren nach der „Bar-Mizweh“ ins „Geschäft“ gekommen. Schlome griff sogleich alles mit Leichtigkeit an, und in kurzem hatte er alle Schliche und Griffe gelernt, die eben das „Geschäft“ erfordert, etwa, wie man ein „altes Kammertuch“ so zu drehen und zu wenden weiß, daß es wie neu aussieht, oder wie man ein durchlöchertes Seidenband so handhaben muß, daß man die Fehler nicht bemerkt, oder endlich, wie man ein veraltetes Kattunmuster als von der neuesten „Fasson“ anpreist. Die Leute hatten ihre Freude daran, wenn sie den Schlome sahen, wie er auf den Märkten in seiner Bude auf und ab sprang und sein „lazinj, lazinj, kupte!“ (wohlfeil, wohlfeil, kauft) über den Markt schrie, daß die Kunden haufenweise herbeikamen. Da mußte man nun sehen, wie er einer Bäuerin in die dicken Wangen kneipte und einer andern die fleischigen Hände hätschelte. Eine dritte fragte er mit zärtlicher Sorge, was denn der Pan Waczlaw, ihr Mann, oder der Honza, ihr Söhnlein, machten. Er wußte zwar von der Existenz beider sehr wenig — aber er fragte doch. Gewöhnlich erreichte Schlome auch einen doppelten Zweck; die Bäuerin gab immer um einige Groschen mehr, und die Leute sagten von ihm: „Das Schlomele ist ein ‚Barjen‘*), der wird mal groß werden.“

Wie ganz anders verhielt sich Anschel im „Geschäft“! Sein „Lazinj“ klang so verdrossen, so ohne alle Überzeugung über den Markt, daß es niemanden wundernehmen konnte, wenn sich kein Kunde darauf einstellte. Man konnte nicht gerade sagen, daß es ihm an Willen fehlte, im Gegenteil, er hatte Überfluß daran; aber wie das bei Leuten seiner Gattung gewöhnlich ist, ging dieser Wille auf so hohen

*) Ein tüchtiger Mensch.

Stelzen, daß er jeden Augenblick umfiel. Wollte er z. B. wie Schlome Katz einer Bäuerin in die Wangen kneipen, so griff er so tief, daß ein roter Fleck zurückblieb, oder er tat es so leise, daß sie es nicht fühlte. Schlome traf überall das Rechte, bei ihm war es der Erguß einer teilnehmenden Seele, bei Anschel sah es wie Spott aus. Bald schnitt er zu viel, bald zu tief in den „Zeug". „Er ist 'n Schlemiel," sagte Isserl bekümmert, die stille Mutter meinte, es würde schon besser werden. Und da er nicht anders ward, sagte er wieder: „Ich möcht' nur wissen, wie ich zu so 'n Schlemiel gekommen bin;" da schwieg schon die stille Mutter. Nach vielen Jahren sprach der alte Isserl, der überhaupt kein Mann von Reden war: „Ich wett', der kommt noch mal um unser Haus; er ist ein zu großer Schlemiel." Da tat die stille Mutter noch mehr als schweigen, sie war nämlich gestorben — und heute war wieder ein Toter in der Gasse. Anschel war noch immer der alte Schlemiel!

Kein Mensch im ganzen Ghetto mochte begreifen, warum sich Anschel so verzweiflungsvoll gebärdete, als man am folgenden Tage die Leiche seines Vaters ins Grab senkte. Er zitterte so heftig am Leibe, als der Synagogendiener sich ihm nahte, um ihm den gebräuchlichen Trauerriß in den Rock zu schneiden, daß ihm das Messer in die Hand fuhr und das helle Blut herausfloß.

Die Leute, die ihn so sahen und immer nur das nächstliegende vor Augen haben, dachten: „Was hat der Schlemiel so zu weinen? Der ist jetzt ein ‚gemachter Mensch'." Wenn man den Leuten nur alles sagen könnte!

Es gibt Augenblicke, wo selbst so unselige Naturen, wie die Anschels, zum vollen Bewußtsein ihres Jammers gelangen. So fiel es ihm jetzt erst ein, wie viel da mit seinem Vater begraben werde. Sein ganzes Benehmen, seine Ungeschick-

lichkeit stand vor ihm, nie schien sein Unstern so unheilvolle Strahlen zu werfen. Es war ihm, als müsse der „Schlemiel“ jetzt aus ihm heraustreten und sich da bei den andern Toten begraben lassen. Als er aber einmal aufsah, erblickte er Schlome Katz neben sich, wie der mit einer Art furchtbarer Geschäftigkeit Scholle auf Scholle auf die Bretter hinunterschaufelte, so daß es ihm in Schnelligkeit niemand gleichtat. . . . Eine dunkle Knabenerinnerung zuckte ihm durch den Kopf; er sah sich wieder bei der Thora; er las den Wochenabschnitt, der Schemel fiel um — und darauf hörte er die heisere Stimme Schlomes: „Warum bist du so 'n Schlemiel?“ — Darum zitterte er so heftig, als ihm der Schuldiener in den Rock hineinschnitt; es kam ihm vor, als käme das von Schlome Katz.

Wir bedauern, aus dem Leben Anschels nur herausgerissene Blätter liefern zu können; denn das ist das eigentümliche Schlemieltum: weniges genügt, um es zu begreifen.

In der Schiwe*) dachte Anschel sehr ernstlich nach, wie er in Zukunft ein andrer Mensch werden könnte. Tausend Pläne gingen ihm durch den Kopf, aber nur einer blieb haften; er wollte nämlich heiraten.

Nun, zu einer Frau ist im Ghetto bald verholfen. Es hatte schon einer für ihn gesorgt, das war der Schadchen**) Rebb Hirsch, der hatte schon zu Lebzeiten des Vaters auf ihn ein Auge geworfen. Er kam eines Tages zu Anschel und trug ihm in beredter Sprache eine sehr gute „Partie“ an. Anschel besann sich nicht lange und willigte ein, daß sie beide am Cholemoëd***) zusammen nach Kollin fahren und die Braut beschauen wollten.

*) So heißen die sieben Tage, die man in Trauer um die Verstorbenen zubringt.

**) Schadchen, sogenannte Ehewerber, deren Geschäft darin besteht, „Partien zu reden“.

***) Cholemoëd: die Halbfeiertage des Ostern- und Laubhüttenfestes.

Die ganze Angelegenheit wurde übrigens so geheim gehalten, daß bis zu jener Zeit kein Mensch erriet, was Anschel beginnen wollte. Am Cholemoëd, wo alles, was dem Glück eine Braut abgewinnen will, auf die „Beschau“ geht, war auch Anschel darunter. Draußen vor der Stadt, wo die Alleen anfangen, stand die „Gelegenheit“, ein einspänniges Wägelchen, das unsern Freund nach dem gelobten Lande seiner zukünftigen Frau führen sollte. Rebb Hirsch, der „Schadchen“, wartete schon seiner, denn man wollte nicht, daß die Leute in der Gasse wüßten, wohin sie gingen.

So fuhren sie dahin. Anschel saß ganz still im Wagen, und in seinem Innern stiegen wie auf einer Jakobsleiter schöne Bilder seiner noch ungekannten Braut auf. Schon jetzt, wo er ihr nur entgegenfuhr, fühlte er schon einen andern Menschen in sich. Sein Begleiter Rebb Hirsch zog indes die Gebetriemen hervor und betete, Anschel hatte das schon zu Hause getan; denn er wollte im Wagen mehr Zeit zum Nachdenken gewinnen. Plötzlich, als sie sich einem Wirtshause an der Straße näherten, stieß der „Schadchen“ einen Schrei aus.

„Was ist's, Rebb Hirsch?“ rief Anschel.

„Bei meinem Kopf,“ schrie er, „dort steht Schlome Katz.“

„Und wenn?“ meinte Anschel.

Der Schadchen aber schüttelte den Kopf: es war ihm offenbar nicht recht, den Schlome Katz hier auf der Straße zu finden, und das gerade heute.

Vor dem Wirtshause, zu dem sie nun sogleich kamen, stand eine Kutsche mit zwei Pferden, die eben getränkt wurden In dem Tore aber stand kein anderer, als Schlome Katz, den der „Schadchen“ mit seinen scharfen Augen wirklich erkannt hatte. Er stopfte sich gerade eine silberbeschlagene Pfeife, und bei dieser Gelegenheit konnte man hellfunkelnde Ringe an seinen Fingern bemerken.

„Wehgeschrien,“ sagte der „Schadchen“ leise, „der geht auch auf die ‚Beschau‘.“

„S'Gotts willkomm,“ rief ihnen Schlome entgegen, als sie an ihm vorüberfuhren, „wo gehst du hin, Anschel? Auf die ‚Beschau‘?“

Anschel wurde feuerrot, da er sein Geheimnis so verraten sah.

„Nu, Masel Tow (gut Glück) auf den Weg,“ lachte Schlome, „und gib acht, daß du kein Schlemiel bist.“

Als sie eine Strecke hinter dem Wirtshause waren, sah Rebb Hirsch noch immer aus dem Wagen zurück, und sein Gesicht schien sehr besorgt. Anschel, der diese Vorsichtsmaßregeln nicht begriff, fragte ihn: „Was guckt Ihr denn in einem fort, Rebb Hirsch?“

„Weil ich Furcht hab',“ sagte jener, „daß uns Schlome Katz nachkommt. Er sieht mir zu schön aus, der geht gewiß auch auf die Beschau.“

Hierauf befahl er dem Kutscher, schneller zu fahren. Erst als sie wohl eine Stunde hinter dem gefährlichen Feinde sich befanden, wurde das Gesicht des „Schadchens“ viel fröhlicher, und man begreift wohl warum? Er fürchtete für seine „Partie“. Gegen Mittag kamen sie am Orte ihrer Bestimmung an. Es tat unserm Anschel sehr wohl, als er bemerkte, welches Aufsehen seine Ankunft in der Gasse verursachte. Die Leute mußten es ihm auch von der Stirn lesen, daß er auf die Beschau kam.

Während Rebb Hirsch gleichsam als Gesandter Anschels vorausging, um ihn im Hause seiner künftigen Schwiegereltern anzumelden, war Anschel in der Garküche zurückgeblieben. Hier hatte er ein strenges Verhör von der Frau Garköchin zu bestehen: woher er käme, wohin er wolle? und was er anfangen wolle? Anschel blieb aber stumm wie ein Fisch und verriet sich mit keinem Wort. Endlich kam der „Schadchen“ und flüsterte ihm ins Ohr, daß alles zu seinem

Empfange bereit sei, und er brauche nur zu kommen. Sie machten sich auf den Weg.

Im Gehen gab ihm Rebb Hirsch viele gute Ratschläge, wie er sich seiner Braut gegenüber zu benehmen habe. Bei Tische solle er nicht zu viel essen, aber desto mehr reden, damit man ihn für keinen Esser, aber für einen redefertigen Menschen halte. Der Braut müsse er keck in die Augen schauen, damit sie jeden Augenblick rot werde, denn je röter, desto besser. Überhaupt müsse er sich sehr zusammennehmen, denn seine Braut sei sehr „gebildet", spreche französisch und habe viele Bücher gelesen. — Das letztere beunruhigte Anschel ein wenig; dennoch faßte er Mut und trat ins Haus. Wie er aber die Treppe hinaufsteigen wollte, kam ihm Schlome Katz von oben entgegen. Der war wie ein Wunder hierher geweht. Anschel zuckte zusammen, als er ihn erkannte, Schlome grinste aber freundlich und sagte: „Masel Tow (gut Glück);" Anschel blieb unschlüssig auf der Treppe stehen und wußte nicht, was beginnen.

„Wenn er mir zuvorgekommen ist," dachte er, „was soll ich dann tun?" Das konnte er aber durchaus nicht glauben, denn er war eine unbedingt bessere „Partie" als Schlome. „Mich wird sie ender (eher) nehmen," tröstete er sich, drückte heldenmütig auf die Klinke und trat ein.

Er fand die Familie schon zu seinem Empfange bereit. Der Vater seiner Braut ging ihm freundlich entgegen, und die Mutter, eine große Frau mit etwas herrschsüchtigen Augen, hieß ihn in hochdeutscher Sprache willkommen. Hierauf mußte er sich setzen, „damit er den Schlaf nicht forttrage", und die Mutter eilte hinaus, um dem Gaste etwas zu „verehren". Währenddem war Anschel den Fragen des Vaters über Stand, Herkommen und Vermögen ausgesetzt; er beantworte sie aber nur halb, ihn beschäftigte der Gedanke, wie wohl seine Braut aussehen werde? — Endlich trat die Mutter in Begleitung ihrer Tochter ein. Diese trug auf

einem Teller fettes Gebäck und andere Süßigkeiten, die sie ihm anbot. Anschel aber, statt darauf zu achten, starrte dafür in die schwarzen Augen des Mädchens und wurde davon so betört und verwirrt, daß er noch lange hineinblickte, als er den Teller mit „Rosoglio“ und feinem Gebäcke schon längst aus den Händen seiner Braut zu Boden geschleudert hatte!

Die Braut kicherte, die Mutter schmollte, der Vater sah lachend darein.

Bei Tische kam Anschel neben das Mädchen zu sitzen. Sein früheres Unglück hatte ihn aber ganz verdüstert; er saß ganz stumm neben ihr, die er doch mit allen Pfeilen seines Witzes und Geistes hätte beschießen sollen. Statt wenig zu essen, schlang er die Bissen nur hinab und ließ nicht einmal so viel übrig, als der „Derech Erez“ (die Etikette) verlangte. Die Leute warfen sich vielsagende Blicke zu, Anschel bemerkte alles, aber sein Unstern wollte, daß er immer tiefer hineingeriet; die Braut sah er nicht einmal an, und so handelte er in allem, was er tat und nicht tat, schnurstracks den Ratschlägen des Schadchens entgegen. Einmal hörte er, wie die Mutter heimlich zum Vater der Braut flüsterte: „'n großer Schlemiel!“ Das Blut gerann ihm in den Adern, eine ungeheure Angst überkam ihn, und in diesem Zustande zeigte er sich immer mehr — in seiner eigentlichen Natur.

Nach Tisch sah er sich mit seiner Braut allein. Vater und Mutter hatten sich entfernt; die eigentliche „Beschau“ fing erst jetzt an. Anschels Angst steigerte sich unendlich, als er sich dem Wesen gegenüber befand, mit dem er künftig mehr als ein Wort sprechen sollte. Aber er fand auch nicht eines, das Mädchen wartete, wie es schien, auf den Beginn der Unterhaltung. Ihm stand der Schweiß auf der Stirne. Da fiel ihm wie ein Sonnenstrahl der Gedanke ein, was denn Schlome Katz in diesem Augenblicke anfangen würde.

Der, dachte er sich, würde das Mädchen zärtlich bei der Hand nehmen, sie liebreich drücken und ihr etwas Schönes sagen, und indem er an das alles dachte, tat er es auch; doch war er der Braut dabei so nahe gekommen, daß sie unbändig aufschrie: „Meine Hühneraugen, meine Hühneraugen!“ und laut klagend im Zimmer herumrannte. „Haben Sie Hühneraugen?“ fragte Anschel erschrocken, „das hab' ich nicht gewußt.“

Das Mädchen tanzte halb lachend, halb weinend in der Stube herum.

„Man sieht,“ sagte sie, „Ihr Landsmann Katz hat doch recht gehabt, wenn er sagt —“

„Was hat er gesagt?“ rief Anschel.

„Daß Sie ein Schlemiel sind, hat er gesagt,“ entgegnete die Braut.

Anschel wollte nichts mehr hören, was konnte sie ihm noch sagen? Auf ihren Lippen stand ja das Wort Schlemiel! Ehe er noch selbst inne wurde, was er begann, war er zur Türe hingeeilt, — er stand draußen. Er rannte über die Treppe hinunter, da kam ihm wieder Schlome Katz entgegen.

„Nu,“ fragte er lachend, „kann man Masel Tow' wünschen?“

„Schuft,“ murmelte Anschel und stürzte eiligst fort. In seinem ersten Schmerze dachte unser Freund nie mehr zurückzukehren, es war ihm zu viel geschehen. Was werden die Leute zu seiner schmählichen Beschau sagen? Und wird nicht Schlome Katz ohnehin die Lärmposaune seiner Schande an die Lippen setzen? Mit Verzweiflung dachte er an die Rückkehr, er wollte fliehen. Er war in dieser Stimmung vor die Stadt hinausgelaufen, während ihn Rebb Hirsch in der ganzen Gemeinde suchte und vielleicht noch trostloser war, als Anschel; er kam nämlich um sein „Schadchones“.*)

---

*) Das Geldgeschenk, das der Brautwerber von beiden Parteien für seine Bemühung erhält.

In später Nacht kam er in die Gasse zurück. Er wollte ins Wirtshaus, da anspannen lassen und fortfahren. Sein Gang führte ihn am Hause seiner ehemaligen Braut vorüber, die Fenster waren hell erleuchtet, und heiteres Gelächter schallte herunter. „Jetzt spotten sie dich aus," dachte er mit Schmerz, „Schlome Katz sitzt neben ihr und heißt dich ein übers andere Mal Schlemiel, Schlemiel." Er drückte sich scheu vorüber.

Als er um die Ecke der Gasse biegen wollte, von wo er noch einige Schritte zum Wirtshause hatte, fiel ihm ein kleines Haus auf; er sah noch Licht darin brennen. „Vielleicht auch so eine," sagte er zu sich, und eine unwiderstehliche Lust drängte ihn, zu den Fenstern zu treten. Zuerst lehnte er sich nur an die Mauer, dann wuchs ihm der Mut und endlich blickte er ganz frei in die Stube. Er sah einen alten Mann, der am Tische vor einem Buche, das wahrscheinlich der Talmud war, saß und daraus emsig lernte. Vor ihm stand die Kerze, sonst war es finster in der Stube. — Mit einem Mal hörte Anschel eine wohlklingende Stimme aus einem versteckten Winkel, die rief: Sieh her, Vater, Fischele will nicht „Krischme leinen" (das Abendgebet sagen).

Anschel strengte seine Augen an, um diejenige zu sehen, die so gesprochen; denn die Stimme war ihm tief zu Herzen gegangen.

Zum Glück nahm der alte Mann das Licht. „Wart! Fischele," sprach er, „ich komm' über dich," und wie er mit dem Lichte weiterging, erhellte sich die Stube, Anschel sah ein Mädchen am Bette eines Knaben stehen. Wie der Vater näher trat, wurde das Kind ruhig, und das Mädchen sprach den Nachtsegen weiter. Mit fester Stimme trug sie ihn vor, der Knabe sprach ihr Wort für Wort nach. Sie kam auch zu jener Stelle: „Zu meiner Rechten steht Michael, zu meiner Linken Gabriel usw.," und Anschel, der mit ver-

haltenem Atem draußen horchte, wußte gar nicht, warum ihm das Nachtgebet heute so ganz anders vorkomme, als sonst. Es war ihm, als hätte er es bis dahin überschluppert*) und hörte es jetzt erst vollständig.

Plötzlich rief der Knabe: „Einer sieht zum Fenster herein" und duckte schnell unter die Decke. Anschel konnte wohl fliehen, aber es fehlte ihm der Mut; eine Stimme, wie die des Mädchens, schien ihm zuzurufen: Bleib doch! Er hörte wohl, wie man die Haustüre öffnete, er hörte sich angesprochen — statt aller Antwort aber ging Anschel dem Mädchen nach; ehe er sich's versah, war er drin in der Stube.

In wenigen Augenblicken war er dort so heimisch und bekannt, als hätte er jahrelang darin geweilt; es gefiel ihm so wohl, daß er an kein Fortgehen dachte. Der Vater war Gemeindeschlächter, seine Tochter hieß Esther. Sie war fromm und gut, und von ihren Augen konnte er gar nicht fortkommen. Ein wunderbarer Gedanke durchzuckte ihn. „Wie, wenn du die zur Kalle (Braut) nähmst? Ohne Braut kannst du doch nicht nach Haus kommen; wenn du dir aber die nimmst, so tust du noch ein gut Werk, sie wird dich gern haben, und ihr wird's nie einfallen, dich Schlemiel zu nennen."

Gesagt, getan. Er bat um die Hand Esthers. Vater und Tochter waren über diesen Antrag sehr erstaunt, aber Anschel nannte bloß seinen Namen, und die Verwunderung verwandelte sich in Freude. Als er Esther um ihre Einwilligung bat, errötete sie tief und sagte leise: Sie sind mir recht. Fischele aber, der dem ganzen Gespräche zugehorcht, sprang eiligst aus dem Bette und rief: „Ich geh' die Freundschaft holen, Esther ist eine Kalle geworden."

„Hat das nicht Zeit bis morgen?" fragte Esther.

---

*) Statt überblättert.

„Lassen Sie ihn,“ bat Anschel in seiner Seligkeit, „wir wollen gleich die Ehepakten aufsetzen.“

Im nächtlichen Familienrate, den Fischele zusammengerufen, wurde Anschel Esthers Bräutigam. „Festzusetzen“ gab es nichts, der Gemeindeschlächter war ein armer Mann und konnte nichts „nachgeben“.

Ist das nicht ein duftig romantisches Stück aus dem Leben unsers Schlemiels? Was wird man aber im Ghetto dazu sagen? Uns dünkt schon die Lachteufel zu hören und die Spottpfeile fliegen zu sehen.

Ein Jahr darauf führte Anschel seine Esther als Frau heim. In Lust und Freude war die Hochzeit gefeiert worden, nun war eben das große „Schulführen“.

Geputzte Frauen gingen zur Synagoge.

„Hast du schon Schlemiels Weib gesehen?“ fragte die eine.

„Mit kein' Aug' noch,“ sagte die andere, Fradel die Schneiderin, „wie sieht sie aus?“

„Wie 'n Schlemiel sie grad' braucht. Wirf die Katz' wie du willst, sie fallt doch.“

„Warum?“

„Warum? weil sie verdrießlich (bucklig) ist, man könnte ein Häusel drauf bauen.“

„Das hätte er hier auch bekommen, muß erst in die Fremd' gehen! Und ohn' Kreuzer Geld?“

„Nicht 'n Bröfele hat er nachgekriegt, das Kleid, was sie auf dem Leib hat, und das Hemd hat er ihr müssen machen. Von der goldenen Kett' will ich gar nicht reden, die hat er um hundert Gulden bei Hirsch Goldschmied gekauft.“

„Schlemiel bleibt Schlemiel, das kann gar nicht gut ausgehen.“

Heitere Musik unterbrach hier das Gespräch der beiden Frauen; gleich darauf bog ein Zug von festlich geschmückten Männern um die Ecke des Gäßchens, das zur Synagoge führt. Anschel trat heute zum erstenmal als „Balbos" (Hausherr) auf. Mit freudestrahlendem Antlitze schritt er zwischen den zwei „Unterführern" einher, die ihm schon bei der Hochzeit das Geleite unter den Trauungshimmel gegeben hatten, und die Frage wäre wohl sehr leicht beantwortet worden, wer in diesem Augenblick der Seligste auf Erden war.

Hinter ihm drein kam Esther, seit zwei Tagen die Seine, unter einem Haufen junger und alter Frauen, die es sich zur Pflicht machten, die jüngst Angekommene auf ihrem ersten Gange zur Synagoge zu begleiten. Die Musik ließ ihre heitersten Klänge ertönen; überall, wo sie vorbeizog, öffneten sich die Fenster, und neugierige Blicke fragten: Wie sieht Schlemiels Weib aus?

Vor der Synagoge schwieg die Musik; die jungen Eheleute mit ihrem Gefolge traten ein. Anschel wurde, bis er zu seinem Platze gelangte, von allen Seiten mit „Masel Tow" begrüßt, und beim Vorlesen des Wochenabschnittes ward er vom Vorsänger mit feierlichem Gesang zur Thora hinaufgerufen. Schöner glücklicher Moment!

Währenddem verteilte Esther in der Weiberschul' Rosinen und Zuckerwerk nach einer alten Sitte, die keine verletzen darf. Sie sah sich fremd und ungekannt und sollte doch alle Regeln des „Derech Erez" beobachten. Mitten unter den losgelassenen Lach- und Schwatzgeistern beging sie so manchen Fehler, der schwer gerügt wurde.

„Keine Spur von Anstand," meinte die dicke Vorsteherin, indem sie spöttisch die Oberlippe aufwarf.

Esther war nämlich, ohne sie zu kennen, zu einer andern Frau getreten und hatte dieser den Teller mit Zuckergebäck früher hingereicht als ihr.

„Meinen Sie, Madame Gitelleben," bemerkte eine ebenfalls übergangene Nachbarin, „man lernt bei Hühnern und Gänsen den Anstand der Welt? Zu Haus hat sie müssen warten, bis man ihrem Vater etwas zum Schlachten geschickt hat. Wie soll sie sich jetzt kennen?"

„Daheim hat sie müssen den Fußboden aufwaschen."

„Sehen Sie denn nicht, Madame Gitel," sagte die Nachbarin mit heiserem Gelächter, „sie ist noch ganz verdrießlich darüber. Das Höckerchen sitzt ihr ganz gut."

Diese Worte waren nicht so leise gesprochen, daß sie dem Ohr der jungen Frau entgingen. Eine fremde Lage schärft die Sinne; jeder steht da gleichsam auf der Lauer, und die Seele teilt ihre Tätigkeiten in tausend Feldlager. Sonderbar! daß man ihre Herkunft schmähte und ihre Sitten schlecht hieß, berührte sie nicht so schmerzlich, als daß man ihr ein Übel andichtete, das sie nicht besaß. Denn außer einer unmerklichen Unebenheit an der linken Schulter, die auch nur weibliche Scharfsichtigkeit entdecken konnte, war nichts an ihr, was sie zum Krüppel machte. Vor Scham glaubte sie einsinken zu müssen, und mit irren Augen ging sie durch den dicken Knäuel der sich ihr entgegendrängenden Frauen, die sie bewillkommnen wollten. In diesem Zustande, wo sie alle ihre Sinne doppelt gebrauchen sollte, beging sie Fehler auf Fehler gegen den „Derech Erez".

Die Synagoge hat keine Orgelklänge, keine Weihrauchwolken, keine Posaunentöne, daß sich die Seele überwältigt, betäubt und wieder emporgetragen aus ihren Qualen erhebe; wenn hier eine Träne fließt, wird sie von allen gesehen. Sie weinte also. Es waren Tränen der Angst und Beklemmung. Unter diesem Zischen, Lachen und Plaudern sah sie sich wirklich gezeichnet; sie war ein mißgestalteter Krüppel, sie mußte es sein.

Die Synagoge war zu Ende. Anschel ging mit seiner Frau nach Hause. Die Musik schickte wieder ihre heitern

Klänge voran. Esther war traurig und tief betrübt; er fragte sie, was ihr fehle. Sie schwieg; als er aber heftiger in sie drang, sagte sie unter Schluchzen: „Hättest du gehört, was die Leut' gesagt haben."

„Schweig lieber davon," erwiderte er mit einem tiefen Seufzer. Sie sprachen auch nicht weiter davon, Esther wahrscheinlich aus weiblicher Eitelkeit, Anschel, weil er die dunkle Beschwörungsformel seines tiefen Leides nicht von den Lippen derjenigen vernehmen wollte, die er für immer sein nannte.

Es waren Jahre vergangen, und unser Freund hatte es in der öffentlichen Meinung nicht weiter gebracht; im Gegenteil, er war noch mehr gesunken. — Man glaube ja nicht, es sei dies so ganz bedeutungslos.

Leute, die das Leben immer von der Sturmseite kennen, die da Matrosen sind auf einem herumgeworfenen, jedem Windhauch ausgesetzten Schiffe, wo jeder die Hände regen und zugreifen muß, wenn er nicht untergehen will, müssen immer mit Vorurteilen gegen gewisse Menschen befangen sein, die sich nicht anstellig genug zeigen, wo es gilt, frisch und behende zuzugreifen, die gleichsam mit hochaufgerichteten Köpfen durch niedere Türen schreiten wollen, wo sie schlangenklug sich durchwinden sollten. Dieses Vorurteil lastete nun auf dem „Schlemiel".

Wer will mit einem Schlemiel etwas anfangen? Liegt nicht der Fluch des Himmels sichtbar auf ihm? Hat er Gold, so wird es zu Blei, hat er einen guten Gedanken, so verkehrt er sich in lauter Unheil; der beste, sicherste Gewinn schlägt ihm um. Wer hat da Lust, sich mit ihm in ein Bündnis einzulassen? An ein zerbrochenes, unseliges Wrack sein eigenes Lebensschiff anzubinden?

Anschel fühlte diese Abneigung auf allen Seiten. In nichts konnte er es den Leuten recht machen. Gingen des Sonntags die Handelsleute an ihr Geschäft, so konnte man ihn noch immer in der Gasse sehen. „Was hat er noch zu

Haus zu machen," hieß es dann, „derweil' entgeht ihm ein Geschäft." Ging er wieder zeitiger fort, so sagte man wieder: „Er kann's nicht abwarten, dem wird das Geschäft nicht fortlaufen." Am Donnerstag schon kam er nach Hause; er sehnte sich nach Frau und Kindern. Da hieß es wieder: „Was hat er schon Donnerstag daheim zu machen?" und tat er den Leuten den Gefallen und kam erst Freitags am Abend, wenn man schon die Sabbatlampen anzündete, so klagte man: „Nicht nur, daß er 'n Schlemiel ist, er ist auch noch ein Posche Jisroel (Abtrünniger von Israel)." So war Anschel von allen Seiten bedrängt und gemieden, und da er den Leuten in keinem Punkt es recht tat, — so tat er endlich gar nichts, und das war sein Unglück.

Es ließ sich schwer sagen, wo denn eigentlich dieses Unglück anfing und wo es aufhörte. In kurzem hatte sich das Erbteil Isserls verflüchtigt, Anschel wußte nicht wohin? Auch waren ihm die Absichten Schlomes längst bekannt, denn der rühmte sich schon, er habe die Maurer bestellt, die ihm „sein" Haus neu anweißen sollten, und er warte nur auf „gute Zeit". Die Leute trugen diese Worte mit willigen Händen zu Anschels Ohren und sagten noch manches hinzu, was wie glühende Tropfen in seine Seele fiel. Aber alles, was er tun konnte, war, daß er seine Anstrengungen verdoppelte; jedoch vergebens. Wie sein böser Geist folgte ihm dieser Schlome Katz auf allen Schritten und Tritten nach; hatte Anschel eine gute „Spekulation" ausgeheckt, so konnte er gewiß sein, Schlome hatte davon Wind bekommen und stellte ihr ein Bein unter. War Anschel um fünf Uhr an ein Geschäft gegangen, so war Schlome schon um drei Uhr dort gewesen. Tausend und tausend Geister schienen seine innersten Gedanken aufzuschreiben und sie dem Schlome Katz zuzutragen — noch ehe er sie selbst ausgedacht hatte.

Schlome hatte indessen die schöne „Kollinerin" geheiratet, der Anschels erste „Beschau" gegolten hatte. Man trug kein

Bedenken, sie ihm anzuvertrauen, „weil er ein Barjen (tüchtiger Mensch) war, und sich in die Welt zu schicken wußte," wiewohl er eigentlich nichts besaß. Schlome war dadurch, nach dem Ausspruch der Leute, „groß" geworden.

Es traf sich zuweilen, daß Anschel und Schlome, wenn sie des Freitags von ihren Geschäften zurückkehrten, vor dem Eingang ins Ghetto aufeinander stießen.

„Gute Verrichtung gehabt?" fragte dann gewöhnlich Schlome, indem er auf die volle Geldkatze schlug, die er umgeschnallt trug.

„'s Schmalz rinnt mir vom Leibe," antwortete dann Anschel, „aber das Haus kriegst du doch nicht, und wenn du dich auf den Kopf stellst!"

Was nutzt es aber, sich noch so heldenmäßig gegen eine Macht wehren, mit der man nicht auf gleichem Fuß steht? Das Unglück führt seinen Krieg ohne Edelmut und Menschenrecht, bald offen, bald aus dem Hinterhalt.

Anschel war endlich zur Einsicht gekommen, daß es „mit ihm allein" nicht gehe; er dachte daran, sich einen „Kompagnon" beizulegen. Aber da hatte er sich selbst schlecht geraten! Es wollte sich nämlich keiner finden, der Lust hatte, mit ihm in einen Bund zu treten. Anschel bat und beschwor, aber er sprach tauben Ohren, spöttischen Bemerkungen. Endlich gelang es ihm, eines „Kompagnons" habhaft zu werden, der es mit ihm „probieren" wollte. Der neue Gesellschafter hatte aber eigentlich nichts zu verlieren; denn Anschel sollte das Geld hergeben, den Profit wollten sie miteinander teilen. Er jubelte aber und jauchzte — daß er nun einen Kompagnon hatte.

Es ging anfangs auch alles gut, aber schon nach dem ersten halben Jahr nahm der Kompagnon seinen Gewinn heraus, während Anschel den seinen im Geschäfte ließ. Dann kamen wieder schlechte Zeiten, mitunter gute, aber der Erfolg blieb sich immer gleich. Das Gold wurde zu Kupfer und

das Kupfer zu schlechtem Blei. — Als Anschel mit seinem Kompagnon Jahresrechnung machte, zeigte es sich, daß sie sich beide verrechnet hatten! Darüber ward der Kompagnon so zornig, daß er mit geballter Faust auf den Tisch schlug und ihn in einem fort Schlemiel nannte. Er schob die ganze Schuld des verunglückten Geschäftes auf Anschel und bedauerte nur, sich mit ihm „eingelassen“ zu haben. Dann stand er auf und ging ganz grimmig fort.

Am nächsten Sabbat erschien Esther ohne goldene Halskette in der Synagoge.

„Wo hat sie ihre Kett'?“ flüsterte Fradel, die Schneiderin, zu ihrer Nachbarin.

„Versetzt bei Hirsch Goldschmied.“

„Weit gekommen.“

„Was hat man sich denken können, von so 'n Schlemiel!“

Schlome Katz schien indessen zu zögern und auf „gute Zeiten“ zu warten, ehe er die Netze um „sein“ Haus zusammenzog. Er pflegte oft zu sagen: „Will er's nicht im guten tun, wird er's im bösen tun. Ihr werdet sehen, Anschel Gloser kommt noch in meine eigene Stub' und trägt mir mein Haus an. Morgen ist auch ein Tag.“

Es war sonderbar: von dem Augenblicke an, wo man unsern Anschel als einen „ruinierten“ Mann ansah, stieg er gleichsam in der öffentlichen Meinung. Eine gewisse Stimme sagte es den Leuten, daß hier das Unglück einen gezeichnet habe, auf den noch Steine zu werfen Verbrechen und Todsünde sei.

Man wollte ihm nun helfen und raten. Wäre der Rat nur nicht so teuer gewesen! Sie schlugen ihm vor, das Haus zu verkaufen, der Käufer werde sich schon finden. Gegen diesen letzten Gedanken aber bäumte sich die Seele Anschels wie ein verwundetes Roß auf; er wurde ganz wütend, wenn man darauf zu sprechen kam. „Ich weiß,“ schrie er dann,

„daß euch Schlome Katz zu mir herschickt; wer mir aber das anraten tut, der ist mein größter Feind. Eher werd' ich in der Gemeinde Schulklopfer und geh' ‚Thillim sagen'.*) Schlome Katz kriegt mein Haus nicht!"

Das Haus bekam nun in seinen Augen einen unschätzbaren Wert, es war nicht Geld genug auf der Erde, es zu bezahlen. Er klammerte sich daran wie ein Schiffbrüchiger. Was Esther betraf, so klagte sie selten. Sie litt und weinte im stillen. „Hätt' er mich nicht genommen," dachte sie, „so hätte er eine bessere Partie machen können. An seinem ganzen Unglück bin nur ich schuld."

Der Termin, den Schlome Katz seinem Haus gestellt hatte, war nun bald vorüber. Das Elend macht Doppelschritte.

Anschel besann sich eines Tages auf seiner Wanderung, daß ja heute der Tag sei, wo er mit seiner Esther unter dem Brauthimmel gestanden sei. Sein Herz schwoll von sanfter Freude; er sah sich wieder vor den Fenstern der Stube, wo er seine Esther zum erstenmal erblickte, er hörte wieder die uralten Laute des Nachtsegens, den sie damals ihrem Brüderchen vorsagte: „Zu meiner Rechten steht Michael, zu meiner Linken Gabriel, vor mir steht Raphael und hinter mir Uriel; über meinem Haupte aber ist die Majestät Gottes."

Er konnte ja nicht ganz untergehen, dachte er, Gott selber könne das nicht zugeben! Darum wollte er auch den Hochzeitstag mit Weib und Kindern festlich begehen, und eine innere Stimme flüsterte ihm zu, von da an müsse sich alles zum Guten kehren.

Voll dieser tröstenden Gedanken hatte er seit langem zum erstenmal wieder einen seligen Tag. Fröhlich eilte er

---

*) In jeder Gemeinde gibt es gewisse arme Leute, die, wenn jemand erkrankt ist, gegen Bezahlung Thillim (Psalmen) in der Synagoge beten.

vorwärts, seinem Glücke gleichsam entgegen, wie er meinte. Einer Bäuerin, die eine Gans zu Markte trug, handelte er sie um ein farbiges Tuch ab. Die Gans sollte den Festtagsbraten am nächsten Sabbat geben. Das Tuch war zwar dreimal so viel wert, dennoch meinte Anschel nie ein besseres „Geschäft“ gemacht zu haben. Wohl an drei Meilen weit trug er die befiederte Last unter dem Arme, und sein Wesen war so freude- und glanzstrahlend, daß Leute, die ihm begegneten, glauben mußten, er trage da ein endloses Glück mit sich herum. In dem Wirtshause vor der Stadt hielt er sich mehrere Stunden auf; denn es war noch heller Tag, er konnte doch mit dem lebendigen Braten nicht durchs Ghetto gehen! Er wartete also die Nacht ab.

„Guck' her,“ rief das kleine „Schimmele“, sein Söhnchen, „was der Vater da mitbringt,“ als Anschel mit seiner Last, die er wohlweislich mit dem Rocke bedeckt hielt, in die Stube trat. Er ließ die Gans auf den Boden gleiten.

„Eine Gans, eine Gans!“ schrie klein Schimmele freudig und schlug in die Hände. Esther lächelte. „Du wirst sehen, Esther,“ sagte Anschel, „die Gans bringt uns Glück. Heute sind's zehn Jahr', daß wir uns genommen haben. Mach' damit einen guten Sabbat; es wird uns nichts schaden, einmal wieder herzfreud' zu sein.“

Er sprach diese Worte so ahnungssicher und fest, als hätte er die günstige Wendung seines Glücks geschrieben und gesiegelt in Händen.

Obwohl es erst Mittwoch war, blieb Anschel doch schon zu Hause und ließ das Geschäft auf sich beruhen. Er wollte sich für den festlichen Tag gleichsam heiligen, wie seine Voreltern vor dem Sinai.

Der Sabbat kam; Anschel saß mit seiner vielköpfigen Familie bei Tische. Er war selig wie ein Kind. Auf Esthers Antlitz lag eine feine durchsichtige Röte, wie ein

dünner Flor, hinter der die Freude lachte. Man sah es ihr an, sie setzte Hoffnung und Vertrauen in ihren Mann.

Nachdem man sich die Hände gewaschen und Anschel über das weiße Brot den Segen gesprochen, fing die Freudentafel an.

„Heut' könnt ihr essen und trinken, Kinder," rief er, „was nur euer Herz begehrt. Heut' vor zehn Jahr hab' ich mit eurer Mutter nach unserer Hochzeit das große Schulführen gehabt."

„War ich damals auch dabei?" fragte klein Schimmele.

Esther errötete. Anschel aber, immer seliger werdend, sagte: „Nein, dabei warst du nicht, Schimmele; aber dafür hab' ich dir ein groß Stück Gans von der Hochzeit aufgehoben."

Schimmele freute sich gar laut über diese Aufmerksamkeit des Vaters, Anschel aber dachte mit Wonne: Hat selbst Schlome Katz so einen Schabbes, wie ich? Er hat ja keine Kinder.

Endlich kam die Gans. Sie war herrlich gebräunt und glänzte wundersam von der Schüssel herab. Anschel selbst wollte sie zerteilen und ließ sich dazu das große Hackmesser geben. Dann schürzte er die Hemdärmel weit hinauf, um sie nicht zu bespritzen, und begann mit großer Feierlichkeit das große Werk. Sein Antlitz läßt sich da nicht beschreiben; man konnte es verklärt nennen, wenn nicht die Anstrengung des Zerteilens zu sichtbar hervorgetreten wäre.

Wie aber die Gans schon zerstückt vor ihm lag, rief klein Schimmele plötzlich: „Schau her, da steckt ein Nägele in der Gans."

„Wo, wo?" schrien Anschel und Esther zugleich. Das Kind zeigte die Stelle, es stak wirklich ein „Nägele" darin.

Unserm Anschel entsank kraftlos das Messer, er wurde blässer wie das Tischlinnen. Esther aber nahm schnell den Braten und sagte zu Schimmele: „Lauf schnell, Schimmele,

zum Rabbi und mach' die Frag', ob die Gans nicht trefe*) ist?" Der Knabe ergriff die Schüssel, schlug ein Tuch darüber und rannte damit zum Rabbi.

Während dieser Zeit lastete ein trübes Schweigen auf der Familie. Anschel hielt seine Augen bedeckt, Esther sah stumm vor sich hin. Das Unglück schritt auf den Zehen durch die Stube.

Nach einigen Minuten kam Schimmele zurück, sein Gesicht weissagte nichts Gutes; er hatte Tränen in den Augen.

„Nun?" fragte ihn Esther.

„Die Gans ist trefe," schluchzte der Knabe.

Kalt und klanglos, ohne aufzusehn, den Finger an die Lippen gedrückt, sagte Esther: „Du bist doch 'n rechter Schlemiel, Anschel!"

So hatte auch sie das unheilvolle Wort ausgesprochen. Über sein ganzes ferneres Leben war nun der Stab gebrochen. Was gab es noch, das sein innerstes Leiden antasten konnte, wenn es die tat, die ihn doch schonen sollte! „Das überleb' ich nicht," sagte er still vor sich hin, stand dann auf und zog den Rock an. Ohne ein Wort des Lebewohls ging er fort. Spät in der Nacht kam er zurück. Esther wartete seiner in Angst und Sorge, und als er eintrat, fiel sie ihm weinend um den Hals. „Laß gut sein," sprach er, indem er sich ihr entwand, „gut machen läßt es sich nicht. Ich seh' schon, ich bin ein Schlemiel; jetzt war ich bei Schlome Katz und hab' ihm das Haus verkauft!"

* * *

Schlome Katz sitzt nun schon längst im Hause seiner Ahnen, oder vielmehr unsers Anschels. Er hat es ganz

---

*) Trefe heißt alles, was ungenießbar ist. Der Talmud enthält eine große Zahl von Verordnungen und Gutachten über diesen Punkt.

frisch „anweißen“ lassen, so daß es wie neu aussieht. Sein Gesicht ist wahrhaft glückgehärtet; er liegt beinahe den ganzen Tag in den Fenstern in seinem guten warmen Schlafrock und raucht Tabak aus einer silberbeschlagenen Pfeife — ganz wie er es vorausgesagt. . . . Nur einen Tag im Jahr ist Schlome Katz ein anderer, das ist am Jom Kippur (Versöhnungstag). Da kommt er nicht aus der Synagoge und betet und kasteit sich. Namentlich, wenn es zu den Worten kommt, wo der Vorsänger ausruft: „Was rettet vor den Schrecknissen des Todes?“ und die Gemeinde darauf antwortet: „Gebet, Gerechtigkeit und Buße,“ hört man ihn laut schluchzen und sich reuig an die Brust schlagen.

Da er kinderlos ist, hat er sich der nachgelassenen Waisen Anschels und seiner Esther angenommen.

Denn den Tag nach dem Verkaufe seines Hauses war Anschel fortgegangen — und nicht wiedergekommen. Eine Woche darauf brachten Bauern aus der Umgegend seine Leiche; sie hatten sie auf einer Wiese gefunden, wohin sie der Fluß ausgeworfen hatte. Man sagte, er sei „verunglückt“.

Sie begruben ihn hierauf. Da geschah es, daß einer von den Totengräbern in der nassen aufgeschaufelten Graberde ausglitt, wobei ihm die Leiche, die er an den Füßen hielt, beinahe entfallen und in das Grab hinuntergekollert wäre. Schlome Katz, der daneben stand, sagte noch: „Er soll mir's verzeihen, noch jetzt ist er 'n Schlemiel!“

Es war der letzte Stein auf den Unglücklichen!

Die Kinder des Randars.

1. Mendel Wilna.

Wer sich gern an Waldduft, Baumgrün und Lerchenschlag erfreut, der gehe ja nicht ins Ghetto! Die Lerche zieht nur in ganz engen Kreisen über seinen Mauern hinweg, und die Bäume geben dort nicht rechten Schatten. Die Leute haben zu viel Sorgen, und im Ghetto fehlt es an Raum. Man muß den Baum pflanzen können, um sich an seinem Schatten zu laben, man muß in der Seele frei und ungeängstigt sein, um auf die Triller einer Lerche zu horchen. Auch ist der Talmud ein gar schlechter Verständiger für heitern Vogelsang und das Licht der Bäume zu brennend für seine grauen Augen. Darum gehen wir auf einige Zeit zum Ghetto hinaus und suchen den Ort auf, wo wir das alles finden: Duft, Grün und Lerchenschlag — ich meine das Haus des „Randars".

Es tut mir aber ganz innig leid, daß ich euch erst eine kalte Erklärung des Wortes Randar geben muß; viel lieber wäre es mir gewesen, wenn ihr's sogleich erraten hättet. Denn ich bin ganz warm in der Seele geworden, wie ich diesen Namen ausgesprochen, und in dieser Stimmung setzt man alles, was man selbst liebt, bei andern für bekannt voraus. — Ich werde es daher auch ganz kurz tun.

„Randar" ist die etwas verdorbene Bedeutung für Arendator; dem Jargon des Ghettos war das letztere viel zu unbequem, und es verrenkte ihm daher unwillkürlich einige Glieder. Der Randar ist der Pächter einer herrschaftlichen Dorfschenke oder einer Branntweinbrennerei. Denn bei uns zulande haben die „Herrschaften" das Recht, den Geist, den sie selbst brauen und brennen, dem Volke auszuschenken, und da sie das natürlich nicht in eigener Person tun können,

haben sie den Randar erfunden, gleichsam eine Mittelsperson, die für einen beträchtlichen Pachtzins die Mühe über sich nimmt.

Wir sagen das so unumwunden heraus, damit sich etwa wegen der Person unsers Randars keine Illusionen erzeugen, die wir später zu erfüllen nicht imstande wären!

Es hat wohl noch wenig so glückliche Menschen gegeben, als es unser Randar war.

Die Leute, die sich am Glücke immer rächen müssen, nannten ihn in einer Anwandlung von gutmütigem Neid den „Rothschild" des Dorfes; bei den Bauern hieß er der „Pan Schmul", eigentlich aber ganz kurz: Rebb Schmul. Um diesen dreifachen Namen jedoch lag eine solche Herrlichkeit; daß es uns gewiß schwer fallen wird, sie vor die Augen zu rücken!

Nach der „Herrschaft" und ihren allmächtigen Beamten gab es im ganzen Dorfe keine einflußreichere Person als unsern Randar. Sein Haus war das schönste, das man weit und breit in der Umgegend finden konnte; er saß darauf wie auf einem angestammten Lehnsitz, als ein geachteter, immer gern gesehener Vasall seines Herrn und Grafen. Der Pacht war schon seit undenklichen Zeiten im Besitze seiner Familie, er hatte sich immer von Vater auf Sohn vererbt, und während einer langen Reihe von Jahren war dadurch eine Art selbständiges Eigentum entstanden. Die Brennerei und Schenke, und was dazu noch alles gehörte, machten zwar das Hauptgeschäft unsers Randars aus; aber er betrieb dabei noch eine ausgebreitete Feldwirtschaft, wie dies in der Natur der Sache selbst liegt; seine Äcker waren die bestbestellten, seine Mastochsen die fettesten und die Wolle seiner Schafe am feinsten.

Man irrt gewöhnlich gar sehr, wenn man dem Juden alles naive und harmlose Element abspricht. Es ist wahr, der Jude des Ghetto ist selten naiv oder gar harmlos, sondern

scharf und kantig und wie Lauge ätzend. Demütiger Schmerz und kecker Witz grenzen in ihm ganz nahe aneinander, man braucht das nicht erst zu erklären. Da ist der Dorfjude glücklicher daran, der steht der Natur näher und kennt ihren Duft und Lerchenschlag; aber er ist auch plumper und witzloser als sein Bruder im Ghetto. Der Witz ist doch immer nur ein geistiger Stachel, der für Beleidigungen gezogen wird, die man nicht körperlich züchtigen will oder kann. Auch hat der Dorfjude, eben weil er nicht im Ghetto wohnt, nicht nötig, witzig zu sein. Verstehen denn die Bauern diese Krankheit der Überfeinerung?

Es war eben diese glückliche Mischung von Schärfe und Harmlosigkeit, die sie unwiderstehlich zu unserm Randar zog. Auf seinem Antlitze las man seinen Stand; der obere Teil, namentlich die treuherzig milden Augen, die einen beinahe kindlichen Glanz warfen, die etwas beschränkte Stirn und das kurzgeschnittene Haupthaar gehörten offenbar dem Bauer an, während ein gewisser Zug an den Mundwinkeln und das etwas zugespitzte Kinn auf den Kaufmann hindeuteten. Er war übrigens eine jener untersetzten vollen Gestalten, die man immer gern sieht, vor denen man keine Furcht empfindet. Fürchten? Es war eine Sorglosigkeit um das dicke Wesen unsers Randars gebreitet, daß man in seinem Beschauen sich gleichfalls „dick“ und sorglos wähnte.

Vorzeiten mochte der Randar ein gar stattlicher Junge gewesen sein. Er hatte frühzeitig geheiratet, da er kaum zwanzig Jahr vorüber hatte. Seine Frau war aus einer der reichsten Randarfamilien des Landes, denn die Randare bilden eine Art jüdischen Landadels und heiraten gewöhnlich untereinander, weil sie zur Betreibung ihrer Geschäfte Frauen bedürfen, die sich „von Kind auf“ auf die Feldwirtschaft verstehen. Ihr Vater war ein Pächter desselben Grafen, dem auch Rebb Schmul gehörte, und es geht eine dunkle Sage, der junge Graf habe damals Augen für die schöne Randars-

tochter gehabt, die sich in solche Tiefen nicht herablassen sollen. Deswegen zog sie in ihrem sechzehnten Jahre aus dem väterlichen Hause fort, als Rebb Schmuls Weib, und man erzählt sich noch, was das für ein herrliches Hochzeitsfest gewesen. Der Graf war nämlich darauf bestanden, das junge Paar im Schloßhofe trauen zu lassen, und er selbst und seine Beamten waren zugegen, als der Kreisrabbiner unter dem Brauthimmel die Hände der Verlobten mit den Ringen schmückte. Unter den Hochzeitsgeschenken waren die großen silbernen Armleuchter des Grafen das schönste; sie prangen noch jetzt in dem Silberkasten des Randars, und nur zu Ostern, wenn man den Auszug aus Ägypten durch den „Seder" feiert, werden die Lichter daran angezündet.

Wie dem auch sei: noch lange nachher jagte der Graf in der Umgegend des Randarhofes am liebsten, und es war daher nur immer Zufall, wenn er zuweilen ermattet von den Beschwernissen des Tages dort einkehrte, um nachzusehen, — in welchem Zustande sich die Brennereien befanden. Es war noch nicht lange, daß er die Güter seines Vaters übernommen, und darum wollte er mit eigenen Augen überall sehen und sich unterrichten.

Später verlor er die Jagdlust; er hatte sich einstweilen verheiratet. Aber noch jetzt lag ein so milder Schimmer von Schönheit auf dem Antlitze der Randarin, daß man sich ohne viele Mühe die Jahre zurückdenken konnte, wo der Graf gekommen war, die Brennereien zu besichtigen. Es war nun gar zu schön, wenn der Randar zu Ende eines jeden Vierteljahres die alte Kutsche mit den zwei starken Pferden vorspannen ließ, um zu seinem Grafen zu fahren, dem er den Pachtzins brachte, und die milde Rachel draußen stand und ihrem Mann im Fortfahren zurief: „Bring' meine Empfehlung an den Herrn Exzellenz" — wie sich dann Rebb Schmul im Wagen umwandte und mit einem unaussprechlich schalkhaften Lächeln zu ihr sagte: „Weiter gar nichts, Rachel?"

— wie sich dann die Wangen der Randarin färbten, als hätte sie der Engel der Züchtigkeit berührt, so leise und durchsichtig rot, daß es nur wieder Engel hätten weghauchen können!

Gute Rachel, guter Rebb Schmul! Noch jetzt, nach so vielen Jahren, wenn ihr an meinem innern Gesichte vorüberzieht, ist es mir jedesmal, als legte der Sabbat seine geheimnisreichen Fittiche an meine Brust, und es wird Friede in ihr, wenn sie auch noch so durchstürmt war.

Sechs Siebentel von den vierzehn Kindern, die die Randarin geboren, hatte der Tod zu sich genommen; sie ruhen alle in einer Reihe auf dem Münchengrätzer „guten Ort". Nur zwei waren übriggeblieben; aber auf sie hatte sich jeder Teil, der auf die toten Geschwister gekommen wäre, an Liebe vererbt, verteilt konnte man nicht sagen, denn sie besaßen sie jedes ganz.

Hannele, die ältere, war mehr in der Gunst des Vaters, das jüngere, Moschele, wurde von der Mutter begünstigt. Der Randar hatte schon lange daran gedacht, den Kindern einen Lehrer zu geben — aber es immer vergessen. Denn auch unter den Dorfjuden stößt man auf solche sorglose Charaktere, die, weil sie selbst nicht das Bedürfnis nach Bildung in sich empfinden, es auch an ihren Kindern nicht entwickeln. Die Randarin mahnte ihn oft daran, sie wollte nicht, daß die Kinder wie die „Bäume im Wald" aufwachsen sollten, und dann hieß es immer: „Laß das gut sein, Rachel, oren (beten), schreiben und rechnen werden sie noch immer können. Moschele wird ein Randar werden, wie es sein Vater und seines Vaters Vater gewesen ist. Wenn er nur weiß, wieviel ein Gläsel Branntwein und noch eins zusammen ausmachen, und wieviel ein Ochs wert ist, wenn man ihn mit dem Auge abschätzt, so ist das schon gut. Und unser Hannele, wenn sie nur weiß, wie man das Fleisch aussalzt, und kann einen Strumpf stricken, so kriegt sie schon

einen Mann. Es steht nicht geschrieben, daß das Weib ein Buch lesen muß, wenn sie das Loch im Strumpfe nicht ausstopfen kann. Bist du anders gewesen, Rachel? ich wünsch' nur, Hannele gerät dir nach."

Mit dieser Schmeichelei glaubte der Randar immer die Sache abgetan zu haben. Aber die „Bäume im Wald" ließen der Randarin keine Ruhe. Immer sind es die Frauen, die weiter sehen und ahnen, als der Mann, und wenn im Ghetto irgend ein Kind andere Wege als den des Trödels geht: in den meisten Fällen ist es die Mutter, die ihm das Buch in die Hand gibt; der Vater steht nur dabei mit verschränkten Armen und nickt bejahend mit dem Kopfe.

Die Randarin hatte es endlich durchgesetzt, daß aus dem eine halbe Stunde entfernten Ghetto wöchentlich dreimal ein alter Rebbe herauskam, der die Kinder in den gewöhnlichen Gegenständen unterrichtete. Der Rebbe brachte aber seit langer Zeit den Kindern gar nichts in den Kopf, er beklagte sich über die „Dorfmotzen" und besonders über Moschele, der von dem ersten Buche der Bibel, nämlich da, wo Jakob stirbt, gar nicht fortkam.

Es geschah hier wie überall. Die Kinder sahen, daß sich der Vater fürs Lernen nicht interessierte, und so lernten sie nichts. Wir werden aber sehen, wie die jungen Seelen dieser „Bäume" aus ganz andern Quellen ihre Nahrung zogen.

Das Haus des Randars war nämlich in der halben Welt bekannt. Rebb Schmul hatte, wie jeder Potentat, dem etwas daran gelegen ist, was die Leute von ihm sprechen, überall seine Lobredner, die seinen Ruf wie mit Trompeten verkündigten. Man wird es kaum glauben, wenn wir sagen, daß diese große Lobarmee des Randars aus herumschweifenden Bettlern bestand, nämlich aus „Schnorrern".

Wie sich Reisende Anweisung auf ein gutes Wirtshaus geben, so bestimmten sich die Schnorrer das Haus des

Randars zum gewöhnlichen Stelldichein. Schon im fernen Polen oder Ungarlande, wenn so ein Schnorrer auf die große Bettelfahrt auszog, wußte er, daß ihm im fernen Böhmen Rebb Schmuls Haus offen stand.

„Wenn du nach ‚Pehm‘ (Böhmen) kommst,“ sagte man ihm, „so geh du zu Rebb Schmul Randar: sag ihm, ich hab' dich geschickt, du sollst bei ihm auf Schabbes bleiben und ich laß ihm hundert Jahr' wünschen“ — und auf dem weiten Wege von Polen bis Böhmen leuchtete dem Schnorrer der Name des Randars wie ein goldener Stern voran; überall sprach man ihn mit Begeisterung aus, und wenn er sich während der Woche, von Hunger und Elend matt, auf irgend eine harte Bank hinstreckte, dachte er: „Komm' ich nach ‚Pehm‘, so geh' ich zum Randar Rebb Schmul und werd' da einen guten Schabbes haben.“ Das Elend sah ihn dann nicht mehr so hohl an.

Am Freitag mußte man nun den Randar sehen, wenn er schon um drei Uhr, nachdem er sich mit der grünen Salbe den Bart abgenommen und das Samtkäppchen aufgesetzt hatte, draußen vor dem Haustore stand, um nach seinen Gästen zu lugen. Es kamen oft ganze Haufen dieser Schnorrer an, ein jeder wurde mit dem „Salem Alechem“ begrüßt, ehe er in das Haus eintrat und nach Stand und Namen gefragt. Ein jeder brachte ihm dann Grüße und Empfehlungen aus allen Teilen der Welt, der eine aus Ungarn, der zweite aus Mähren und der dritte gar aus Russisch-Polen. Man mochte in diesem Augenblicke glauben, er sei ein König, dem die Stände des Reiches ihre Adressen entgegenbringen.

Am Abend saß er dann mitten unter diesen Gästen zu Tische. Wie duftete und blühte da der Sabbat durchs ganze Haus! Wie wohl ward es da dem Schnorrer ums Herz! Da war es oft kein Wunder, wenn alle Saiten der Freude zu tönen anfingen und oft so laut wurden, daß sie geradezu zum Lärmen umschlugen. Das war namentlich der Fall,

wenn schon abgespeist und „gebenscht" war, daß der Randar dann sagte: „Jetzt schmust laut". Die Schnorrer verstanden, was Rebb Schmul mit dem „Schmusen" verstand. Jeder brachte nun aus dem reichen Schatze seines Gedächtnisses den lange bewahrten Vorrat an Geschichten, lustigen Streichen und talmudischen Spitzfindigkeiten! Einer überbot den andern! O mein Gott! welch ein Lacher war doch dieser Rebb Schmul, wenn ihm so eine lustige Schnurre wohlgefiel! In seinem Lachen lag eine ganze Natur, vom donnernden Ausbruch eines Vulkans bis zum zarten Geflöte der Nachtigall! Alles lachte in ihm, sogar die kleine Warze auf der Nase, die dort sonst ganz gleichgültig saß, bekam Regungen der Freude und hüpfte hin und her!

„Unser Pan Schmul ist doch ein glücklicher Mensch," raunten sich dann die Bauern in der Schenkstube zu.

Zuweilen war es aber dort recht traurig. Dann lachte der Randar nicht mehr, sondern war betrübt in der Seele. Das geschah besonders, wenn die polnischen Schnorrer von ihren „russischen" Leiden erzählten. Die Quälereien des modernen „Haman", der die Axt legt an den geweihten Baum Israels, um daraus griechische Heiligenbildchen zu schnitzen, fanden im Herzen des Randars tiefen Widerhall. Ich kann es ohne Scheu sagen: der Selbstherrscher aller Reußen hatte gar keinen grimmigern Feind, als im fernen Böhmen den Randar!

Dieses „Schnorrerleben" gefiel besonders Moschele sehr gut. Er konnte oft bis Mitternacht wachbleiben und zuhören. Hannele aber schlief gleich nach Tische ein, sie konnte diese wilden, ausgehungerten Gesichter nicht leiden. So traten die Kinder schon frühzeitig in ihren Neigungen auseinander. Mit dem ganzen Schatze eines kindlichen Herzens hing Moschele besonders einem dieser Schnorrer an, auf ihn hatte er alle mögliche Liebe geworfen. Er hieß Mendel Wilna.

Mendel kam alle Jahre einmal ins Haus. Er wurde

nicht gerade als Bettler, sondern vielmehr als ein Freund betrachtet, der den Randar mit seinem Besuche beehrte. Er war eine hohe gewaltige Gestalt, die sich in der halborientalischen Kleidung wunderbar abzeichnete. Am Sabbat, wenn er seine staubige Kleidung abgetan, umwallte ihn ein seidener Kaftan, die Zobelmütze saß dann auf den schwärzesten Locken, die sich zu beiden Seiten des ausdrucksvoll edlen Gesichts schmiegten, so daß man mit einer Art von Schauer zu ihm hinaufsah.

Ein tiefer Trübsinn lag jedesmal auf dem Antlitze des Schnorrers, wenn er kam. Niemand erfuhr die Ursache. Rebb Schmul hielt ihn durch vieles „Lernen“ für etwas im Kopfe verletzt, denn Mendel Wilna konnte oft mit der größten Inbrunst von Jerusalem und seiner baldigen Auferbauung sprechen. Sonst war er schweigsam und zurückhaltend; wenn er aber von Jerusalem zu reden anfing, kannte er kein Maß. Um dieses heiligen Irrtums wegen war er vielleicht beim Randar so beliebt, wiewohl er das alles für „fixe Idee“ erklärte.

Mendel Wilna war des Knaben innigster Freund. Des Sabbats gingen sie miteinander über Feld. Da erzählte ihm der Bettler von seinem fernen Vaterlande, schilderte ihm die Länder, die er schon durchzogen oder unterhielt ihn mit Märchen und heiligen Geschichten. Von seiner eigenen Heimat sprach er nie ein Wort.

Eines Tages war Mendel Wilna früher eingetroffen als gewöhnlich. Es fehlten noch vierzehn Tage zum Wochenfest. Nach den ersten freudigen Bewillkommnungen erklärte Mendel, er komme auf lange Zeit Abschied zu nehmen, vielleicht für immer. Bei diesen Worten fing Moschele zu weinen an, die Randarin aber fragte: „Und wo geht Ihr denn eigentlich hin, Rebb Mendel?“

„Ich geh' auf Jeruschulaim,“ antwortete er und legte seinen Reisestab zur Seite.

„Schmah Jisroel (höre Israel)!“ rief die Randarin erschrocken, „auf so weit wollt Ihr fort? Habt Ihr denn keine Furcht, daß Euch was zustoßen kann?“ Der Schnorrer hob seine dunkeln Augen andächtig auf.

„Der mich hat beschützt und erhalten schon so lange Zeit,“ sagte er mit milder Stimme, „der mich läßt in der Welt herumgehen und einen Rebb Schmul hat hingestellt und eine Rachel, auf die der Segen kommen mag von Kind auf Kindeskinder, der wird mich auch nach Jeruschulaim bringen! Zu Rosch Haschone (Neujahr) will ich schon dort sein, ich kann mich nicht länger aufhalten und muß fort. Komm' ich zurück mit Gottes Hilfe, so bring' ich Ihnen ein Säckel Erd' mit von dort, Rebb Schmul, und Ihnen auch, Madam Rachel.“

Der folgende Tag war ein Sabbat. Nachmittags ging der Schnorrer mit Moschele seinen gewöhnlichen Gang übers Feld. Mendel war heute sehr schweigsam, der Knabe schritt neben ihm her, ohne ein einziges Märchen gehört zu haben. Wegen der heißen Sonne suchten sie Schatten, und ohne bestimmte Richtung gingen sie auf den kleinen Erlenwald zu, der nicht weit vom Randarhof seine grünen Schatten wirft. Das Licht spielte anmutig durch die Bäume; es tat wohl, unter den flüsternden Blättern, in dem allgemeinen Schweigen der Natur zu wandeln. In seiner Herzenslust streckte Moschele die Hand nach einem niederhängenden grünen Zweige aus und wollte ihn abbrechen.

„Gott sei davor,“ rief da der Bettler, der aus seinem Sinnen erwachte, „vergißt du, daß Schabbes ist?“

„Ist es denn so eine Sünd'?“ lächelte der Knabe ungläubig, „so ein schöner grüner Zweig!“

„Sei still,“ sagte der Schnorrer halb unwillig, „meinst du, Gott hat uns den Schabbes gegeben, daß wir in den Wald hinausgehen und die Zweig' abbrechen? So ein Zweig will auch Ruh' haben, wie der Mensch. Nicht wahr, dein

Vater läßt heut' nicht arbeiten und nimmt kein Geld in die Hand? Und was das schlechte Stück Silber genießt, was in der Erde ist gelegen, sollt' so ein grüner Zweig nicht auch genießen? Tu das nicht mehr, Moschele, und gib mir die Hand darauf, du willst am heiligen Schabbes keine Zweig' abbrechen."

„Ich will's nicht tun," sagte Moschele, und an dem Tone, womit der Knabe diese Worte aussprach, erkannte der Schnorrer, daß sie ihm aus der Seele kamen. Ein freudiger Schimmer überflog sein Angesicht, er sah den Knaben mit inniger Rührung an.

„Komm, Moschele," sprach er nach einer Weile, „ich will dir heut' etwas sagen, was mir schon lang' die Brust herabdrückt, daß ich dir's nicht hab' sagen können. Jetzt ist aber die Zeit dazu. Gott der Allmächtige weiß, ob ich auf dem Weg nicht werd' sterben, oder was aus mir wird werden. Und ich will nicht, du sollst Mendel Wilna vergessen, du sollst denken an ihn."

Mit diesen Worten warf er sich unter einen Baum, Moschele lagerte sich neben ihn. Eine wahre Sabbatruhe waltete durch die Natur; es war, als hielte sie alle ihre Stimmen an sich, um mit dem Knaben auf die Reden des Schnorrers zu lauschen.

„Hör mich an, Moschele," begann er, „du bist noch ein Kind, und dein Leben ist wie das Schreibebuch eines Schülers, wo er erst ein paar Zeilen hineingekritzelt hat. Was sagt der König David: Ich bin einst ein Knabe gewesen und bin auch alt geworden — wie lange wird's dauern, da wird das Buch voll beschrieben sein, und an einem Tage wird's Gott zerreißen! Deswegen sollen auch lauter gute Sachen darin stehen. Das Wunder aber dabei ist, du wirst meinen, du habest das Buch selbst geschrieben, und es sind nicht sechs Zeilen von deiner Hand. Tausend Menschen schreiben daran, nicht einmal die Feder führtest du selbst.

Du schreibst nach, was dir die Leut' diktieren. Hörst du aber gut zu?"

Mendel hatte diese Ermahnungen nicht nötig. Als wäre ihm die Seele in die Augen getreten, lag der Knabe aufmerksam neben dem Freunde, dessen Rede vor ihm wie ein Strom daherkam, dessen Rauschen man hört, den man aber nicht sieht.

Der Schnorrer fuhr fort:

„Ich weiß, du bist eines reichen Mannes Kind, und dein Vater, der noch hundert Jahr soll leben, braucht dich nichts lernen zu lassen, so kommst du auch in der Welt fort. Aber das weiß ich, dein Vater irrt gewaltig, wenn er meint, sein Moschele wird bei Ochsen und Bauern bleiben wollen. Dein Vater, er soll mir's verzeihen, ist noch einer aus der alten Zeit; wenn er einen Ochsen nur ansieht und gleich weiß, wieviel ‚Stein' er wiegt, oder wenn er mit seinen Bauern beisammen sitzt und ist herzfreud' mit ihnen, so meint er, jetzt ist alles getan, mehr braucht ein Jud' nicht. Wer will da auftreten und sagen: Er hat nicht recht? Aber die Welt ist jetzt ganz anders geworden. Nicht einmal mit dem Talmud kommt man mehr fort. Sitz drüber ganze Nächt', bei Tag brauchst du ihn nicht; und wenn du jetzt weißt einen guten deutschen Brief zu schreiben, daß er Fuß und Hand hat, bist du besser daran. Ich rat' dir auch, lern und sei fleißig. Ich werd' kommen an einem Tag, und da werde ich dich fragen: Moschele, kennst du noch Mendel Wilna? Hast du was gelernt, und willst du mit mir nach Jeruschulaim?"

„Nach Jeruschulaim?" fragte der Knabe mit heiliger Scheu, „da geht Ihr ja jetzt hin, Rebb Mendel. Nehmt mich gleich mit."

„Narrele," sagte der Schnorrer lächelnd, „das geht noch nicht, du bist zu jung."

„Muß man dazu denn alt sein?"

„Nein,“ entgegnete Mendel, „man kann zu jeder Zeit hin. Nur muß ich dir sagen, das Jeruschulaim, was ich meine, ist noch gar nicht aufgebaut.“

„Ich möchte mithelfen dabei,“ sagte Moschele nachdenkend.

„Das geht auch nicht, du hast noch keine Kraft. Dazu gehören Schultern, sag' ich dir, wie sie Simson der Held gehabt, daß man nicht umfällt unter der Last.“

„Und wer wird das Jeruschulaim aufbauen?“

Da brach ein Strahl der Verzückung aus Mendels Augen, seine Brust hob sich höher.

„Ich,“ rief er mit feierlicher Stimme, „Mendel Wilna ist von Gott dazu bestimmt. Drum geh' ich jetzt nach dem alten Jeruschulaim und will mir's ansehen. Wenn du älter geworden bist, sollst du mir mit helfen; denn ich seh' schon, dich werd' ich brauchen können. Wo eine Judenseel' ist, will ich hingehen, an alle Türen will ich klopfen und schreien: Mendel Wilna ist da! Jeruschulaim will er aufbauen, kommt alle mit.“

Der Schnorrer war bei den letzten Worten aufgestanden, auf sein Antlitz fiel ein dicker Strahlenstrom der untergehenden Sonne; er sah merkwürdig aus. Er wandte sich aber nach der entgegengesetzten Seite, wo schon der Abend seine dunkeln Tinten herabließ. „Dort, dort hinaus,“ sagte er, „liegt Jeruschulaim!“

Moschele sah ebenfalls gegen Ost. Plötzlich machte der Bettler, der unverwandten Blickes hingesehen hatte, eine heftige Bewegung. „Ich muß dir noch etwas zeigen, Moschele,“ rief er, „etwas, was du noch nie gesehen hast, schau her.“

Er schob sich dabei die Ärmel seines Kaftans zurück, so daß der linke Arm ganz nackt erschien.

„Was siehst du da, Moschele?“ sagte er. Es waren blutrünstige hebräische Buchstaben, die mit einem scharfen Instrument in das Fleisch geätzt waren.

„Das heißt Jeruschulaim," schrie der Knabe, „darf man das tun?"

„Und ich hab's getan," sagte der Bettler mit starker Stimme; „wenn ich die ‚Tefillin' umleg', hab' ich das immer vor mir. Sag's aber keinem Menschen, das hab' ich nur dir gezeigt, denn du sollst den heutigen Schabbes nicht vergessen. Jetzt komm aber, es wird schon spät."

Als sie aus dem Walde traten, war bereits der Abend niedergesunken. Im Westen glühten noch die letzten Streifen der Sonne. Vor allem aber war der stille Randarhof sichtbar, auf dessen Dache eine ganze Glorie von Strahlen lag. Moschele blickte aber nicht hin, er ging beinahe rückwärts gewandt gegen Ost, während Mendel ihn an der Hand fortzog. Die Bauern kehrten von den Feldern heim, sie grüßten den Knaben und seinen fremden Begleiter. Da kam auch Honza, unser baldiger Bekannte, auf einem Pferde hertrottiert, das an den Pflug gespannt war. Er hielt einen frischen Zweig in der Hand, der ihm statt der Peitsche diente. Als ihn Moschele sah, lächelte er vor sich hin. Er hätte keinen Zweig abgebrochen!

In stillem Ernst kamen sie nach Hause.

2. Die große Fahrt.

Am folgenden Tage verließ der Schnorrer das Haus, um sich auf den Weg zu begeben. Er trug einen dicken Stab in der Hand und um den Stecken ein armseliges Bündel geschlungen, das seine wenigen Habseligkeiten enthielt. Wie er die Schwelle übertrat, küßte er andächtig die „Mesuseh", jenen Pergamentstreifen, der an der Türpfoste in einem blechernen Behälter hing, mit dem geheimnisvollen „Schadai" und dem „Höre o Israel" bezeichnet. Der Randar und seine Frau gaben ihm bis zum Haustor das Geleit.

„Vergeßt nur nicht auf das Säckel Erd' von Jeruschulaim," sagte der Randar, „man kriegt das nicht alle Tag."

„Ich vergeß ender (eher) auf mich," entgegnete der Bettler mit tiefer Rührung.

Rebb Schmul wollte schon ins Haus zurück, da rief die Randarin: „Moschele, wo bist du? Laß dich zu guter Letzt noch von Rebb Mendel benschen (segnen)."

Aber Moschele kam auf mehrmaliges Rufen nicht. Da ging die Randarin, die in ihrem mütterlichen Gefühle jeden Segen, der auf ihr Kind fiel, gern aufnahm, selbst ins Haus, um nach dem Knaben zu sehen. Sie kam aber mit bekümmerter Miene wieder zurück.

„Ich find' ihn nicht," sprach sie, „und ich laß Euch nicht fort, Rebb Mendel, bis Ihr mein Moschele gebenscht habt. Man muß ihn suchen gehen."

Der Schnorrer wartete geduldig, aber von dem Knaben erschien keine Spur.

„Halt ihn nicht auf, Rachel," sagte der Randar, „Rebb Mendel hat einen weiten Weg vor sich. Nach Jeruschulaim ist kein Sprung."

„Ich laß ihm ja meinen besten Segen zurück," meinte der Bettler.

„Nein, nein," sagte die Randarin kopfschüttelnd, „ich laß Euch mit keinem Schritt fort, Rebb Mendel; mein Moschele muß gebenscht werden." Sie begann aufs neue den Namen des Kindes und so eifrig zu rufen, als stünde das Glück ihres Knaben auf dem Spiele und könne nur durch das Handauflegen des Schnorrers gefeit werden.

„Mach keine Komödie," sagte der Randar mit einem ärgerlichen Lächeln, „wenn dich einer sehen möcht', könnt' er sich vom Lachen nicht enthalten."

„Meinst du, daran liegt mir etwas?" sagte Rachel halb leise, „wer über einen Segen lachen kann, den laß ich gern mich ausspotten."

Währenddem war der Randar mit Mendel einige Schritte weitergegangen, und wie er um die Ecke des Hauses bog, wo gleich die Straße anfängt, rief er mit einem Male: „Bei meinem Leben, dort steht ja unser Moschele.“

„Wo, wo?“ fragte die Randarin, die auf diesen Ruf nähergekommen war.

Moschele stand kaum fünfzig Schritte von seinen Eltern. Als sie näherkamen, mußten sie über den Aufzug des Knaben beinahe lachen; er trug einen Stecken in der Hand und um den Nacken ein kleines Bündelchen geschlungen, ein winziges Abbild des Schnorrers.

„Was ist dir denn geschehen, Moschele,“ rief die Mutter beängstigt lächelnd, „wo willst du hin? Du siehst ja aus, als möchtest du auf die ‚Wander‘ gehn.“

„Ich will mit Rebb Mendel nach Jeruschulaim,“ sagte der Knabe ohne Verlegenheit.

„Nach Jeruschulaim?“ schrie der Randar und lachte so unbändig, als hätte Moschele geradezu in den Himmel spazieren wollen. Die Mutter schlug aber ihre beiden Arme um den Kopf des Kindes und lachte wehmütig: „Schön, Moschele, nicht einmal der Mutter hast du's gesagt, wo du hinwillst.“

„Ich wär' ja wiedergekommen,“ meinte Moschele, „wenn wir mit dem Ausbauen wären fertig geworden.“

Der Randar lachte bei dieser Antwort noch unbändiger.

„Laß ihn gehn, Rachel,“ sagte er, „was willst du ihn aufhalten? Mein Lebewohl hat er und warum nicht? Er soll sich in der Welt versuchen. Viel Segen auf den Weg, und wenn du zurückkommst, bring mir was mit.“

Dabei gab er dem Bettler und der Mutter einen vielbedeutenden Wink, der soviel hieß als: Laßt ihn nur gehen, mir ist nicht bang für ihn. Die Mutter aber umschloß ihr Kind enger und fester, als sollte es wirklich fort von ihr; der Bettler stand sprachlos und tiefsinnend bei dieser sonderbaren Szene.

Der Randar, halb unwillig über die ins Ernste gezogene Reiselust Moscheles, sagte verweisend zu seiner Frau: „Und jetzt mach keine Possen und laß ihn gehn! Leb wohl, Moschele, ich denk', du bist auf Sukoth (Laubhüttenfest) wieder zurück?"

Die Randarin gab ihrem Kinde noch den letzten Kuß, dann noch einen und wieder den allerletzten. Dann sagte sie mit einem eigentümlichen Lächeln: „Also leb wohl, Moschele, und vergiß deine Mutter nicht."

Es war, als wollte sie in diesem Vorspiele einer scheinbaren Trennung die einst kommende wahrhafte beklagen. Das ist eines von den Rätseln, die das Mutterherz umschließt. Wer will sie deuten?

„Also auf Sukoth kommst du gewiß," rief der Randar noch im Fortgehen, „bleib mir ja nicht aus."

„Laßt ihn nicht zu weit gehen, Rebb Mendel," flüsterte die Randarin dem Bettler zu. Dann wandte sie sich um, Vater und Mutter schieden; das Kind tat einige Schritte vorwärts, aber nicht nach der Heimat.

Mitten in diesem Bilde stand der Schnorrer, unschlüssig, was er tun solle.

Eine Weile ging Mendel neben dem Knaben fort, als stimme er wirklich in dessen Reiseplan ein und sähe in ihm den treuen Gefährten seiner großen Wanderung. Moschele schritt rüstig vorwärts. Wie sie weiter auf der Straße fortkamen, hatte ein kühler Luftzug die letzte Träne getrocknet, die ihm das Scheiden der Mutter ins Auge geweht hatte.

Nachdem sie eine Viertelstunde gegangen, fragte Mendel so obenhin:

„Bist du müd', Moschele?"

„Ich spür's kaum, Rebb Mendel."

Der Schnorrer sagte kein Wort; sie schritten wieder rüstig vor. Nach einigen Augenblicken schon blieb er jedoch

stehen und sagte: „Jetzt aber bist du gewiß schon müd', ich seh' dir's an."

„Woran seht Ihr's, Rebb Mendel," rief Moschele gekränkt, „bin ich nicht immer um ein paar Schritt Euch voraus?"

„Gut," lachte der Schnorrer, „gehen wir weiter."

Eine Strecke davon sagte Mendel aufs neue: „Ich wett' drauf, du kannst vor Müdigkeit gar nicht weiter."

Der Knabe entgegnete nichts, aber in seinen Augen standen zornige Tränen, und als wenn er den Bettler überhört hätte, ging er noch rascher voran. Mendel befand sich in großer Verlegenheit; er trug selbst die Schuld an dieser Hartnäckigkeit des Kindes. Wie sollte er ihn von seinem Wahne zurückbringen? Er sah keinen Ausweg.

„Aber willst du dir denn mit Gewalt die Füß' abgehen?" rief er endlich, „ich kann dich ja doch nicht — mitnehmen."

„Rebb Mendel!" schrie der Knabe aus der Tiefe seiner Seele.

Der Schnorrer erschrak über diesen gewaltsamen Aufschrei des Kindes; er bedeckte sich schamvoll das Antlitz. Er seufzte und stöhnte, als läge ihm ein ungeheures Verbrechen auf dem Gewissen. Dann nahm er den Knaben bei der Hand und sagte zu ihm: „Wirst du jetzt nicht meinen, ich hab' dich gefoppt, Moschele? Und wird Mendel Wilna dir nicht wie dein ärgster Feind vorkommen? Was bist du doch für ein Narrele, mein lieb' Kind! Meinst du denn im Ernst, ich kann dich nach Jeruschulaim mitnehmen? Du mußt dich noch oft jähren, bis dazu Zeit ist. Für jetzt tu mir das Herz nicht brechen und geh, Moschele! Vater und Mutter werden in Sorgen sein, geh, lieb' Kind!"

Kindern sagt es oft ein wunderbarer Instinkt, wo ihr seliger Wahn seine Grenzen hat; sie fühlen es dem Tone an, der ihr Kartenhaus umbläst, daß sie zu wünschen aufhören

müssen. Noch wunderbarer ist die Fügsamkeit und der dumpfe Heldenmut, wenn sie bei den Trümmern ihres Glückes stehen. Nicht immer gleichen wir diesen Kindern! Wie viele grüne Zweige von gewissen Neigungen und Träumen halten wir noch in Händen, wenn sie längst als Hohn zu unsern weißen Haaren und den verblaßten Blumen unsrer Seele stehen!

So hatte es Moschele sogleich dem Schnorrer angehört, daß es mit seiner Reise ein Ende hatte. Er wandte sich ohne ein Wort um und schlug den Weg nach der Heimat ein.

„Willst du dich denn nicht benschen lassen?“ rief ihm Mendel aus der Fülle seines Herzens nach.

Noch einmal hatte die Stimme des Freundes ihre Gewalt. Moschele kehrte um, Mendel legte die Hände auf seinen Kopf und segnete ihn, wie Jakob den Ephraim und Manasse gesegnet hatte. Jetzt war er es, der seine Schritte beschleunigte; ihn drängte es, aus der Nähe eines halbzertrümmerten Himmels zu kommen, den er selbst aufgebaut und mit den schönsten Sternen geschmückt hatte.

Als Moschele wieder vor dem Dorfe stand, das er vor nicht langer Zeit verlassen, überfiel ihn eine große Wehmut. Er kam sich viel größer vor, so daß ihn die Leute kaum erkennen würden, meinte er. Aber beim ersten Hause des Dorfes überzeugte er sich sogleich vom Gegenteile. Dort stand die alte Baruschka, die einst seine Amme gewesen, vor dem Haustore; als sie den Knaben sah, rief sie ihm zu, aber Moschele, der dort nie vorüberging, ohne einzukehren, duckte sich scheu vorüber, und als sie ihm nochmals rief, blickte er zwar nach ihr hin, floh aber dann wie ein gehetztes Wild quer durch die Felder fort.

Hinter dem Dorfe machte er Halt, er war fast atemlos. Er eilte nach kurzer Rast wieder fort und beschrieb so einen großen Halbkreis um das Dorf. Kein Bauer war auf dem Felde, es war Sonntag. Auch in den Erlenwald kam er, und die Vögel sangen so schön in den Bäumen, unter denen

er gestern mit Mendel Wilna gewandelt war. Von einem Baume brach er einen Zweig und steckte ihn an die Mütze. Vielleicht war es unbestimmte Rache an dem alten Freunde, was ihn dazu bewog. An dem Bächlein, das am Walde vorüberrinnt, setzte er sich dann nieder und tauchte den grünen Zweig in die Wellen. Minutenlang sah er zu, wie das Wasser über die Blätter hinglitt! Dann peitschte er die Wellen, bis auch nicht ein Blatt am Zweige geblieben war und er nur die nackte Rute behielt. Die Rute warf er dann weg und sprang auf.

Endlich war er dem Hause nahe, aber er wagte nicht so frei und offen einzutreten. Darum umging er die Hofmauer, und da, wo sich der Heuboden daran lehnt, kletterte er hinüber. Ohne sich weiter umzusehen, ob im Hof ein Zeuge seiner Schmach sei, flog er die enge Leiter zum Heuboden hinan. Die Tauben flatterten gestört auf. Im weichen, duftenden Heu verbarg er sich dann und weinte bitterlich.

Niemand als Hannele hatte ihn gesehen, sie meldete es sogleich der Mutter. Die Randarin meinte, das Kind könnte krank werden, wenn es so im Heu liegen bliebe, Rebb Schmul aber sagte lächelnd: „Laß ihn seine Narrheit ausschlafen, Rachel, es wird ihm gar nichts schaden.“

Aber die Randarin schüttelte den Kopf; ihr sagte eine innerlich tönende Stimme, daß ihr Kind für seinen Wahn durch Enttäuschung genug gebüßt habe. Sie ging in den Hof und stellte sich an die Leiter, die zum Boden führte.

„Moschele,“ rief sie, „willst du nicht zur Mutter kommen?“

Erst auf den dritten Ruf erschien der Knabe. Die Mutter sagte kein Wort, sie küßte ihm die heftigen Tränen aus den Augen und brachte ihn ins Haus.

3. Verhältnisse.

Seit der verunglückten Fahrt ins Gelobte Land war mit Moschele eine große Veränderung vorgegangen. Der Rebbe, der früher mit dem „harten“ Kopfe des Kindes so unzufrieden sich gebärdete, wußte nicht genug des Lobes, um die „Helligkeit“ in seinen Ansichten und das „Ausgefallene“ in seinen Fragen zu bezeichnen. In rascher Eile lernte Moschele die Bibel durch, und ohne je zu ermüden, begehrte er immer weiter! Der Rebbe ahnte die drängende Quelle dieses Triebes nicht; sie kam aus heiligem Boden, aber er schrieb sie auf seine Rechnung.

Im dritten Buche Moses, wo das Kapitel von den Verrichtungen der Priester und Leviten steht, fragte Moschele einmal: „Rebbe, sagt mir einmal, wie hat Moscheh das alles vorauswissen können, was die in Jeruschulaim machen sollen?“

„Gott hat ihn das gelehrt,“ war die Antwort, „auf dem Berg Horeb hat er mit dem Propheten die ganze Thora durchgelernt.“

„Gott war also *sein* Lehrer!?“

„Vierzig Tag' und vierzig Nächt' hat Gott mit Moscheh nichts anders gemacht, als lernen und wieder lernen. Wenn Mosche Rabenu (unser Lehrer) etwas vergessen hat, so hat's Gott gleich wiederholt, und so ist es gekommen, daß er nicht eine Zeile von der ganzen Thora vergessen hat. Danach hat er sie ganz aus dem Kopf geschrieben.“

„Und nicht einmal hat er sich geirrt?“

„Narr, wie hat das sein können? Gott hat ja mit ihm gelernt!“

Des Abends, als der Rebbe wieder ins Ghetto zurückging, sagte er zur Randarin: „Geben Sie auf Ihr Moschele acht, das Jüngel hat einen hellen Kopf, er sollt' Talmud lernen.“

Dafür bekam er drei blanke Zwanziger in die Hand und ein Pfund Kaffee in die Tasche gesteckt. „Sagt das auch meinem Mann," bat sie den Rebbe, „der will's nicht glauben, daß unserm Moschele was Rechts in den Kopf geht."

Es war für Moschele gut, daß seine Kinderjahre nicht in einem Ghetto sich abspannen. Wenn da der Rebbe den Talmud vorgeschlagen hätte — er hätte ihn lernen müssen! Aber weder der Randar noch die Mutter fanden ihn nach ihrem Sinn. Wieder war es bei Rebb Schmul die alte Sorglosigkeit, die es mit jeder Bildung des Kindes so leicht nahm. Ob ihn aber dabei ein unbewußt richtiger Instinkt leitete?

Ist doch die rein jüdische Erziehung ein wunderbares Rätsel! Frühzeitig wird das Kind an die heiligen Quellen geführt, woraus seit Jahrtausenden der Strom des Unnennbaren kommt. Es wird früh reif, seine Sinne spitzen und schärfen sich zu; das heilige ewige Buch kommt ganz und unversehrt in seine Hände, es kann damit spielen, wie mit einem zweischneidigen Messer. Während den Kindern, die sich bekreuzigen müssen, nur nach Willkür herausgerissene Blätter gegeben werden, hat das Kind des Juden den ganzen Inhalt; kein menschlicher oder kirchlicher Bann ruht darauf, der ihm das Weiterlesen verbietet; es kann forschen, deuten und klügeln wie es will. Liegt nicht eine unberechenbare Bedeutung für die Zukunft darin?

Vor vielem werden wir daher unser Moschele bewahrt sehen, was im Ghetto frühzeitig über ihn gekommen wäre. Die „Bäume im Wald", die der guten Randarin so oft das Herz abdrückten, hatten wenigstens das Gute, daß sie gerade und frei zum Himmel aufwuchsen.

Es ist gewiß ein guter Gedanke, die Kinder sich so selbst erziehen zu lassen, aber die wenigsten Menschen verstehen das. Das Kind so in seine eigene Hut zu stellen, es nicht zu stören in seinem Wachstum an Gemüt und Seele, indem

man stets die besten Eindrücke an ihm vorüberführt, vermögen nur wenige Eltern. Immer hat das Leben in der Familie einen gewissen Schmutz, der sich in die klaren Wellen des Kindes mischt; spätere Zeiten sollen ihn erst ausspülen, aber seitdem hat er sich in die feinsten Teile unsers Seins verflüchtigt, und wir nennen das: seine ersten Eindrücke nicht los werden.

Es war eine eigentümliche Welt, in der die Kinder lebten. Im Dorfe geboren und erzogen, gehörten sie ihm doch nicht so eigentlich an. Sie trugen städtische Kleider mitten unter Bauern, ein Umstand, der kein näheres Einverständnis mit den Kindern des Dorfes aufkommen ließ. Die Randarin hielt sie zu gut dafür, und wieder waren es die „Bäume im Wald", warum Hannele und Moschele keinen Spielgenossen im Dorfe als sich selbst hatten.

Der Randar nahm überhaupt zum Dorfe eine sonderbare Stellung ein. Zur Hälfte war er Bauer; sein ganzes Leben hatte er hier zugebracht, er war mit seiner Geschichte ganz vertraut. Dadurch war eine eigene Mischung in seinem Wesen entstanden; er hatte vieles von den Bauern angenommen; er besaß manche ihrer Eigenschaften. So war er selbst beschränkt, kopfstutzig und kurzsichtig. Dennoch war er, verglichen mit ihnen, eine geistig überlegene Macht; er war klüger als sie, was freilich sein „Geschäft" mit sich brachte.

Der Randar sagte oft: „Ich muß von meinen Bauern leben," und in diesem Geständnisse liegt der Schlüssel zu vielem!

Der „Pan Schmul" war der eigentliche Gutsherr des Dorfs, und die Bauern erkannten ihm diese Oberherrlichkeit auch gern zu. Er trank mit ihnen aus einem Glas, er dutzte sie und litt es, wenn sie ihm im Bierrausch um den Hals fielen. Der „Zsid" (Jude) und sein Haus hatten eine besondere Zugkraft für sie; es war ein gegenseitiges Geben und Nehmen, wobei sich jeder Teil gut stand.

Die Bauern traten in die Stube des Randars mit dem Gruße: Gelobt sei Jesus Christus! und Rebb Schmul antwortete darauf: In Ewigkeit, Amen! In dieser Anrede der Bauern lag eine gewisse naive Bewußtlosigkeit; der Randar wußte aber, was er sprach. Er mußte ja „leben“.

In religiösen Dingen überhaupt ließen Rebb Schmul und die Bauern vieles gelten. Sprach er auf das Lob des Heilands sein Amen, so verrichtete er auch mitten unter ihnen seinen Gottesdienst. Die Tefillin (Gebetriemen) um Kopf und Arm gelegt, ging er unter den Bauern herum, und es mag manchen sonderbar bedünken, daß sich keiner darüber belustigte. „Der Pan Schmul betet,“ hieß es, wenn sich der Randar beim Schmona-Esre-Gebete in einen Winkel stellte, und mitten unter slawischen Lauten die Sprache Zions ertönen ließ. Dann rückten sie die Gläser zusammen und redeten still, solange das Gebet dauerte.

Der Randar hatte so seine eigene Art, die Bauern in „Respekt“ vor sich zu halten, vielleicht weil er oft ihren Schiedsrichter machte. In der Schenkstube ging die eigentliche Geschichte des Dorfes vor, und der Randar hatte ihre Fäden in der Hand. Die hitzigsten Kämpfe und Diskurse fielen dort vor. Da wurde über die Beamten geklagt, da wurden die Robotten verflucht. Alle Leidenschaften fanden hier ihren Ausgangspunkt. Gab es einen Streit, so vermittelte ihn der Randar; ihm mußte daran gelegen sein, beide Parteien friedlich unter seinem Dache zu sehen. Merkwürdig war die Kunst, mit der er bei solchen Fällen zu Werke ging. Er ließ die Gemüter zuerst in die furchtbarste Wallung kommen, daß man jeden Augenblick einen blutigen Ausgang erwartete. Dann erst trat er vermittelnd auf; er hieß alle schweigen und begann nun in einer langen Rede den ganzen Streit zusammenzufassen, zu beleuchten und so zu stellen, daß er in seinem Munde eine ganz andere Gestalt annahm. Dabei fragte er alle Augenblicke einen von den Hauptstreitern:

„Hab' ich nicht recht, Pawel?" und wenn der verblüfft bejahte, wieder einen andern: „Hast du was dagegen, Waczlav?" usw., bis eigentlich keiner im Rechte war als er allein. Selten merkten die Bauern diese Taktik, am Ende sprachen sie doch immer: „Der Pan Schmul ist ein gescheiter Mann," und das Ansehen des Randars stieg jedesmal höher.

Es ist eine traurige Wahrheit, aber wir müssen sie aussprechen: Im Innern verachtete der Randar diese Bauern. Sie waren ihm zu abergläubisch, und weil er ihnen durch seine Redekünste imponierte, sah er sie tief unter sich. Es ist das der Irrtum der meisten Menschen — nicht nur des Juden.

Wenn Sonntags Tanz in der Schenkstube war, durften die Kinder nie dazu. Man sperrte sie in irgend ein abgelegenes Zimmer, wohin die trunkenwütenden Laute des Volks und seine Freude nicht dringen konnten. „Was willst du dort tun," sagte die Randarin einst, als Moschele in die Schenkstube begehrte, „willst du sehen, wie sich Honza oder Wasta schicker (trunken) gemacht haben? und wie sie sich die Köpf' aneinanderschlagen? was siehst du denn an einem betrunkenen Bauern? Dank Gott mit aufgehobenen Händen, daß du's nicht zu sehen brauchst." — Sprach sie so wirklich? O ja, und sie setzte noch hinzu: „Wir Juden sind nicht für das geschaffen. Taglang im Wirtshaus liegen und saufen, kann nur ein Bauer. Und das Beispiel willst du dir nehmen?"

Ein andermal begehrte Moschele von dem weißen Geiste zu kosten, der den Bauern so wohl bekam, daß man täglich eine große Flasche füllen mußte. Da schrie die Randarin, als hätte er nach Gift begehrt, aus: „Gott im Himmel! Branntwein willst du trinken? Vergißt du, daß Rebb Schmul Randar dein Vater ist? Welch rechtschaffen Jüdenkind trinkt Branntwein? Das ist nur für die Bauern; wie du aber nur zwei Tropfen zu dir nimmst, verlierst du plötzlich deinen Verstand!"

Wir kennen bereits die bettelhaften Freunde unsers Moschele; er und Hannele hatten übrigens noch einen Bekannten im Dorfe, nämlich den Honza mit dem grünen Zweig. Beide Kinder teilten sich in ihn, aber Hannele besaß den größern Teil. Honza war zum Studenten bestimmt; er sollte Geistlicher werden und lernte beim Pfarrer bereits Latein. Dieser Umstand trug sehr viel zur Ebenbürtigkeit der gegenseitigen Freundschaft bei. Die Randarin sah diesen Umgang sogar gern.

„Ich bete das Vaterunser," sagte Honza, „und wenn ich etwas brauch', so geh' ich zum heiligen Johann von Nepomuk, der dort auf der Brücke steht."

„Wenn du etwas brauchst?" fragte Hannele, die die Stellung der katholischen Heiligen zwischen Gott und Menschen nicht verstand, ganz verwundert.

„Und die Mutter geht auch hin," meinte Honza.

„Tut er dir aber alles, um was du ihn bittest?" fragte Hannele.

„Immer," sagte der Honza mit großem Ernste.

Drauf bat ihn Hannele, ihr doch das Gebet zu sagen, was er täglich bete, aber nicht jenes, welches er an den Heiligen auf der Brücke richte. Sie meinte das Vaterunser. Honza trug einen Augenblick Bedenken, denn in Glaubenssachen sind sich alle Menschen gleich; man breitet nicht gern, was einem selbst als Geheimnis in der Seele ruht, vor andern aus. Dann aber fing er an, und weil er diesmal nicht wirklich betete, sondern sich gleichsam nur prüfen ließ, so trug er es auch viel wärmer und inniger vor. Die Worte des Heilands in slawischen Lauten und der allgemeine, jedes Menschenherz gleich treffende Inhalt derselben kamen dem Mädchen gleich wunderbar vor. Sie verstand das Gebet, nur staunte sie, daß darin kein Wort von „seinem, d. h. Honzas Gotte" durchklang.

Nach einer Weile tiefen Nachdenkens sagte sie: „Jetzt

tu mir den Gefallen, Honza, und sag's noch einmal." Der sah sie erst forschend an, gleichsam um sich zu überzeugen, daß sie es ohne Spott verlange, darauf wiederholte er das Gebet. Hannele hielt den Kopf ganz niedergebeugt, daß sie mit ihrer Stirne beinahe das im Schoße liegende Gebetbuch berührte. Wie Honza geendigt hatte, sagte sie schnell: „Das ist ganz leicht! Mir kommt vor, ich kann's schon auswendig. Soll ich dir's aufsagen?"

Honza war über dieses Gedächtnis ganz verwundert.

„Du meinst das nur, aber können wirst du's nicht."

„Hör nur zu," erwiderte Hannele, „und hilf mir dabei. Mach' ich einen Fehler, so darfst du nicht lachen!"

„Fang nur an," sagte Honza mit strenger Miene.

Hannele begann. Sie kam glücklich über den Anfang hinweg, bis: wie im Himmel, so auf Erden. „Warum sagt man auch auf Erden?" unterbrach sie sich, „Gott ist ja nur im Himmel."

Honza starrte der kühnen Fragerin ins Gesicht, dann wurde er blutrot und sagte: „Das weiß ich nicht!" Offenbar die beste Antwort.

„Jetzt, wie geht's weiter? sag nur das erste Wort."

„Gib uns heute unser tägliches Brot —"

„Gib uns heute unser tägliches Brot und vergib uns unsere Schuld — Was sind das für Schulden, Honza?" fiel sie wieder ein, „ich bin ja nichts schuldig. Uns sind die Bauern im Dorfe genug schuldig."

„Jeder Mensch hat Schulden," entgegnete Honza mit mehr Wahrheit, als er wohl selbst dachte. „Sag nur weiter: so wie wir auch vergeben —"

Mit seiner Hilfe brachte Hannele das Gebet zu Ende: „sondern erlöse uns von dem Übel."

„Jetzt mußt du ‚Amen' sagen," ermahnte zuletzt Honza.

Aber Hannele entgegnete: „Das will ich nicht," weil das Wort jüdisch war und oft im Gebetbuch vorkam.

„Warum nicht?"

„Weil ich nicht will —"

„So sag' ich's statt deiner," schrie Honza und rief das „Amen" wohl zwanzigmal in einem Atem, daß es ein vielfaches Echo gab. Hannele hielt sich die Ohren zu, sie wollte das Wort nicht hören, es klang ihr schrecklich.

Hierauf wollte Honza auch hören, was denn Hannele bete, sie aber meinte, das würde er nicht verstehen, denn es sei hebräisch. Aber Honza wollte das Gebet wenigstens sehen und schon aus Dank für seine frühere Gefälligkeit blätterte Hannele in ihrem Gebetbuche nach, bis sie das „Benschen" gefunden hatte.

Bei dem Anblick der vielen krausen und sonderbaren Buchstaben, die gegen alle Regel von der Rechten nach der Linken liefen, wurde Honza im ersten Moment ganz bestürzt, beinahe ängstlich. Und vielleicht war es gerade das Gefühl der Furcht, warum er dem Mädchen das Buch wegriß und lachend ausrief: „Aus dem betest du?"

„Gib mir mein Siderl, Honza," schrie Hannele in höchster Seelenangst. Aber der Knabe lief wie rasend, seine Beute hoch in den Händen haltend, um das Kreuz herum. Hannele war hinter ihm her; sie konnte ihn aber nicht erreichen, der immerfort lachend rief: „Aus dem betest du?"

Da warf sich Hannele ins Gras und gab sich trostlos ihrer Verzweiflung hin.

„Wenn du mir mein Siderl nicht gibst," schluchzte sie, „so bin ich für immer böse mit dir." Honza kam nun und legte das Buch zu ihr hin. Kaum hatte sie es wieder in ihrer Gewalt, so sprang sie hastig auf und lief fort, gerade nach Hause. Der Honza blickte ihr ganz verblüfft nach.

4. Lebenspläne.

Der Randarin, wenn sie so das stille geistige Wachstum ihres Moschele beobachtete, ward oft ganz traurig zu Sinn. Sie konnte es sich nicht ausreden, daß ihr Kind ein lebendiges Opfer sei. Sie ging immer von dem Gedanken aus, daß die Fähigkeiten des Knaben zu gut für das „Dorf" wären. „Hätt' ihm denn Gott so einen Kopf gegeben," dachte sie oft, „wenn er gewollt hätte, das Kind soll sein ganzes Leben bei Bauern und Bierfässern bleiben?" Sie begriff es nicht, daß auch das Dorf die guten Köpfe brauchen könne.

Honza wußte gar nicht, wie oft er in den stillen Selbstgesprächen der Randarin vorkam. In ihren Augen war seine Bildung ein riesengroßer Baum, wogegen ihr Moschele sich wie ein zwergiges Gesträuch ausnahm. Sie verglich immer die beiden Knaben, und so wurde es zuletzt ein stehender Gedanke in ihr, das Lebensglück des Kindes sei schon gebrochen.

Wie viele Dinge versuchte die gute Frau, um ihrem Manne die Hartnäckigkeit zu benehmen. So sonderbar sind die Menschen! Sie wagte es nie, offen mit ihm zu sprechen, weil sie seine Vorurteile gegen das „Lernen" kannte. In jeder andern Angelegenheit mit ihm ein Herz, eine Seele, ein Wille, und wo es sich um das Kind handelte, um ein ganzes Leben, durch eine Kluft getrennt!

Schon seit langer Zeit trug die Randarin einen Gedanken in sich, über dessen Kühnheit sie selbst erschrak. Sie wollte, daß Moschele studiere! Sie wußte wohl, was sie damit unternahm. Wie ein steiler Berg stand es vor ihr, aber eine innere Stimme rief ihr zu, sie müsse hinüberkommen, — und käme sie auch tot auf dem Gipfel an!

„Was hat Honza vor meinem Kind voraus?" dachte sie oft in stiller Nacht; „sein Vater ist der größte ‚Schickerpolt' (Trunkenbold) im ganzen Dorfe; er hat Felder und Gärten

und Wiesen gehabt, und das alles hat dieser Waczlav vertan. Die Waczlavin geht mir immer ans Herz, aber sollen wir ihm nichts zu trinken geben? Das ist ja unser Geschäft. Und bei dem allen wird Honza studieren; die Waczlavin spart sich's vom Munde ab, um es dem Kinde zu geben. Und das tut die Waczlavin, was möcht' erst ich tun? Was der größte Trunkenbold im Dorfe mit seinem Kind unternimmt, das verwehrt mir mein eigener Mann! Brauch' ich in die Synagoge zu gehen in seidenen Kleidern? Aber ich seh' schon, das Kind ist ihm nicht so viel wert, als ein seidenes Kleid."

Sie gebrauchte oft den Kunstgriff, Moschele vor ihrem Manne „verhören" zu lassen. Unter den Schnorrern, die ins Haus kamen, war immer einer, der sich in der Bibel gut auswußte. Jeden Sabbat war nun ein solches Verhör aus dem Pentateuch, wobei Moschele auf alle Fragen des gelehrten Bettlers antworten mußte. Gewöhnlich bestand der Knabe sehr gut, und da war es immer die Randarin, die in die ersten Lobsprüche ausbrach. Sie lud gewöhnlich das ganze Haus zu diesem Verhören, damit es um so feierlicher zugehe und der Ehrgeiz ihres Mannes geweckt werde. Sie wollte ihn allmählich auf den Studiergedanken vorbereiten.

Moschele selbst ahnte nicht, was die Mutter mit ihm vorhatte. Sie sagte oft weinend, daß ihm ein großes Unrecht geschehe, nur wußte er nicht welches. Ihm tat kein Mensch was zuleid! Von Honza sprach sie beinahe alle Tage, sie sah in ihm wenigstens schon einen Domherrn, der sein eigenes Haus auf dem „Hradschin" in Prag hatte und vorn an der Brust ein goldenes Kreuz! Durch diese Reden wuchs auch in seiner Seele Honza zu einem ungewöhnlichen Wesen. Es war einmal der Bischof von Leitmeritz auf dem Dorfe gewesen, um die Firmung an den Kindern zu verrichten, und seit jener Zeit sah der Knabe in Honza nichts anderes, als den künftigen Bischof. Er umkleidete ihn mit

demselben Glanze; er setzte ihm dieselbe Mütze auf, die der Prälat getragen, und an der Brust ließ er ihm ein Kreuz funkeln, groß und leuchtend, wie die Sonne selbst! So ausgestattet verehrte er in Honza gleichsam einen Götzen, den er sich selbst geschnitzt.

Es ist wichtiger als man glaubt: Der Sabbat war schuld, daß die Freundschaft zwischen den Kindern nicht recht aufkeimen konnte. Da brauchten nämlich Moschele und Hannele nichts zu lernen, dafür ging Honza zum Pfarrer; am Sonntag aber kam der Rebbe aus dem Ghetto, und da war wieder Honza frei. Sie trafen sich daher nicht so oft, als sie wollten. Wer am meisten darunter litt, war Hannele; ihr Bruder hatte seit dem Weggehen Mendel Wilnas einen stillen geheimnisvollen Gefährten, mit dem er am liebsten verkehrte; und das war er selbst.

Mit der Zeit fand jedoch Hannele einen Ausweg. Am Sabbatnachmittag ging sie mit ihrem „Siderl" (Gebetbuch) zur Kirche, da wo das große hölzerne Kreuz mit dem Heiland daran steht, und wiederholte sich da die Lektion des Rebbes. Eigentlich wartete sie nur da, bis es vier Uhr an dem Turme schlug, denn dann kam der Honza aus der Pfarrei und setzte sich zu ihr, um zu plaudern. Der Anfang dieses Gesprächs war ungefähr immer derselbe.

„Hast du mir mitgebracht?" war die erste Frage Honzas.

Dann nickte Hannele lächelnd mit dem Kopf und brachte aus einer der Taschen der Schürze ein Papier hervor, worin etwas eingewickelt lag, was der Honza jedesmal mit lüsternen Blicken begrüßte. Es war ein Stück „Barches" oder weißes Sabbatbrot, das sich Hannele vom Mund abgespart hatte. Dieses „Barches" war der Gegenstand vielen Neides; die andern Knaben, die den Honza mit vollen Backen sahen, sagten dann: „Da sitzt der Honza wieder mit seinem Judenweib."

Aber Honza war der Gescheitere; er kehrte sich nicht an deren Gespötte. War er aber nicht wirklich zu beneiden? Die andern bekamen höchstens zu Weihnachten oder Ostern so ein weißes Brot, und er hatte es alle Sabbate. War er da nicht zur Freundschaft für Hannele berechtigt?

Wenn er abgespeist hatte, sagte er gewöhnlich: „Wie doch das Judenbrot gut ist!“

„Hat's dir geschmeckt?“ fragte dann das Hannele ganz unnötig.

Oft verfielen die Kinder auf Gespräche, die man am wenigsten bei ihnen gesucht hätte, nämlich auf religiöse. Es pflegt das häufiger zu geschehen, als man wohl glaubt, denn der Gott, den sie nicht recht fassen, ist ihnen darum um so näher und nimmt unter ihren Händen jede Gestalt an.

Einmal sagte Hannele, nachdem Honza mit dem „Barches“ fertig war: „Jetzt ‚bensch‘, Honza!“

„Was ist das für ein Wort? vielleicht jüdisch?“

Hannele mußte beschämt gestehen, daß es so wäre; ich weiß nicht, warum sie dabei so rot wurde.

„Wenn man bei uns etwas gegessen hat,“ erklärte sie, „so muß man benschen oder Gott danken. Tust du das auch, Honza?“

Ein Ereignis trieb diese Verehrung Honzas plötzlich zu einem hohen Baume auf, der Blüte und Frucht zugleich trug.

An einem Sabbat, da gerade kein Schnorrer gekommen war, der ihn „verhörte“, sah Moschele müßig zum Fenster hinaus. Hannele saß wieder bei dem Kreuze vor der Kirche, Honza neben ihr, wie es schien im eifrigsten Gespräche. Mit Honza allein zu sprechen getraute er sich selten, aber in Gesellschaft Hanneles fühlte er Mut dazu.

Moschele ging also gerade auf die beiden los. Als er sich ihnen näherte, bemerkte er, wie die zwei plötzlich in ihrem Gespräche stockten, Hannele wurde sogar rot, und Honza

bekam die eine Backe ganz dick, weil er darunter einen Bissen „Barches" verbarg, den er nicht zur rechten Zeit verschlucken gekonnt. Als wenn Moschele von diesem Tribute seiner Schwester nicht gewußt hätte!

Ein neckischer Geist hieß aber den Knaben diesmal bleiben, wiewohl ihn der schlechte Empfang der beiden hätte abschrecken sollen. Keines sprach ein Wort mit ihm, und so stellte sich Moschele aus Rache gerade vor dem Kreuze ihnen gegenüber hin, um sie recht zu ärgern. Aber das dauerte nicht lange, denn ein andrer Gegenstand fesselte seine Augen.

Er hatte den gekreuzigten Heiland vor sich. Auf dem Dorfe, wo überhaupt eine größere Toleranz herrscht, geboren, waren dem Knaben manche Vorstellungen größtenteils fremd, wie sie das Ghetto einst in trüber Zeit ausgeheckt hat. Der Heiland war ziemlich schlecht gemalt. Dennoch fühlte der Knabe eine Art Mitleid mit seinem Gottesleiden. Das totgebeugte Haupt und die gebrochenen Augen, die Nägel in Händen und Füßen, aus denen das Blut heraustropfte, überfuhren ihn mit leisen Schauern. Besonders von den vier lateinischen Buchstaben über dem Gekreuzigten konnte er die Augen nicht wegbringen. Sie schienen ihm so geheimnisvoll, und kaum, daß er es selbst ahnte, was ihn in diesem Augenblicke bewegte, sprach er halblaut: „Könnt' ich nur wissen, was das JNRJ heißt, das da auf dem Blech steht?"

„Ich kann dir das sagen," rief Honza sogleich; er hatte soeben das „Barches" glücklich überwunden.

Hannele und Moschele sahen ihm staunend ins Gesicht. Kein Gott und König auf Erden, vor dem sich zwei Seelen demütiger neigten, als die der Kinder vor Honzas Gelehrsamkeit!

„Das ist lateinische Sprache," sagte Honza.

„Lateinisch?" sprach Moschele leise nach.

„Wenn du's nicht glauben willst," beteuerte Honza, „so frag nur den Herrn Pfarrer, wenn er zu euch kommt."

Guter Honza! Man zweifelte ja an dir so wenig, als vielleicht du selbst an dem Latein deines Herrn Pfarrers!

Hierauf erklärte er ihnen zuerst, was jeder Buchstabe einzeln zu bedeuten habe, dann sprach er die vier fremden Wörter auf einmal aus und übersetzte sie ins Böhmische. Da hießen sie: Jesus, der Nazarener, König der Juden.

Wie die Erde den goldenen Regen in ihren Schoß aufnimmt, so fielen diese Worte Honzas in Moscheles innerste Seele. Die Keime sollten nicht ausbleiben. Abends, bei der „Habdala", wo der Sabbat sinnbildlich von der Woche geschieden wird, war Moschele still und nachdenkend. Sonst stritt er immer mit Hannele, wer dabei die brennende Wachskerze halten sollte, die der Vater nach der Segnung in dem Weine auslöschte. Heute überließ er sie willig. Rebb Schmul begann die Zeremonie mit einem: „Gut Woch', gut Jahr," worauf er eine lange hebräische Segensformel über den Wein und das Gewürzbüchslein hielt, die gleichsam den Duft und Reiz des scheidenden Sabbats darstellen. Vom Weine verschüttete er sodann einige Tropfen auf den Tisch und verlöschte die Wachskerze daran. Das Gewürzbüchslein wurde hierauf nach der Reihe zum „Schmecken" herumgegeben, jeder behielt es einige Augenblicke, um sich an seinem Dufte zu laben; als es aber an Moschele kam, wußte der gar nichts davon, und Hannele rieb es ihm gerade unter die Nase hin

Der Vater war in die Schenkstube gegangen, die Mutter räumte die Sabbatkleider wieder in den großen Kasten; da kam Moschele leise zu ihr und faßte sie bei der Hand.

„Was willst du?" fragte sie ihn.

„Hat Moscheh Rabenu (unser Lehrer) auch Lateinisch gekonnt?"

„Heißt das eine Frage!" entgegnete die Randarin arglos darauf, „hat es denn etwas in der Welt gegeben, was er nicht gekonnt hätte? Dein Lehrer hat dir ja verzählt,

daß Gott selbst mit ihm gelernt hat, und mit wem Gott lernt, kann der nicht alles?"

Moschele sah bei diesen wirklich tiefsinnigen Worten der Mutter lange ins Angesicht, das Kind fühlte sich wunderbar davon ergriffen, wiewohl sie die Randarin in einem dunkeln Gefühlsinstinkt ausgesprochen hatte.

„Also lernt Gott auch mit Honza?" sagte er nach einer Weile.

„Wie kommst du darauf?" meinte die Mutter lächelnd.

„Weil er auch Lateinisch kann."

„Narrele, das hat er vom Pfarrer."

„Und der Pfarrer?"

„Der hat vierzehn Schulen studiert, jetzt kann er's."

Es war gut, daß die Bäume nicht zum Wachsen in den Himmel bestimmt sind. Ich weiß nicht, wie die Randarin eine weitere Frage in dieser Folgerungsweise beantwortet hätte. Mit einem jener gewöhnlichen Gedankensprünge der Kinder sagte dann Moschele: „Kann jeder Mensch so werden, wie der Pfarrer und Honza?"

„Die sind noch gar nichts," erwiderte die kluge Mutter, „und selbst der Pfarrer muß noch lernen und lernen, bis er alles wird können."

„Und ich kann das nicht werden?"

„Möchtst du nicht auch studieren, Moschele?" schrie die Randarin aus der Tiefe ihrer Seele und hielt das Kind zitternd vor Freude, mit beiden Händen an ihr Herz geschlossen.

O Gott, wie war sie glücklich! Sie küßte ihrem Knaben beinahe die Seele weg, die sich so ahnungsvoll dem Lichte der Bildung entgegenrang, sie weinte und lachte zu gleicher Zeit und sprach Worte dazwischen, die nicht der Kopf ersonnen, aber das Herz in freudigem Übermut von sich warf. Waren denn keine Geister da, die die Nachricht auf eilende Fittiche nahmen und sie über Land und Meer trugen — daß nämlich Moschele studieren wolle?

Sie lief auch sogleich zur Schenkstube, um es ihrem Manne zu sagen. Aber ein Blick, den sie hinwarf, überzeugte sie, daß es jetzt nicht an der Zeit sei. Der Randar saß mitten unter seinen Bauern und hielt gerade über einen geringfügigen Streit zwischen zwei Trinkern eine weitläufige Rede. Da wurde sie plötzlich traurig. Ein bitteres Gefühl gegen ihren Mann tauchte in ihr auf, aber es war sogleich still: die Freude läßt nicht bitter sein.

Sie ging wieder langsam zurück und kam an der Küche vorüber, wo die alte Channe bei einem hellodernden Feuer das Nachtmahl bereitete. Sie stellte sich gerade vor die Flammen, die ihr mildes Angesicht wie mit himmlischem Widerschein beleuchteten. Stillsinnend blickte sie hinein, ihre Seele war bei dem Kinde. Da störte sie die alte Köchin auf, die einen Topf Wasser zum Feuer hinstellte. Nun begann die Randarin: „Hab' ich dir's schon gesagt, Channe, daß unser Moschele studieren will?"

Bei der Köchin fielen immer nur die letzten Worte, wie Regentropfen von einer Dachtraufe — denn sie war taub.

„Studieren will?" sagte sie.

„Er will Lateinisch lernen," fuhr die Randarin fort, „und wird in die Schulen gehen und ein geschickter Mensch werden."

„Mensch werden," sagte das Echo.

„Erleben möcht' ich's, wenn er nur schon Doktor wär'. Ich möcht's nur wegen unsrer Beamten und Bauern! Die meinen, nur ihre Kinder können studieren. Aber es wird viel Geld kosten."

„Geld kosten," sprach die Taube nach.

Da erst merkte die Randarin, an wen sie ihre Freude gerichtet hatte. „Du hörst ja so nicht, Channe," sagte sie leise lächelnd, „ich könnt' eher zu dem Topf Wasser da am Feuer reden."

Wir können die Nacht, die diesem Abende folgte, nicht

am Bette der Randarin verweilen; sie war zwischen Beten und Hoffen geteilt.

Am andern Tage war die Randarin in ihrer Freude gefaßt, sie war fest entschlossen, heute mit ihrem Manne zu sprechen. Sie wußte nur nicht, wie sie es anfangen sollte. Das fühlte sie, welch einen Sturm sie über das Haus heraufbeschwor, und im bangen Vorgefühl dessen litt sie furchtbare Qualen. Wenn sie sich gerade nicht freute, weinte sie versteckte Tränen.

Da stand sie vormittags draußen vor dem Tore und überlegte ihr ganzes Tun. Auf offener Gasse bat sie Gott, daß es ihr gelingen möge. Über die Straße sah sie die Waczlavin, Honzas Mutter, gehen; die ging zu dem heiligen Johann von Nepomuk ihre Andacht verrichten. „Jetzt wird sie für ihren Honza zu dem bitten,“ dachte die Randarin, und ihre Seele begegnete der Bäuerin auf halbem Wege; war sie doch eins mit ihr im Streben, Wollen und Glauben.

Plötzlich kam eine Kutsche herangerollt, der aufsteigende Staub verbarg sie noch ihren Blicken. Wie sie näher kam, erkannte die Randarin, daß es der Graf selbst war, der da kam. Sie erschrak vor innerster Ehrfurcht!

Nein, nein, stellt euch da kein rührendes Gegenüberstehen längst erstorbener Leidenschaften vor! Es ist alles vorüber; sie sind ja beide alt geworden.

„Guten Morgen, Frau Rachel,“ grüßte der Graf, indem er aus der Kutsche stieg.

„Exzellenz,“ stammelte die Erschrockene und nahte sich ihm in aller Demut.

„Schon lange nicht bei Euch gewesen, nicht wahr?“ rief der Gnädige, „ich komm’, mir einmal die Brennereien zu besichtigen. Wie steht’s mit Herrn Rothschild?“ Er meinte den Randar.

„Der ist gesund, Exzellenz.“

„Und mit Ihnen, Frau Rachel?“

„Ich bin auch gesund, danke Exzellenz!"

„Sie haben aber geweint, Frau Rachel, darf man wissen, warum?"

Die Randarin stockte mit der Antwort.

„Ich hab' viel Kummer," sagte sie nach einer Weile.

„Und um was, Frau Rachel, Sie leben ja sonst glücklich in der Ehe?"

„Das läßt sich so leicht nicht sagen, Herr Exzellenz," meinte die Randarin mit schmerzlichem Lächeln.

„Warum nicht?"

„Es gehört zum Haus —"

„Und das darf ich nicht wissen?" rief der Graf.

„Es ist nur wegen meiner Kinder."

„Machen die Ihnen so viel Kummer? Das ist freilich traurig."

„Die Kinder sind ganz gut, und ich dank' Gott dafür," fiel die Randarin, die den Sinn des Grafen wohl verstanden, lebhaft ein, „aber mein Moritz" — sie schämte sich, ihn beim rechten Namen zu nennen, „möchte gern Doktor werden."

„Ihr kleiner Sohn?" fragte der Graf lächelnd.

„Aber mein Mann will nichts davon hören; er meint, er wird genug wissen, und wenn er etwas lernen möcht', könnt' er aufhören, ein guter Jud' zu sein. Ich aber will, er soll studieren; Geld wird es viel kosten, mein Mann will nicht."

„Wegen des Geldes?"

„O nein, Exzellenz, wegen des Juden —"

„Possen," rief der Graf, „wegen einiger lateinischen Brocken wird er euerm Gotte nicht sogleich untreu werden. Ich will mit Ihrem Manne darüber reden, verlassen Sie sich darauf, Frau Rachel."

Währenddem war der Randar unter Bücklingen herbeigekommen, um seinen gnädigen Herrn zu begrüßen. Der

Graf lachte seinem „Rothschild“ freundlich zu und hieß ihn die Brennereien öffnen, die er besichtigen wolle. Die Randarin ging hinterdrein, draußen aber vor der Brennerei blieb sie stehen. Der Graf und ihr Mann gingen hinein. — Drin unter den Gerüchen eines höllischen Gebräues sollte also die Zukunft ihres Kindes entschieden werden; aus jenem Hause, wo ein unseliger „Geist“ bereitet wurde, sollte sie heraustreten — ob als Engel mit leuchtenden Fittichen, oder als verkrüppeltes Geschöpf, wie mochte sie das wissen!

Nach einem Jahre — wer wollte diese Zeit wohl eine halbe Stunde nennen — trat der Graf mit dem Randar aus der Brennerei. Sie studierte das Gesicht der Exzellenz, aber es stand nichts darauf. Sollte sie hoffen oder verzagen?

Der Wagen fuhr wieder davon. Hatte der Graf sein Wort gehalten?

Es mag sonderbar klingen: die Randarin sah es gern, daß ihr Mann an demselben Tage mürrisch umherging. „Er mußte es ihm also doch gesagt haben,“ dachte sie. Und nun, da sie es wußte, daß ihr Studienplan kein Geheimnis mehr vor ihrem Manne war, hatte sie nicht den Mut, mit ihm offen darüber zu sprechen. Sie wollte warten, bis er selbst den Anfang machte. „Er ist der Vater,“ sagte sie zu sich, „von ihm muß es zuerst ausgehen.“

Nachts, als der Knabe schon im Bette lag, konnte er nicht schlafen. Es war noch Licht in der Stube, und Vater und Mutter waren noch wach. Sie saßen sich an einem Tische stumm gegenüber, der Randar zählte Geld und hatte das Schuldenbuch vor sich liegen.

„Pawel Kratochvil darf nichts mehr geborgt werden,“ sagte er nach einer Weile; „er ist zu viel schuldig.“

„Gut,“ sagte die Randarin leise.

Dann entstand wieder eine lange Pause. Das Geldzählen war nur ein nichtiger Vorwand für den Randar, um

seine Verlegenheit zu verbergen. Er irrte sich mehrmals und schob dann die Zwanziger unwillig durcheinander.

„Rachel,“ sagte er endlich lautlos.

„Schmul?“ fragte sie leise.

Dann saßen sie sich minutenlang ohne ein Wort gegenüber.

„Laß morgen Jakob Schneider aus Münchengrätz herauskommen; er soll dem Kinde die Maß nehmen.“

„Hat Kleider genug,“ meinte die Randarin mit weiblichem Scharfsinn. Ihr Herz war aber wie ein Meer bewegt.

„Die sind gut fürs Dorf,“ entgegnete der Randar.

„Wo soll er denn hingehen?“ fragte Rachel mit unbeschreiblichem Tone.

„Nach Bunzlau,“ sagte Rebb Schmul und stand auf, sich zur Seite wendend, „wir wollen ihn studieren lassen; heut' hat der Graf mir zugeredet.“

„Schmul, Schmul,“ schrie die Randarin, „willst du das wirklich?“

Bis in die späte Nacht saßen nun die beiden Eheleute zusammen und sprachen über die Zukunft des Kindes. Jetzt wo sie wieder eines Willens geworden waren, stimmten ihre Seelen wie gute Instrumente ineinander. — Ein Gedanke wachte jedoch den übrigen Teil der Nacht mit der Randarin. „Und wenn's ihm der Graf nicht befohlen hätt'? Hätt' er's dann getan? Und mir zu Gefallen?“ dachte sie.

Am andern Morgen ward Moschele mit einem Kusse von der Mutter geweckt.

„Eil' dich, Kind,“ sprach sie, „daß du dich anziehst und orst (betest); überschluppre mir aber ja kein Wort. Hernach sollst du was Schönes hören.“ Moschele tat, wie ihm geheißen wurde. Aber mitten im Beten kam es ihm vor, als hätte er von dem Schönen, was ihm die Mutter versprochen, schon irgendwo gehört.

Nach dem „Oren“ kam Jakob, der Schneider aus Münchengrätz. Er nahm ihm die Maß zu Rock, Hosen und Weste. Der Randar zählte dem Schneider sogleich das bare Geld auf, damit er dafür das nötige Tuch und „Zubehör“ kaufen könne. Moschele wußte nicht, wie ihm geschah.

Aber auch für neue geistige Kleider wurde Sorge getragen. Rebb Schmul schrieb mit der nächsten Post einen Brief an einen bekannten „Zuschicker“ (Agenten) nach Prag, daß er ihm mit dem ersten Stellwagen einen geprüften Lehrer heraussenden solle. Für den Sommerkurs gebe er 200 Gulden und Kost und Quartier. — Der neue Lehrer kam schon die darauffolgende Woche aus Prag. Moschele wurde nun in den deutschen Gegenständen zur Prüfung vorbereitet. Im Oktober sollte er nach Bunzlau gehen.

Eine neue Welt dämmerte an seinem Horizonte auf.

5. Die Klassenlesung.

Beim „Einschreiben“ in Bunzlau fragte der Pater Rektor die Randarin, ob sie wolle, daß ihr Sohn Moses oder Moritz heißen solle; denn ihm sei beides gleich. Die Randarin entschied sich für letzteren Namen — wir müssen offen gestehen — als den weniger jüdischen. Der Pater Rektor schrieb aber mit lateinischen Buchstaben **Mauritius** auf, und in dieser oder der deutschen Benennung wollen wir von unserem weiland Moschele auch künftig sprechen.

So eine Namensveränderung ist wichtiger als man denkt. Unserm Moritz sollte sie wenigstens einen neuen Menschen anziehen.

In Bunzlau war Moritz bei Salme Floh, der eine Bude mit alten Kleidern unter den Lauben hatte, in Kost und Quartier „angedungen“. Das Kind begann schon viel Geld zu kosten.

Die Abenteuer unseres Studenten am ersten Schultage

sind bald erzählt. Er hatte wegen seiner „Nation" gar viel zu leiden, und das Wort „Jud, Jud" schwirrte ihm von allen Seiten entgegen. Um den Spöttereien zu entgehen, setzte er sich in die letzte Bank, wo ein kranker Knabe von bleichem Aussehen, neben den die andern zu setzen sich scheuten, bereits saß.

Beim Gebete, das vor und nach der Schule verrichtet ward, blieb Moritz sitzen, während die andern standen, vielleicht aus einem dunklen Gefühle, daß sich dies am besten für ihn passe. Nach dem Gebete aber sagte der Professor, er müsse ein für allemal erklären, daß die Juden während des Betens ebenfalls aufstehen müßten; sie brauchten zwar nicht mitzusprechen, weil er sie dazu nicht „zwingen" könne, aber sitzen dürften sie auch nicht. Sie sollten sich währenddem etwas im Herzen denken, was zu ihrem Gott in Beziehung stehe.

Moritz fand diese Bemerkung des Paters ganz recht, wie sie es auch war, und er nahm sich vor, sie buchstäblich zu befolgen. Er wußte nur nicht, welches Gebet aus dem „Siderl" am passendsten wäre. Endlich wählte er das „Schmah Jisroel!" Sonderbar! Das „Höre, o Israel, der Gott, dein Gott ist ein einiger Gott!" dieser einzige und auf seine Einheit so eifersüchtige Gott sollte neben dem Vater, Sohn und Heiligen Geist in guter Nachbarschaft sich vertragen!

Nachmittags, als sich die Schüler lärmend zum Aufbruche bereiteten, fragte der Professor: „Wer will morgen ministrieren?" Die meisten Hände erhoben sich, und von allen Seiten erscholl: ich, ich! Moritz, der vermutete, daß ihn das als Studenten ebenfalls angehe, gab auch das Zeichen. Zufällig erblickte ihn der Pater. „Der Mauritius will ministrieren?" rief er lachend, „das ist nichts für dich! In deiner Synagoge ist's dir erlaubt." Ein schreckliches Gelächter begleitete den Witz des Professors. Moritz stand angedonnert vor Schreck und Beschämung!

„Willst ministrieren, Jud'?“ hieß es draußen vor der Schule. Der arme Junge ging wie durch Spießruten; er kam mit Tränen nach Hause.

Noch haben wir eines Abenteuers zu erwähnen, welches Moritz am vierten Tage seiner Studentenlaufbahn erlebte. Die Hausfrau war mit dem „Anrichten“ zu spät fertig geworden, und er kam deshalb fünf Minuten, nachdem der Professor bereits eingetreten, in die Schule. Für diese Verletzung aller Ordnung mußte Moritz aufs strengste büßen. Der Professor befahl ihm, vor dem Katheder niederzuknien.

Moritz weinte und bat den Professor, ihm für diesmal die Strafe zu schenken, aber vergebens. Da rief er in höchster Seelenangst: „Ich darf nicht knien, Ew. Hochwürden!“ Der Pater überhörte ihn aber und sagte im höchsten Zorne: „So wirst du heute eingesperrt werden.“ Da kniete Moritz endlich nieder.

Er durfte wirklich nicht knien, er hatte recht, der Knabe! Wäre man aber nicht wirklich befugt, von jedem Lehrer, und sei er selbst ein Mönch, zu verlangen, daß er die Seelenzustände aller Zöglinge kenne, wie der Botaniker die Staubfäden seiner Blumen? Die Schere, die nur die wilden Sprößlinge entfernen soll, zerschneidet oft im blinden Wüten das blühende Leben selbst. Da verfährt man mit den Vorurteilen der Kinder, als wären sie leichtes Unkraut und nicht der wuchernde Lebenssaft, mit dem sie eins sind. Wie viele Lehrer — und namentlich in unserem Vaterlande, das die Askesis in so vielen Farben auf seinen Kanzeln sitzen hat — verfahren in dieser Hinsicht als geistige Vandalen! In dumpfer Bewußtlosigkeit zerschlagen sie die Gemütsschätze ihrer Schüler, und es ist schon viel heiliger Seelenduft darüber zugrunde gegangen!

Es war glücklicherweise ein zu guter Kern in unserem Moritz, als daß ihn die Drangsale eines solchen Beginnens hätten unterdrücken können. Unter allen Umständen bricht

sich der geistige Inhalt gewaltsam Bahn und überdauert Spott und Hohn seiner grimmigsten Feinde.

Schon der nächste Freitag gab davon den besten Beweis. Da wurden die „Kompositionen“ oder schriftlichen Arbeiten wieder ausgeteilt, die man vor acht Tagen gearbeitet hatte. Mauritius hatte die beste und fehlerloseste eingeliefert. Wie eine Stimme vom Himmel traf ihn der Ruf des Professors; er wurde zum „ersten Aufseher“ ernannt. Wer gönnt nicht dem armen Jungen seinen Triumph, als er mit stolzen Blicken seinen Sitz neben dem kranken Mitschüler verließ, um Thron und Zepter der Schule zu übernehmen?

Als „erster Aufseher“ war Moritz ungefähr das, was sein Vater zu Hause war — die wichtigste Person in der Schule. Durch seine Hand gingen alle Aufgaben; so wie er auch die „Moralität“ der Studenten vor dem Unterrichte zu überwachen hatte. Wahrlich ein schweres Amt! Jeden Fehl, jede Übertretung mußte er dem Professor melden, der dann oft die Strafe eines mehrmaligen Abschreibens mit kaltem Blute diktierte. So war Moritz eine unbeschränkte Macht geworden! Er konnte schaden, und bald hatte die Furcht vor seiner Aufseherwürde jeden Spott auf den „Jud“ vertrieben. So sind die großen und die kleinen Menschen! Man fing an ihm zu schmeicheln, und dadurch kam er oft in eine sonderbare Stellung mit seinem Gewissen; seine Pflicht befahl ihm, dem Professor ein treuer Aufseher seiner Herde zu sein; geschmeichelte Eitelkeit hingegen riet ihm, manchen Fehler zu verschweigen. Immer wollte er aber „populär“ bleiben — etwas, was schon manchem andern, der gerade nicht Aufseher wie unser Moritz war, den Kopf etwas verwirrte!

Übrigens hatte er an seinem Landsmann Honza eine gar gefährliche Nebenbuhlerschaft. Honza war zweiter Aufseher, mithin der nächste zum Throne. Es geschah auch zuweilen, daß er ihn durch eine fehlerfreiere „Komposition“

jählings herunterstieß, aber Moritz saß wieder bald oben in der alten Pracht und Herrlichkeit.

Trotzdem war Honza eigentlich immer der Bessere; er lernte viel fleißiger und gründlicher als Moritz, und wo es auf ein wörtliches Wiedergeben des Gelernten ankam, war er immer voraus. Rechnen und Geographie aber bestand wieder Moritz besser.

Schon längst war Honza nicht mehr der Götze, vor dem sich unser Student, als er noch Moschele hieß, in stummer Andacht gebeugt hatte. — Wie Abraham die Tonbilder seines Vaters Therach zerschlug, der ihnen Speise und Trank vorgesetzt, so riß Moritz die Kleider des Wahnes von seinem alten Ideal — zuerst die Bischofsmütze, dann den großen Mantel und endlich das funkelnde Kreuz. Zuletzt stand nur der Bauernbursche Honza in der allermenschlichsten Beziehung vor ihm.

Soviel bewirkt es, wenn man auf denselben Bänken das amo-amare lernt.

Die beiden Landsleute standen übrigens auf dem besten Fuße zueinander.

Moritz erhielt keinen Brief von „zu Haus", ohne daß Honzas darin erwähnt ward. Zuweilen erhielt Moritz gewisse Leckerbissen, wie Kuchen, Obst oder Ganslebern, und da hatte die Randarin nie vergessen im Briefe anzumerken: „Gib auch dem Sohn der Waczlavin etwas." Immer waren jedoch einige Zeilen Hanneles hinzugekritzelt, deren ewiger Refrain gewöhnlich lautete: „Grüß' mir auch den Honza." Moritz vergaß auch nie, beides auszurichten, und wir wissen nicht, ob es sein Teil an den Leckerbissen oder der Gruß Hanneles war, über den sich Honza stets so unbändig froh bewies.

Einigemal jedoch tauchten in diesem Zweifel auf, ob denn dieses „Grüß' mir auch den Honza" wirklich im Briefe stehe. Er meinte, Moritz lese ihm das nur „so" vor! Der

beteuerte es ihm aber mit einem kräftigen Schwur, dennoch schüttelte Honza den Kopf. Da gab ihm Moritz ganz böse den Brief selbst hin und sagte: „Da lies und überzeug' dich selbst." Das war jedoch dem Honza rein unmöglich, denn der Brief war in kleinjüdischer Kurrentschrift geschrieben, und wie er einen Blick hineingeworfen, schrie er zornig: „Meinst du, ich kann diese Teufelsschrift lesen?" Moritz sah nun seinen Irrtum, und um den Honza zu besänftigen, schlug er ihm vor, ihn die jüdische Schrift zu lehren. Honza widerstrebte anfangs, denn es traten religiöse Bedenken vor ihn; endlich überwog die Lust, Hanneles Gruß selbst zu lesen, jeden Skrupel, und er willigte ein. Moritz verfertigte nun mit vieler Mühe ein jüdisches Alphabet, schrieb darüber die entsprechenden deutschen Buchstaben und händigte das kalligraphische Meisterstück in der Schule seinem Landsmanne ein. Mit unendlicher Geduld übte sich Honza durch eine ganze Woche in den Schnörkeleien der „Teufelsschrift", bis er sie ganz innehatte. Während dieser Zeit versäumte er manche Lektion zu lernen; ja wenn das Geschick nicht eine so hohe Macht auf Moritz gewälzt hätte, es wäre ihm schlecht ergangen. Moritz verschwieg nämlich dem Professor, daß Honza kein „Pensum" gebracht hatte.

Am nächsten Donnerstag brachte die Botin wieder Leckerbissen und Brief vom Hause. Honza war gerade zugegen. Moritz teilte Kuchen und Gruß wie gewöhnlich ihm mit.

„Laß mich sehen," sagte Honza.

Moritz gab ihm den Brief. Glühende Röte überflog Honzas Antlitz, als er wirklich die Worte Hanneles las: „Grüß' mir auch den Honza!" Er war nun vollkommen überzeugt!

Ein Jahr war vorüber; in einigen Tagen sollte „Klassenlesung" sein!

Wie auf eine überirdische Seligkeit freuten sie sich darauf, denn entweder Moritz oder Honza sollte „Prämiant"

werden. Für Moritz entschieden sich die meisten Stimmen, und doch krächzten hie und da einige lose Zungen, daß der „Jud" obenan stehen sollte.

Man vergebe es den beiden, wenn sie berauscht von dem Dufte des nahen Glücks zu starke Züge aus dem Becher taten. Man kennt die Gewohnheiten der Kinder, lieber nach dem Kruge als nach der Flasche zu greifen. Schon einige Wochen früher war der Inhalt ihrer Gespräche kein andrer, als die Klassenlesung. Jeder sprach sich die Ehre des „Prämianten" zu, und nun hatten sie nichts Angelegentlicheres zu tun, als sich darauf gehörig vorzubereiten. Sie hatten von älteren Studenten gehört, wie man sich beim Hervorrufen zu benehmen habe, und sie studierten mit allem Eifer die zeremoniösen Bücklinge vor dem Bilde des Kaisers, dem „Kreishauptmann" und dem Pater Rektor! Ein alter „Misrach" vertrat ihnen den Kaiser, ein zerbrochener Kasten den Kreishauptmann und ein Unterrock seiner Hausfrau — den Pater Rektor.

Eine Woche vor der Klassenlesung bemächtigte sich ihrer beider die stille Andacht der Erwartung. Sie sprachen nicht mehr von dem Kommenden; und Moritz dachte an die Israeliten vor dem Berg Sinai, als sie in heiliger Stille auf die Offenbarung harrten. Auch ihm sollte eine werden.

Den Tag vor dem großen Augenblicke trug sich ein Ereignis zu, das auf die Knaben einen furchtbaren Eindruck machte. Die „Klassen" wurden nämlich bis zum Tage ihrer Veröffentlichung durch den Druck ganz geheim gehalten. Wehe demjenigen, der diesen Schleier zu lüften wagte! Aber ein reicher Student aus einer höhern Klasse fand diesen Termin, ehe er sein Schicksal erfuhr, viel zu lange; er beschloß ihn abzukürzen. Um schweres Geld hatte er vom Setzer in der Druckerei einen Korrekturbogen des „Klassenzettels" erkauft; mit diesem Dokument in der Hand hatte er unklug einige Freunde zu sich geladen, um „Klassenlesung" zu halten. Kaum

hatte der Akt begonnen, so öffnete sich plötzlich die Türe, und der Pater Rektor trat ein. „Schelme, Spitzbuben und nebulones,“ schrie er ihnen zu, „so verachtet ihr die Gesetze?“ Da die Übeltäter auf frischer Tat ertappt worden, so war auch die Strafe dem angemessen. Dem reichen Studenten schrieb man in den bereits gedruckten Zettel eine „zweite Klasse“ aus „Sitten“ ein, die andern kamen mit Furcht und Bangen davon.

Bei der Nachricht von dieser schauerlichen Tat war es den beiden, als hätte sie das Beil der Gerechtigkeit selbst getroffen. Zum ersten Male sahen sie hier den „Staat“ als gewappneten Mann, wie er mit eiserner Hand nach einem schuldigen Haupte griff.

In aller Frühe waren die Randarin und Hannele gekommen; sie wollten den Triumph des „Prämianten“ mitfeiern, denn Moritz hatte, als sein eigener Anpreiser, die Lärmtrompete seines bevorstehenden Ruhmes durch alle Briefe tönen lassen.

In Begleitung seiner Mutter und Hanneles, denen sich noch seine Hausleute angeschlossen, ging Moritz in stiller Verzückung nach dem Kloster. Als sie hinkamen, fingen gerade die Glocken zum feierlichen „Te Deum“ zu läuten an. Von allen Seiten konnte man die Verwandten und Freunde der Studenten herbeiströmen sehen; es war ein drängendes Getümmel. Besonders gut nahmen sich die Schüler aus der „Rhetorik“ aus, die verließen schon heuer das Gymnasium, aber sie sahen schon jetzt wie „absolvierte Philosophen“ darein.

Während des Gottesdienstes führte Moritz seine Gäste durch das ganze Kloster, dessen versteckteste Gänge er aus öftern Besuchen kannte. Zuerst zeigte er ihnen das Refektorium, wo die Herren Patres ihre Mahlzeit hielten, dann kam er an der Küche vorüber, woraus ein herrlicher Speisenduft drang. Sein Hausherr Salme Floh drängte aber weiter,

denn er hielt es für Sünde, seine Nase von diesen Düften vollzubekommen. Auch die Wohnungen der Patres entgingen ihm nicht; vor der Türe seines Professors zog er ehrfürchtig die Mütze ab. Endlich führte Moritz sie in den großen Saal, wo die Klassenlesung gehalten wurde. Hier hingen an den Wänden alle die Bilder der Wohltäter dieses Klosters; vor dem des heiligen „Johann von Kallasanz“ zog er wieder die Mütze ab und erklärte der Mutter: „Das ist der Gründer unseres Ordens!“ Salme Floh wandte sich aber mit Scheu weg; ihm war es schon ein Greuel, den Knaben barhaupt vor dem Bilde stehend zu erblicken.

Endlich war die Kirche zu Ende; der Saal füllte sich mit Studenten, und der Kreishauptmann mit den Professoren nahmen ihre Plätze ein. Die Klassenlesung begann. Zuvor hielt aber noch ein „Rhetor“ von der Tribüne eine mit allen Metaphern und Blumen ausgeschmückte Rede — die viel zu lang dauerte. Jetzt kamen erst die höhern Schulen zum „Vorlesen“, Trompeten und Paukenschlag ertönte, wenn ein „Prämiant“ hervortrat, und so gng es fort, bis man zur letzten Schule, der unsres Moritz, gelangt war.

Trompeten- und Paukenschall war wieder ertönt; der „Prämiant“ war hervorgetreten — aber es war nicht unser Moritz, sondern ein andrer Bekannter, nämlich Honza. Moritz war gar nichts geworden, er hatte nur in allen Gegenständen „eminens“.

Nach dem feierlichen Akte suchte Moritz seine Mutter auf. Als er sie erblickte, fing er an laut zu weinen; er hatte sie und sich selbst betrogen. Die Randarin tröstete ihn, soviel sie konnte, aber sie hatte selbst Trost nötig.

„Es ist nur gut,“ sagte sie, „daß du Eminens bist.“

„Ich laß meine Seel' drauf,“ meinte Salme, der Hausherr, „er hat's tausendmal eher verdient als der Bauernjung'. Aber weil er leider Gottes ein Jüdenkind ist, und weil wir im Goles (Bedrückung) leben, haben sie ihn nicht

zum „Prämium“ gemacht. Glauben Sie mir, Frau Randarin, sie haben nicht das Herz, ein Jüdenkind mit Pauken und Trompeten heraustreten zu lassen. Just, weil sie wissen, daß der Jud’ davon eine Freud’ haben könnt’, tun sie’s nicht. Das ist ja unser Goles! Und wenn ich mir’s recht vorstell’, haben sie auch recht! Vierzig Knaben sind in Moritz seiner Schul’, und da soll er das Prämium kriegen! Das kann man bei meinem Leben nicht verlangen; es wär’ eine zu große Schand’ für sie.“

Man braucht einem persönlichen Weh nur eine allgemeine Bedeutung zu geben, so erträgt man es leichter. Die philosophischen Trostworte Salmes verfehlten nicht ihre Wirkung. Getroster blickten Moritz und die Randarin um sich. Vielleicht ahnte Moritz, daß sein Leid keins von heute auf morgen, sondern da anfing, wo die Weiden Babylons wuchsen.

Nachmittags, nachdem die Randarin noch alles berichtigt hatte, was den Hausleuten für Kost und Quartier zukam, machte man sich auf den Weg zur Heimat. Im „goldenen Kranz“, wo die „Gelegenheit“ wartete, wollte Hannele, daß man um Honza schicke, aber die Randarin eilte fort; jeder Augenblick erinnerte sie daran, daß ihr Kind kein „Prämiant“ geworden.

Im Wagen erwachte der Schmerz über die getäuschte Hoffnung aufs neue in Moritz; er weinte heftig, und die Mutter, die selbst das Herz voll hatte von Leid, wußte ihn nicht zu besänftigen. „Das kommt von unserem Goles (Druck),“ sagte sie ein um das andremal; „hättest du gesehen, wenn du kein Jüdenkind wärst.“

Man war nicht mehr weit von Münchengrätz, als Hannele plötzlich aufstand und schrie: „Dort geht Honza!“ Sie hatte mit ihren scharfblickenden Augen einen Wanderer auf der Straße entdeckt, der ungefähr zweihundert Schritte vor ihnen herging. Er war es wirklich — nur in einem

ganz besondern Aufzug. Um nämlich leichter gehen zu können, hatte er die schweren Stiefel ausgezogen, die er nun an einem Stocke über den Schultern trug. In der andern Hand hatte er ein in rotes Leder gebundenes Buch, in welchem er, vorwärtsschreitend, eifrig las. Es geschah nicht aus Langeweile — es war ja sein Prämienbuch.

Als der Wagen an ihm vorüberkam und er die Randarin bemerkte, blieb er verdutzt stehen. Hannele rief ihm zu, aufzusteigen, denn es sei noch Platz für ihn. Honza stand unentschlossen, da lud ihn die Randarin selbst ein, in den Wagen zu steigen. Wie Moritz das rote Prämienbuch in Honzas Händen erblickte, warf er sich weinend in den Schoß der Mutter und blieb so in dieser Lage, bis sie die Heimat erreicht hatten.

Es war schon Nacht, als sie ins Dorf kamen. Honza sprang vor seinem Vaterhause ab; er bedankte sich kaum und sagte auch nicht gute Nacht.

Es brannte noch Licht in der Wohnung. „Die Waczlavin wird Freud' haben," dachte sich die Randarin, „warum kann's ein Jüdenweib nicht auch haben? Muß man denn in allem leiden?"

„Nu, was ist unser Moschele geworden?" fragte Rebb Schmul nach den ersten Bewillkommnungen.

„Gar nichts," sagte die Randarin; „weil er eines Jüden Kind ist."

Moritz gab dem Vater den gedruckten Klassenzettel hin.

„Was heißt das ‚Em'," fragte er, „was du da überall hast?"

„Das heißt eminens," sagte Moritz, „ausgezeichnet."

„Was willst du also mehr?" sagte darauf der genügsame Randar, „für einen Jüden genug gut."

Dann bemerkte er, daß in der Rubrik, wo die Klasse aus „Religion" verzeichnet war, bei Moritz ein Strich stand.

„Warum steht denn da nichts?"

„Weil ich keine Religion gelernt hab'," antwortete Moritz.

„Das ist gar nicht recht," sagte darauf der Randar mit Kopfschütteln; „ich werd' übrigens schon sehen, ob du noch Religion hast."

Es wurde hierauf das Nachtmahl aufgetragen, und am Ende sagte Rebb Schmul zu Moritz: „Jetzt zeig' mir, ob du noch ein Jud' bist. Bensch' hoch (bete laut), ich will sehen, ob du's noch nicht vergessen hast."

Moritz tat es und zur vollen Zufriedenheit seines Vaters. Als er hierauf müde zu Bett gehen wollte und seine Kleider von sich abwarf, kam der Randar noch einmal und sagte: „Ich bin noch nicht fertig, Jüngele, weis' mir mal dein ‚Arbeh-Kanfes' her."

Lächelnd zog Moritz den Überwurf aus und überreichte ihn dem Vater. Der trat damit zum Licht und prüfte genau, ob die Zizehs (Schaufäden) in Ordnung wären. Er rollte eine jede auf und steckte sie dann, als er sie gut befunden hatte, wieder in die Täschchen. Währenddem war Moritz schon ins Bett gestiegen.

„Und jetzt," sagte der unermüdliche Rebb Schmul, „jetzt tu einmal laut das Abendgebet verrichten; dann will ich dich lassen."

Umsonst bat die Randarin, das Kind doch für heute in Ruhe zu lassen, weil es zu müde sei; Rebb Schmul bestand darauf. Moritz begann mit lallender Stimme das Abendgebet, der Randar horchte aufmerksam, ob er keinen Fehler begangen, aber noch ehe der Student zu der Stelle: „Zu meiner Rechten steht Michael, zu meiner Linken Gabriel, vor mir steht Raphael und hinter mir Uriel und zu meinen Häupten ist die Majestät Gottes" kam, waren ihm die Augen zugefallen; er schlief fest.

„Es hat ihm nichts geschadet, das Studieren," sagte der Randar leise zu Rachel, „er ist noch der alte."

Der jauchzte das Herz wie ein Waldstrom auf! Wenn nur er zufrieden war.

6. Zwei Wesen.

Der „alte“ Moritz war aber doch nicht mehr derselbe — der er als Moschele gewesen. Der Randar hatte nicht jene Augen, die in die geheimsten Werkstätten des Gemüts dringen. Er konnte prüfen, ob das „Arbeh-Kanfes“ in Ordnung sei, oder ob Moritz sein Abendgebet nicht vergessen habe; die inneren Veränderungen in dieser jungen Seele bemerkte er keineswegs.

Das ist eben das Eigentümliche menschlicher Bildung. Sie läßt vieles unverändert und im alten Zustand, wie sich der gute Mensch eigentlich nicht verändert; aber mit goldenen Zauberschlüsseln schließt sie das Innere auf und breitet, je mehr man in sich aufnimmt, ihre Schätze aus. Die Form weiß oft nicht, welchen köstlichen Inhalt sie birgt.

Es war wunderbar! Moritz begann erst jetzt rechte Liebe zum Dorfe zu fühlen. Unter Bauern erzogen und geboren, wurde er doch, wie wir bereits gesehen, von jeder Berührung mit ihnen fern gehalten. Wir kennen auch die Gründe, die seine Eltern dazu bewogen. Jetzt, wo er anfing, ein „gebildeter“ Mensch zu werden, ließ man ihm freien Spielraum; die Randarin glaubte, er sei durch das „Lernen“ für immer vor Bauernroheit gefeit.

Moritz benützte diese Erlaubnis, sich ungescheut im Dorfe umzusehen, aufs beste. Es war gerade Erntezeit, und auch auf seines Vaters Äcker fielen die goldenen Saaten der Erde. Moritz ging zu den Schnittern hinaus; es wird seltsam klingen, er hatte noch keiner Ernte beigewohnt. Auch Honza hatte sich eingefunden. Das Schäkern der Mädchen und die eifersüchtigen Neckereien der Burschen, die vollen Garben, die herumstanden und die davonfahrenden hoch-

beladenen Wagen, brachten in ihm eine so lustige Stimmung hervor, daß es ihm vorkam, als müßte er mittun und sich drein mischen und singen wie die andern. Aber er tat es nicht, die alte Erziehung wirkte zu mächtig.

Zu gleicher Zeit sah hier Moritz die Frucht und den Fluch, den Gewinn und die Drangsal, die die Erde dem Holer ihrer Gaben auferlegt. Nicht ohne tiefes Mitleid konnte er den Bauer betrachten, der im heißen Sonnenbrand, die gewaltige Sense schwingend, das schwere Feldgeschäft verrichtete. Wenn der sich mit den Hemdärmeln den Schweiß aus dem Gesichte wischte, fuhr es ihm selbst heiß über den Leib. Oft war es ihm, als müßte er geradezu nach Hause in den Keller laufen, um von dort kühles Bier in Kannen aufs Feld zu tragen. Alles an dem Bauer schien ihm einen ungeheuern Durst zu verraten; sein ganzes Wesen schien nach einem Trunke zu dürsten. Er begriff es unbestimmt, woher das viele „Trinken" der Bauern.

„Mein Vater und meine Mutter," lautete einmal so ein Feldgedanke, „haben's doch gut. Sie brauchen sich nicht so zu plagen, wie der Bauer. Und wie gut ist's, daß der Vater ein Randar ist, denn da kann er den Bauern zu trinken geben. So einer muß doch einen starken Durst haben; es wundert mich nicht, daß sie dann zu uns kommen. Was möchten die Bauern tun, wenn mein Vater nicht wäre? Der Bauer arbeitet, und der Vater gibt ihm zu trinken; sie brauchen sich beide sehr gut. Nur schade, daß sie's nicht umsonst bekommen, der Kaiser sollte das anbefehlen. Wer nicht arbeitet, hat keinen Durst. Darum hab' ich meinen Vater nie mehr als ein Seidel Bier trinken gesehen? Er bekommt Kopfschmerz, wenn er mehr trinkt, sagt er. Wenn er aber auf dem Felde arbeiten würde!"

Moritz erinnerte sich bei dieser Gelegenheit, daß wenn Hagel oder Schloßen die Felder bedrohten, der Vater gar nicht so besorgt war, wie die andern Bauern. Woher kam

das? Dann wunderte er sich wieder, daß die Knechte und Mägde, die das Getreide ins Haus brachten, bei ihnen nicht so laut und freudig sangen wie sonstwo. „Bei uns haben sie's ja besser wie bei den Bauern," dachte er sich, „sie bekommen mehr zu essen und zu trinken, und doch klingt's nicht so schön." Er fand den Grund darin, daß die Felder seinem Vater nicht „zu eigen" gehörten. „Er kann sich selbst nicht so freuen, wie der Bauer, der geackert, gesät und geerntet hat; er muß dafür dem Grafen Pacht zahlen; was er mehr herausbekommt, gehört ihm. Ich weiß, wie es einem schlechten Studenten geht, der sich das Pensum von einem andern abschreibt. Er kann gar nicht die Freud' haben, wie der, der es gemacht hat."

Seit dem Studieren ihres Bruders war Hannele Schenkwirtin geworden. Schon längst kam kein Lehrer mehr ins Haus; der Vater war fest darauf bestanden, daß wenigstens Hannele, weil er nun den Moritz für verloren ausgab, sich dem „Geschäft" widmen sollte. Sie mußte nun Bier und Branntwein ausschenken, Geld „herausgeben" und die Dienste einer Kellnerin verrichten. Moritz beneidete sie um diese Stellung — sie gab ja den Bauern zu trinken!

Unendlich weh tat ihm hingegen, wenn er Vater und Mutter von den Bauern sprechen hörte, besonders wenn sie Rechnung machten; wenn der Randar angab, wem nicht mehr zu borgen sei, oder wem man wieder borgen könne! „Nicht einmal mehr zu trinken!" dachte er sich, und ein solcher Bauer erschien ihm sehr bemitleidenswert.

Als aber die Mutter einst dem kranken Kinde einer Bäuerin eine gute Fleischsuppe schickte, damit es sich labe, freute er sich unerklärlich laut. Die Randarin schrieb dieses Gefühl seinem guten Herzen zu; es lag aber tiefer, viel tiefer.

Bei seiner Rückkehr nach Bunzlau kam ihm darum das Ghetto wie ein dumpfes Grab vor. Er konnte sich lange nicht hineinfinden. Gegenüber dieser hastigen Beweglichkeit,

diesem Schreien, Feilschen und Schachern, tauchte die Ruhe seines Heimatdorfes wie eine Insel der Seligen auf. Es waren Mißlaute in diesem Treiben des Ghettos, die für sein Ohr schrecklich klangen. Selbst der wüsteste Lärm in der Schenkstube seines Vaters fiel ihm nicht so unangenehm auf. „Diese Leute,“ sagte er zu sich, „sind doch gewiß nicht betrunken, und doch kommt's mir zuweilen so vor.“ Eine tiefe Bangigkeit befiel ihn immer dabei.

In dieser Stimmung traf ihn mancher Spott seiner Hausleute, besonders schien ihn der trockene Salme zur Zielscheibe auserwählt zu haben.

„'s ist ihm schon wieder bang,“ sagte er einmal, als Moritz trüber war als zuvor, „warum setzt er sich nicht auf den Tisch, wenn ihm bang ist? Er möcht' wieder lieber unter seinen Bauern sein, als unter Jüden. Es ist auch kein Wunder: wie es hallt in ein Faß hinein, hallt es heraus.“

Diese höhnischen Worte verletzten unsern Moritz nicht so sehr, als sie ihn aufbrachten.

„Und warum nicht?“ sprach er mit hochgefärbten Wangen, „ist denn ein Bauer kein Mensch?“

„Kein Mensch?“ fuhr Salme mit ungeheurem Gelächter heraus, „wer sagt das? So gut ein Mensch, wie ich und du einer ist; hat zwei Händ', zwei Füß' und zwei Augen. Aber ist dir eine Judenseele nicht zehntausendmal lieber, wie ein ganz Dorf mit Bauern?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Moritz zögernd.

„Das weißt du nicht, darauf besinnst du dich?“ schrie Salme zornig, „da sieht man den Gestudierten. Weil er schon 'n Bissel in die Bücher geguckt hat und geht zu den Geistlichen hinaus, meint er schon, eine Judenseel' ist so viel wie eine Kreuzersemmel! Ich sag' dir aber, du Student, wenn man bloß deswegen in die lateinische Schul' geht, so soll man nur geschwind alle eure Bücher ins Feuer werfen! Sie sind keinen Schuß Pulver wert!“

Unbewußt hatte hier die derbe, unbeschränkte Natur Salmes den Punkt getroffen, wo Moritz verwundbar war. Noch war sein Wissen zu gering und die anerzogenen Begriffe von Religion zu mächtig in ihm, als daß er schon damals den theologischen Kniff Salmes bemerkt hätte, der hier eine ganz gewöhnliche Frage auf das religiöse Gebiet hinüberspielte. Mehr erschrocken als überzeugt senkte er die Augen.

Salme Floh, seines Triumphes bewußt, fuhr aber im gemäßigten Tone fort:

„Brauchst grad' nicht bös zu sein, wegen dem, was ich da gesagt habe. Dich geht's nicht an; du bist ein fromm und rechtschaffen Kind und gehst kein Tag in die Schule, wenn du nicht früher geort hast. Dich geht's also nicht an. Aber die Studierten, wenn man ihnen die Flügel wachsen läßt, möchten aus uns Juden noch machen, was ihnen in den Kopf hineingeht und auch nicht hineingeht. Die kriegen leider Gottes alle Tag' mehr Gewalt bei uns, sie möchten uns noch das Bissel „Thora" nehmen, was wir haben. Der gemeine Mann, der doch nichts hat als das Stückel Thora, dem möchten sie's verbittern, der ist ihnen ein Stein im Weg. Ich sag' dir, es ist eine schwere Zeit. Ich geb' so gut mein Geld wie jeder andre ‚Balbos' (Hausvater), daß meine Kinder in der Schul' was Rechtes lernen sollen. Denn heutzutag' muß man lesen, schreiben und rechnen können. Aber das ist den Gelernten noch nicht genug, sie möchten noch was andres. Da ist z. B. Herr Schlomeh Blumenfeld, der Schulvorsteher, der hat vor dreißig Jahren einmal in ein Buch geguckt, der möcht' haben, wir sollen unsre Kinder Maurer und Zimmerleut' werden lassen. Hast du gut zugehört?"

Moritz ahnte nicht die große Gefahr, die Salme in den erwähnten Handwerken sah. Ihm schien Kelle und Axt so ungefährlich! Er fragte daher ganz unbefangen: „Wär' denn das ein so großes Unglück?"

Salme sah den Knaben mit großen Augen an.

„Habt ihr eine Kirche auf eurem Dorf?“ fragte er ihn nach einer langen Pause.

„Ja.“

„Ist auch ein Turm darauf?“

„Ein schöner, großer, mit einer Glocke darin.“

„Gut. Und hat auf dem Turm niemals was gefehlt?“

„Wie ich jetzt zu Haus war, haben sie gerad' das Dach mit Schindeln gedeckt.“

„Und unter den Dachdeckern war ganz bestimmt ein Jüd? Warum nicht?“

„Was fällt Euch ein, Rebb Salme?“

„Nu, Student,“ schrie Salme, und seine Stimme klang triumphierend wie der Heeresruf vor Jericho, „hab' ich dir's nicht gesagt, der Jüd kann kein Maurer und Zimmermann werden? Meinst du im Ernst, ein Jüd wird dir da auf dem Turm herumkriechen? Und darf mit dem Leben, was ihm Gott geschenkt hat, so mir nichts, dir nichts umgehen? Das jüdisch' Weib möcht' ich sehen, die zehren kann von dem Bissen, den ihr Mann so verdient hat, oder die unten stehen und zusehen möcht', wie ihr Mann zehnmal in einem Tag den Tod sieht! Schmah Jisroel! Solch ein Handwerk soll ich mein Kind lernen lassen?“

Diese Worte machten einen unbeschreiblichen Eindruck auf Moritz. Er fühlte, daß Rebb Salme recht und wieder nicht recht habe. Vielleicht war es das Zarte in dessen Denkweise, was ihn so ansprach. Er konnte ihm gar nichts einwenden.

Gegenüber lag die Fleischbank; es mußte zufällig geschehen, daß die Gesellen einen Ochsen zum Schlachten niederwarfen, dessen Todesgebrüll unheimlich in die Stube drang. Wie ein Lichtstrahl fiel es in des Studenten Seele:

„Gut,“ sagte Moritz nach langer Zeit; „wenn ein Jude kein Maurer und Zimmermann werden darf, warum

wird er ein Fleischer? Ist Blut nicht ärger wie Holz und Kalk?"

Salme blickte den Knaben verwundert an; das war eine Querfrage, über die er sich nicht recht hinausschwingen konnte.

„Soll ich leben," rief er, „du bist ein gescheit' Jüngel, und wenn du das beim Geistlichen lernst, so ist das ganz gut. Aber was willst du haben, Moritz," fuhr er nach einigem Besinnen fort, „was willst du haben, der Mensch muß Fleisch essen!"

Unserm Moritz schien dieser Grund nicht einleuchtend genug. Er meinte also: „Wegen dem? Wie, wenn Gott keine Ochsen geschaffen hätt'?"

„So brauchte man auch keine Fleischhacker," lachte Salme laut auf; er war froh, das kalte Wasser seines Spottes gegen den Knaben brauchen zu können.

„Ich mein's ja nicht so," sagte Moritz ärgerlich. „Der Mensch muß in einem Haus wohnen, Fleisch muß er auch essen — folglich will Gott, daß der Mensch Maurer und Zimmermann werden soll."

Jetzt hielt im Wundern wieder die Reihe an Salme. Die Bemerkung des Knaben überraschte ihn.

„Soll ich leben," rief er, „du hast recht! Da sieht man, was so einem Judenkind nicht alles einfallen kann, wenn es was lernt. Mir fällt das durchs ganze Jahr nicht ein. Drauf will ich dir aber etwas sagen, was du noch nicht wirst wissen. Ich war einmal bei einem hochberühmten Rabbi, und da hab' ich's gehört. In dem Talmud steht nämlich, du kannst mir's glauben, daß die Gerber und Fleischhacker schon vor alters verachtete Leut' gewesen sind; sie haben draußen vor der Kille (Gemeinde) wohnen müssen, der eine wegen des Blutes, der andre wegen seiner Häute. Du siehst also, unsre heilige Thora hat auf alles gedacht, sie war auf alles vorbereitet."

Unter gegenseitigem Anstaunen und Verwundern schloß dieses inhaltschwere Gespräch zwischen Salme und dem Studenten, und man kann sagen, sie schieden von Achtung gegeneinander erfüllt: Moritz wegen der talmudischen Kenntnisse seines Hausherrn, die er nicht in ihm gesucht hatte, Salme wegen des gescheiten „Jüngel", das bei dem Geistlichen seine Weisheit lernte.

Es ist eigentlich schwer zu bestimmen, welche Worte in unsrer Kindheit den meisten Eindruck zurücklassen. Das Bedeutendste verflüchtigt sich, und Unbedeutendes bleibt oft als Niederschlag für immer in uns. Mendel Wilna hatte damals ganz recht, als er das künftige Leben des Kindes mit einem Schreibbuch verglich, an welchem einst viele Menschen schreiben würden. Auch Salme Floh schrieb daran.

Erst jetzt wurde es unserm Moritz ganz heimisch zu Hause.

Aber ein gefährlicher Zwiespalt begann schon an den Pforten dieser jungen Seele zu rütteln!

Bei seinen Hausleuten hatte Moritz vielfache Gelegenheit, ganz andre Leiden und Drangsale zu sehen, als die er soeben in seinem Dorfe bemitleidet hatte. Er wurde da mit dem ganzen Jammer einer jüdischen Haushaltung vertraut. Tiefschmerzlich durchdrang es ihn oft, wenn er sah, wie schwer es den Leuten wurde, ihr Leben „herauszubringen". Seine Hausfrau stand in einer Bude unter den „Lauben"; kam sie des Abends nach Hause, so brachte sie oft ein Gesicht zurück, trübe wie ein dreitägig Regenwetter — sie hatte nichts „gelöst". Zu Anfang eines jeden Halbjahrs waren die zwei Eheleute jedesmal in Todesängsten; sie konnten nämlich nicht wissen, ob nicht jemand die Kramstelle unter den Lauben „ausgedungen" habe; ihr Glück kannte keine Grenzen, wenn sie dann der Gewölbsherr nur mit einigen Gulden „gesteigert" hatte! Salme Floh selbst strich tagelang in der Stadt und Umgegend herum, um alte Kleider einzuhandeln.

Dann brachte er, bis zu Tode ermattet, einen riesengroßen Sack nach Hause, den er meilenweit hatte tragen müssen. Oft graute es unserm Moritz, der an die Behäbigkeit seiner Eltern gewohnt war, wenn er beim Auspacken zugegen war und die Dinge sah, die da zum Vorschein kamen! Halb unbrauchbares, löcheriges Gewand, ekelhaftes Flickwerk! War nun ein Haufe solcher Kleider beisammen, so saß Salme dann in ungeheurer Tätigkeit, um ihnen zu einigem Glanze zu verhelfen. Sein Genie war in dieser Hinsicht sehr groß. Aus einer alten zerrissenen Hose zwei „junge Kinderhöslein“ herauszubringen, das Loch in einem Rockärmel so zu verstopfen, daß es der Käufer nicht bemerkte, oder einen verschollenen Hut so herzurichten, daß er wie neu aussah, war ihm kein Werk des Nachdenkens, es lag ihm in den Fingern. Oft traf es sich, daß sich eine widerspenstige Hose nicht ganz nach seinem Willen bequemen wollte. Dann legte er die Stirn in Falten, den Zeigefinger auf die zusammengekniffenen Lippen und sagte: „Jetzt muß ich studieren.“ Moritz schlich dann von seinen Büchern hinweg, vergaß Alexander, Miltiades und Pythagoras und zerbrach sich selbst den Kopf, wie man der Hose beikomme. Vielleicht flüsterte ihm etwas zu, daß es besser wäre, dem armen Mann da einen Rat zu geben, als an Leute zu denken, die ihn schon längst nicht brauchten. Wie jubelte er dann auf, wenn Salme Floh endlich nach langem „Studieren“ den Schöpfergedanken einer neuen Hose zur Welt brachte! Er freute sich, als schnitte die Schere, die nun gewaltig in dem alten Flickwerk herumarbeitete, sein eigenes Lebensglück zu.

So gewann selbst das niedre Handwerk Salmes in den Augen unsers Moritz tiefe Bedeutung. Er fragte sich oft: „Plagen sich unsre Bauern mehr? Und wenn sie's tun, wie erquicken sie sich! Das ganze Jahr verwendet dieser Salme kein Seidel Bier auf sich; am Schabbes, wenn er nichts arbeitet und arbeiten darf, geht er in die Synagoge und

bleibt da den halben Tag. Nachmittags schläft er ein wenig oder lernt etwas in der Bibel. Das ist seine ganze Unterhaltung. Wie sieht aber der Sonntag bei uns aus?

Eine tiefe religiöse Stimmung bemächtigte sich seiner. Am Sabbat hütete er sich zu schreiben, dafür mußte er am andern Tag bei allen Mitschülern herumlaufen, um das gestrige Pensum zu bekommen. Aber er tat es gern. Noch immer betete er, und jetzt noch inniger, mitten unter dem Ave Maria! sein Schmah Jisroel! — wohl der beste Beweis für seine damalige Lage: Mitten unter den Klängen eines fremden Kultus der Aufruf an sich: Den Gott seines Volks, den einzigen ewigen Gott nicht zu vergessen!

Als er wieder ins Dorf kam und es wieder Erntezeit ward, als die Sicheln das goldne Getreide niedermähten und die Lieder ertönten, fragte sich Moritz nicht mehr, warum sie im Hause seines Vaters keinen so lustigen Charakter an sich trügen. Er sah den Schweiß der Bauern — aber auch ihren Sonntag! Gab es im Ghetto nicht einen Salme Floh? War dort nicht mehr Jammer und Drangsal?

7. Wo ist des Juden Vaterland.

Wie niedergetretene Saaten richteten sich nun in Moritz alte Träume und Gestalten auf. Jerusalem kam ihm wieder in den Sinn, und Mendel Wilna, der in ferner Welt herumschweifende Freund seiner Kindheit tauchte wieder auf. Die Erinnerung an jenen Sonntag, wo er mit Stab und Bündel ausgezogen, um geraden Weges nach der heiligen Stadt zu wandern, machte ihn zwar lächeln; und doch so gewaltig drängte sie sich ihm auf, daß er sich selbst fragte, ob er damals nicht recht gehabt? Ob er nicht noch jetzt Jerusalem aufbauen würde?

Es war gar kein Zweifel, daß sich der Bau ausführen ließ — wenn man nur wollte. Nur ein Gedanke war es,

der ihn einige Zeit beunruhigte. Er konnte sich nämlich kein Land vorstellen, wo lauter Juden wohnten! Und dann! Wie sollte das neue Judäa regiert werden? Er hatte wie jeder Student nur die allerweitesten Begriffe vom „Staat". Ein gesalbter König, auf den irgend ein Prophet sein Ölkrüglein geleert, war ihm schon ganz recht — aber wie schön waren auch die Konsuln in der toga praetexta und mit den zwölf Bündel tragenden Liktoren! Besonders die Volkstribunen! Wie saßen sie so trotzig an der Türe des Senats und donnerten ihr Veto hinein, wenn ihnen was nicht gefiel! Solch ein Volkstribun war er dann selbst; er saß gerade an der Tür, als man die Frage verhandelte, ob die Juden Maurer und Zimmerleute werden sollten. Hinter ihm stand eine Menge Volks mit Gesichtern, die alle seinem Hausherrn Salme Floh ähnlich waren, und schrie: Wir wollen nicht... und hierauf schleuderte er sein keckes Veto in den Saal — daß darüber der Bunzlauer Vorsteher sehr erschrak!

Wie aber in dem neuen Staat Häuser bauen? Wer wollte die Türme und die Dächer decken? Es wollte ja kein Jude Maurer oder Zimmermann werden? Wenn er es aber recht überlegte, so war dem leicht abzuhelfen. Man konnte ja christliche Arbeiter nehmen und ihnen gut zahlen, so krochen sie die steilsten Türme hinan. — Mit dem Bebauen der Äcker ging es schon besser. Die Juden mußten Bauern werden. Kann Salme Floh, dachte er, einen Pack auf dem Rücken tragen, groß wie ein Haus, so kann er auch den Dreschflegel in die Hand nehmen. Wieder stieß ihm ein Quergedanke auf. Wie, wenn sich die Juden als Bauern ebenfalls dem „Trinken" ergäben?

Mit diesem Aufbau Jerusalems hing natürlich die Messiasidee aufs genaueste zusammen. Er ahnte nicht, daß er damit seine eigenen Baupläne Lügen strafte.

Am „Peßach" (Ostern) in der Nacht, wenn beim „Seder" vor der Stelle: „Im kommenden Jahr in Jeruschalaim", die

Tür weit aufgemacht wurde, damit der Messias eintreten könne, sah Moritz jedesmal mit unverwandten Blicken hin. Da er nicht kam, befahl Salme Floh wieder die Tür zu schließen und sagte gleichgültig: „Auch recht,“ und sang weiter. Moritz ärgerte sich aber gewaltig: „Möchte es ihn nicht mehr verdrießen,“ sagte er, „wenn ihm ein Kunde wegginge von einer alten Hose?“

Dennoch unterhielt er sich oft mit Salme von dem kommenden Messias. Mit dem ließ sich am besten am Sabbat drüber sprechen, in der Woche war er unzugänglich. Da er eines Tages ganz erfroren vom „Daubrawitzer“ Markt heimkehrte, war er ganz mißmutig — er hatte nämlich nichts verdient.

„Käm' nur einmal der Meschias,“ meinte Moritz in seinem Mitleid, „so brauchtet ihr nicht mehr auf den Markt zu gehen.“

„Laß mich gehn mit deinem Meschias,“ schrie Salme zornig. „Hätt' ich was gelöst! Zwei Kinderröck' hab' ich verkauft im ganzen Tag, und du redest mir vom Meschias.“

Mendel Wilna mußte jetzt bald kommen, dessen war er gewiß. Es war auch hohe Zeit, daß man ans Werk ging. Bei allen diesen Gedanken und Entwürfen war er schon fünfzehn Jahre alt geworden; er kannte die Großtaten eines Alexander, Brutus und Napoleon; er fühlte sein Herz oft bis zum Zerspringen voll — aber schon im nächsten Augenblicke schmetterte die Hornposaune des Meschias mitten durch! Jupiter Kronion, die schöne Europa auf dem Rücken, und Venus mit dem Mars, gefangen im Netze Vulkans, heidnische Frivolität und jüdischer Monotheismus — alles hatte Raum in dieser Seele!

Aber die Steinwürfe gegen diese Luftgebäude lagen schon bereit. Sie sollten nicht aus dem Ghetto kommen, doch von bekannter Hand — nämlich von Honza!

In diesem wuchs mit der Zeit ein tiefer Groll gegen

alles „Deutsche“ auf; nur mit Unwillen, und weil er „Prämiant“ werden mußte, bequemte er sich zum Lernen der Gegenstände in dieser Sprache. In freien Stunden sprach er auch immer böhmisch, und zornig fuhr er seinen Freund an, wenn der sich eines andern Idioms bedienen wollte.

„Sag's selbst, Moritz,“ sprach er einst, als sie gerade deutsche Jamben einrichten mußten, „ist's nicht das größte Unrecht, daß man lernen muß, wozu man keine Lust hat? Unser Professor ist ein Deutscher, was wir studieren müssen, ist deutsch oder lateinisch — böhmisch nichts. Mir ist's immer, als wär' ich gar nicht in Böhmen geboren, oder als hätte mich eine Zigeunerin in meiner Kindheit gestohlen. Ist's dir nicht auch so?“

„Mir ist alles einerlei,“ sagte Moritz unbedachtsam.

„So bist du auch kein rechter Böhme!“ schrie Honza und lief grimmig fort.

„Was bin ich denn?“ rief es in Moritz, dessen innerstes Gefühl sich gegen diesen Ausspruch aufbäumte. Durch mehrere Tage zürnte und grollte er mit dem Honza, weil er ihn für keinen rechten Böhmen gelten ließ. Er hielt sich von ihm furchtbar beschimpft.

In der Schule übrigens war von der Geschichte des eigenen Vaterlandes selten die Rede; die Knaben waren der Scholle fremd, die sie geboren. Die Geschichte Böhmens ward schon im zweiten Jahre ihres Studierens in einer Zeit, in der sie das Walten des Geistes, der durch die Blätter der Menschheit weht, noch nicht zu fassen vermochten, mit den andern „Geschichten der Erbstaaten“ ihnen vorgetragen. Damals sprach der Professor viel von dem heiligen Johann von Nepomuk — aber der andere Johann, wir meinen der Johann Hus, war ein kühner Rebell gegen die Unfehlbarkeit des Papstes. Kein Erbarmen mit dem Ketzer, als er in Kostnitz in den Flammen seine Seele aushauchte! Was lag daran, daß der Kelch der Hussiten umgestürzt wurde und der

Priester wieder das Abendmahl unter der früheren Gestalt reichen konnte? Die Schüler dachten wie der Professor. In der Schlacht am „weißen Berge“ fochten sie unter den Kaiserlichen gegen ihre eignen Brüder; das Zerreißen des Majestätsbriefes sahen sie gleichgültig an. Von da an hat Böhmen keine Geschichte mehr — sie schlugen mit dem Professor den Sargdeckel zu.

Eines Tages kam Honza bleich und verstört zu Moritz. Er war mehrere Tage von der Schule abwesend gewesen.

„Warst du krank, Honza?“ fragte ihn Moritz erschrocken.

„Das lies,“ sagte jener und warf ein dickes Buch, das er unter dem Arme trug, heftig auf den Tisch, „der Professor hat uns alle betrogen!“

Moritz nahm das Buch; es war eine böhmische Geschichte.

Honza hatte sie in der Klosterbibliothek unter einem Wuste alter Kirchenväter und Klassiker gefunden. Der Titel zog ihn an; er erbat sie vom Pater Rektor. Schon die ersten Blattseiten ließen ihn an Verrat des Professors denken. Im Weiterlesen, als Johannes Hus, Ziska und die beiden Prokope mit ihren Riesenleibern an ihm vorüberzogen, geriet er in Wut; er las das Buch dreimal durch; auf der letzten Seite stand ein Gedanke unverrückbar in ihm: Der Professor hat uns betrogen!

Moritz las nun gleichfalls in der Geschichte. Aber ihn wehte ein andrer Geist daraus an. Er begriff als Jude nicht das Wesen der religiösen Kämpfe Böhmens, ihm war es im Grunde gleich, ob man das Abendmahl unter einer oder zwei Gestalten genoß. Auch war es ihm unerklärlich, wie man für den Leib und das Blut Gottes so furchtbar wüten konnte. Aber die politische Bedeutung erfaßte ihn gewaltig. Hier sah er einen Kampf um Gut und Freiheit und Selbständigkeit; hier sprachen seine eigenen Gefühle ein Wort mit. Jerusalem und Böhmen! Derselbe Nacht=

geist umhüllte die zwei Riesenleichen mit dem Schweigen des Grabes.

Mit stummem Verständnisse blickten sich die Knaben in der Schule an; sie wußten sich nichts zu sagen. Das historische Weh, daß sie beide mit so traurigen Augen aus der vaterländischen Chronik angeschaut, konnten sie sich nicht deuten.

„Soll ich dir's sagen, Honza," sprach Moritz einige Tage darauf, „mit wem die Geschichte Böhmens große Ähnlichkeit hat?"

„Mit keiner andern," entgegnete Honza stolz.

„Und ich sage dir, sie hat viel Ähnlichkeit mit der jüdischen." — Honza lachte unbändig. „Habt ihr Ziska," rief er, „habt ihr Hussiten?"

„O ja," sagte Moritz, „wir haben die Makkabäer."

„Die kenne ich nicht," meinte Honza, „die sind auch schon längst tot. Aber die Hussiten —"

„Sind denn die nicht tot?"

„O nein!" sagte Honza geheimnisvoll, „die Hussiten leben noch."

Erst später erklärte er seinem Mitschüler, daß er jeden, der es mit Böhmen gut meine, für einen Hussiten erkläre. Derjenige meine es aber gut mit dem Vaterlande, der — gern böhmisch spreche.

„Also bin ich auch einer?" fragte Moritz.

„Wenn du böhmisch sprichst — ja!" sagte Honza.

Moritz versprach nun ein Hussit zu werden.

An Sonn- und Feiertagen, oder wenn es sonst Ferien gab, liebten es die beiden, nach einer nahen Ruine, „die Buttna" genannt, zu wandern. Die alte Burg hatte eine besondere Anziehungskraft für sie, weil Ziska darüber als Racheengel gefahren war. Dort saßen sie stundenlang, ließen den Mond über sich leuchten und glaubten die Geister der Toten aus den zerborstenen Wänden hervorquellen zu sehen.

Wir belauschen eins von den vielen Gesprächen, die auf der „Buttna" gehalten wurden.

„Denk dir, Moritz," sprach Honza, nachdem er einen stummen Blick über das ihm zu Füßen liegende Land geworfen hatte, „denk dir, wie schön das wäre, wenn in Böhmen alles eine Sprache reden würde! Du kommst in ein Dorf, da reden dich die Leute überall deutsch an, du kommst in ein andres, da reden sie wieder böhmisch."

„Wie beim Turmbau von Babel," bemerkte Moritz. „Hat der eine Ziegel begehrt, so hat man ihm Kalk gebracht. Sie haben sich nicht mehr gekannt; da sind sie auseinander gegangen, weil sie sich nicht mehr verstanden."

„Aber sie sind nicht als Völker fortgegangen, weil es noch keine gab, und wenn man das noch hundertmal sagt, so glaub' ich's nicht, sondern als Sprachen. Die Leute, die zufällig fanden, daß sich ihre Wörter glichen, hielten sich zusammen, und da haben sie erst ein Volk ausgemacht, weil sie auch eine Sprache geredet haben. Und wer einen Vater und eine Mutter hatte und sie nicht verstand, der verließ sie und zog lieber mit den andern, mit denen er reden konnte."

„Ich kann mir's kaum denken, Honza," sagte der sinnende Moritz, „wie einer Vater und Mutter verlassen kann."

„Wenn sie dich aber nicht verstehen?" rief Honza eifrig. „Was willst du tun, wenn du deiner Mutter etwas Liebes sagst und sie meint, du habest ihr geflucht?"

„Honza, wie kannst du nur so reden," schrie Moritz, „einer Mutter fluchen?"

„Ist Böhmen nicht unsre Mutter?" rief der hussitische Honza. „Hat sie nicht Tausende von Kindern, die sie gar nicht verstehen? Die sollten fort von ihr, nur die echten, treuen, denen sie nicht zu fluchen braucht, dürfen bei ihr bleiben! Das hat der Ziska wohl gefühlt, Moritz, und darum hat er so gewettert."

Moritz lauschte mit Schauern im Herzen den wilden Reden Honzas. Er fragte ihn nicht; aber tiefinnerst sprach er zu sich: „Sind die Juden damit auch gemeint?“ Er fand im Augenblick keine Lösung der Frage.

Während sie so sprachen, klang aus der Tiefe des Dorfes, das am Fuße des Burghügels steht, heitere Musik herauf. Besonders schmetterte eine Trompete gar kecke Weisen in die Luft hinaus, daß wie auf eine Herausforderung das Echo überall Antwort gab. Der Geist der Musik, so roh er zu ihnen hinaufdrang, milderte dennoch den Ernst der Stimmung.

In Moritz riefen diese Klänge die Erinnerungen an die Schenkstube seines Vaters und den Bauernsonntag wach.

„Ist denn heute Sonntag?“ fragte er, nachdem er eine Weile horchend dagesessen war.

„Meinst du wegen der Musik? Es wird eine Hochzeit sein!“

„Die möcht' ich wieder einmal sehen,“ warf Moritz hin.

„Was willst du unten tun?“

„Zusehen.“

„Du weißt, das können die Bauern nicht leiden; sie meinen, man lacht sie aus.“

„Ich die Bauern auslachen? Bist du toll, Honza?“

„Und wenn sie dich zum Essen einladen und du sagst: das rühre ich nicht an, das ist mir verboten, lachst du sie da nicht aus?“

„Ich darf auch wirklich nicht —“

„O, ein schöner, ein herrlicher Hussite!“ rief Honza mit starkem Hohne, „wie willst du denn einer heißen?“

Da geriet die Seele unsers Moritz, durch Musik, Gespräch und Spott in Aufruhr; er schämte sich vor Honza, und — der Engel seines alten Glaubens wandte von ihm schmerzlich sein Gesicht.

„Komm nur,“ rief er stürmisch; „ich will dir zeigen, daß ich einer bin!“

Er sprang voran, Honza ihm nach. Atemlos kamen sie über den Berg im Dorfe an.

Die schallende Trompete diente ihnen als Wegweiser zum Hochzeitshause. Honza warf sich sogleich wie ein Heimischer auf diesem Boden mitten in das Getümmel, er ergriff eine schöne Dirne und begann mit ihr unter Juchherufen und Fußstampfen einen volkstümlichen Tanz. Moritz stand seitwärts und sah zu. Wie Honza an ihm vorbeikam, rief er ihm lachend zu: „Tu's nach, schäm dich nicht.“ Der Kopf wirbelte ihm, die Füße fingen sich von selbst an zu drehen, und ehe er noch wußte, was er unternahm, war er schon mitten im Tanze drin und jubelte und jauchzte mit, eine knochige Magd an der Hand.

Ermattet an allen Gliedern und triefend von Schweiße saßen dann Moritz und Honza in einem Winkel der Stube. Die Hochzeitsmutter brachte ihnen Kuchen, Fleisch und Bier, und Moritz — hungerte nicht dabei. Der fanatische Honza hätte ihn nur ausgelacht.

Spät abends gingen sie nach Bunzlau zurück. Honza jubelte in erregter Stimmung fort, bis sie an dem Gymnasium vorüberkamen. Da wurde er still, Moritz war es schon früher geworden. Die kühle Luft hatte sein Blut beruhigt; der Taumel war von seiner Seele gewichen. Die Überlegung kam wieder. Da blutete er aus tausend Wunden.

8. Rückkehr.

Der Anblick des Ghettos rief die Reue in ihm wach. „Ich habe gesündigt,“ schrie er, „wie kann mir das Gott verzeihen?“ Er hatte ein tiefes Grauen vor sich selbst, und als wäre Leib und Seele voneinander getrennt, machte eines dem andern bittere Vorwürfe über das Begangene. Wer kennt nicht jene Stunden, in denen man sich als Richter und Angeklagter zugleich gegenübersteht?

In diesem Augenblicke war Moritz um einige Jahre älter geworden. Die Sünde pochte in allen Fasern seiner Seele und drängte die alte schuldlose Welt gewaltsam heraus.

Es war gerade der Vorabend des schönen Wochenfestes. Zu allen Fenstern strahlten freundliche Lichter heraus, das Ghetto war still geworden; der Geist des Festes wehte in ihm. Die Familien saßen jetzt überall beim Abendmahle, auch seine Hausleute erwarteten ihn. Aber mit den Lippen, die er besudelt glaubte, wagte er nicht vor Salme Floh hinzutreten; man mußte es ihm ansehen, meinte er, daß er soeben von der Sünde kam.

Moritz war fest entschlossen, nicht nach Hause zu gehen, wenigstens nicht zum Essen. Er setzte sich auf eine Staffel der großen „Pfarrstiege" nieder und überdachte da, die Hände auf beide Augen gedrückt, seine trübe Lage.

Was hatte nicht eine einzige Stunde getan? Ihn entheiligt, entwürdigt und entfremdet. Welches Sühnopfer konnte sie auslöschen? Nun werde er für immer in der Sünde leben müssen, dachte er; denn Gott der Allmächtige, der sie bis ins dritte und vierte Geschlecht straft, könnte ihm nicht verzeihen!

Über die Stiege herab kam gerade eine hohe Männergestalt in polnisch-jüdischer Tracht langsam gewandelt. Als sie an Moritz vorüber wollte, fuhr er auf, ein freudiger Schreck durchbebte ihn.

„Mendel Wilna," schrie er, „das ist Mendel Wilna!"

Der Bettler war darauf stehen geblieben; er sah den unbekannten Knaben lange an.

„Schmah Jisroel," rief er endlich, „ist das nicht Schmul Randars Sohn, ist das nicht Moschele?"

„Hätt' ich Euch denn gleich erkannt, wenn ich's nicht wär'?" sagte Moritz.

„Also Salem Alechem! (Friede mit Euch!)"

„Alechem Salem! (auch mit Euch)," gab Moritz zurück. Sie schüttelten sich freudig die Hände.

Mendel wußte nicht Worte genug für das Glück zu finden, daß er Moritz auf eine so unerwartete Weise getroffen habe. Er fragte nach Vater und Mutter und ob noch viel Schnorrer zu ihnen ins Haus kämen. Moritz beantwortete diese Fragen, so gut er vermochte.

„Ich bring' jetzt die Erd' aus Jeruschalaim mit," sagte er dann, „die ich deinen Eltern versprochen habe. Ich trag' sie schon über fünf Jahr bei mir herum und hab' sie nicht abgeben können, weil ich nicht nach Böhmen gekommen bin. Das ist schon eine lange Zeit, man wird mich beim Randar schon ganz vergessen haben."

Moritz beteuerte ihm, daß man zu Hause seiner oft erwähnt, ja daß er selbst einige Augenblicke vorher an ihn gedacht habe.

„Also denkst du noch an Jeruschalaim," rief Mendel laut, „hast du noch den Schabbes im Sinn? Und wie du mit mir hast gehen wollen und ich dich habe zurückschicken müssen? Großer Gott! welch ein gebrochen Herz hab' ich damals gehabt; ich hab' ein paar Meilen müssen fortgehen, bis ich dich aus meinen Gedanken habe bringen können."

„Ich habe mich noch gut vor Augen," sagte Moritz, „wie ich damals ausgesehen, ja, ich fühle noch den Schmerz, als ich so allein ins Haus zurück mußte, voll Scham und Furcht, daß man mich auslachen würde."

Sie waren bei diesen Worten, die Moritz in rein deutscher Sprache gesprochen, unter eine Laterne gekommen, und an dem fremdartigen Klange, sowie beim Scheine des Lichtes, erkannte der Schnorrer, daß er nicht mehr das achtjährige Kind des Randars, sondern einen hochaufgeschossenen Knaben vor sich stehen hatte. Namentlich war es ein Zug um die Mundwinkel, den das zweifelhafte Licht oder ein gewisses Leiden hingezeichnet hatte, was ihn älter und reifer erscheinen ließ.

Moritz bemerkte, daß der Schnorrer mit einem Male

ganz verlegen wurde; er war einige Schritte zurückgetreten, wie wenn er sich in einer fremden Person getäuscht hätte. Moritz erbebte im Innern, er glaubte schon, er habe ihm die „Sünde" angesehen.

„Wie ist mir," sprach Mendel nach einer langen Pause, „ich hab' gemeint, des Randars Moschele zu finden, und wen seh' ich? Verzeihen Sie mir, ich hab' mich gewiß geirrt. Wie soll jetzt der Schnorrer noch mit Ihnen reden?"

„Gott, Gott!" schrie Moritz aus der Tiefe seiner Seele, „hat mich denn eine kurze Zeit so verändert, daß mich meine alten Freunde nicht mehr erkennen?"

„Das ist noch die alte Stimm'," murmelte Mendel vor sich hin, dann faßte er den Knaben bei der Hand und sagte mit innigerm Tone: „Sei nicht bös, Moschele; ich nenn' dich so, wenn du auch schon so groß geworden bist, daß man dich Herr Moscheh heißen sollte. Sag mir aber vor allem: Bist du noch ein guter Jüd?"

„Warum fragt Ihr das, Mendel?" sagte Moritz schaudernd, „wer kann das auch beantworten?"

„An dem seh' ich," setzte der Schnorrer gleich hinzu, „daß Sie es noch sind. Denn jüdisch muß man bleiben, wenn man auch noch so viel lernt. Warum? Was möcht' geschehen, wenn Jeruschalaim wieder aufgebaut wird? Wenn Gott einmal Lust bekäm', ganz Israel wieder zu sich zu rufen? Juden wären genug auf der Welt! Wenn aber die Chachomim (Weisen) fehlen, was soll man da anfangen? — Und jetzt muß ich dir auch alles erzählen."

„Sagt mir nur, Rebb Mendel, wie Ihr auf diese Idee, ich meine mit dem Wiederaufbau Jeruschalaims, gefallen seid? Sie kommt mir so sonderbar vor in jetziger Zeit! Wer denkt auch daran?"

„Aus dir redet Gott," sagte der Bettler in schon gekannter Verzückung, „wer weiß das besser als ich? Aber Gott hat auch einen Wächter im Weinberg gelassen, und der

bin ich! Doch Mendel Wilna hat nur schwache Schultern, wie will er Jeruschalaim darauf tragen? Man muß mir helfen, und dich hab' ich schon als Kind dazu ausersehen. Jetzt komm nur, ich will dir alles erzählen."

Sie waren wieder zur Pfarrstiege gekommen; Mendel ließ sich auf eine Stufe nieder, Moritz nahm Platz neben ihm. In tiefer Nachtstille begann der Schnorrer:

„Ich bin nicht immer in der Welt so herumgeschnorrt, wie jetzt. Wenn man arm geworden ist und von Almosen leben muß, meinen die Leut' immer, man ist niemals in besseren Umständen gewesen. Ich hab' einmal auch anderen gegeben, und in meines Vaters Haus (dessen Andenken gelobt sei) sind Gäste aus und ein gegangen, jahraus, jahrein, wie bei Rebb Schmul Randar.

Mein Vater ist einer von den reichsten Balbatim (Hausherrn) in Wilna gewesen. Es wird in deinen Büchern stehen, daß Wilna in Russisch-Polen liegt. Einmal ist das Polen ganz gewesen; es ist ihm aber wie Jisroel ergangen; der eine hat ein Stück sich genommen, der andere wieder eines, und zuletzt ist nichts übrig geblieben. Es ist zerrissen worden wie Jossefs Rock, den ihm unser Vater Jakob geschenkt hat. ‚Sieh,' haben die Brüder gesagt, ‚das Kleid von deinem Sohne, wilde Tiere haben ihn im Wald zerrissen.'

Doch ich komm' da von einem ins andere. Meine Kindheit ist gar nicht schön gewesen. Ich kann sagen, ich bin mit dem Talmud auf die Welt gekommen; denn bei uns in Polen gibt man dem Kinde kein Spielzeng in die Hand, eine Peitsch' oder eine Pauk', und sagt zu ihm: Jetzt spiel, sondern, wie es sechs Wörter reden kann, kommt schon der Rabbi und führt es zum Talmud, und da muß es lernen Tag und Nacht.

In deiner Kindheit bist du doch herumgesprungen, wie ein junger Vogel, den seine Mutter noch verköstigen muß, und am heiligen Schabbes hast du einen Ast abbrechen wollen,

was ich nur mit großem Schreck verhütet habe! Großer Gott! wenn ich das hätt' tun wollen als Kind? Ich hab's auch nicht tun können, weil ich gewußt habe, daß man's nicht tun darf. Ich hab' schon damals den halben Talmud im Kopf gehabt, wie hätt' ich da sündigen können? Ich hab' dir ja am kleinen Finger hersagen können, was eine Sünde ist und was keine.

In Wilna haben die Leut' gesagt, ich hätt' einen hellen Kopf. In meinem zehnten Jahre hab' ich die Propheten ganz auswendig gewußt, und wenn man mir einen Satz hat aufgeschlagen in der Bibel, hab' ich gleich weitersagen können. Im Cheder (Schule) hat sich oft mein Rabbi nicht zu helfen gewußt, wenn ich ihm Fragen vorgelegt habe. Da hat er oft sein Pfeifenrohr genommen, das war dir so dick und so lang wie ein Stecken und hat mich damit geschlagen, daß mein Leib ganz wund geworden ist. Ich hätt' ihn nicht fragen sollen — aber ich hab' noch oft gefragt und bin geschlagen worden. Das hast du alles nicht erlebt, Moschele, es ist zu Gott gestiegen, was ich ausgestanden habe.

Wenn du auch ein Judenkind bist, so kannst du dir das alles nicht vorstellen. Es ist ein groß Unglück für uns, daß die Kinder nicht mehr eins und dasselbe lernen. Du lernst deutsch und lateinisch; ich hab' nur jüdisch gelernt. Wir sind beide Juden, und doch kannst du dir meine Kindheit gar nicht denken. Das kommt leider Gottes von unserem Goles (Exil).

Ich bin der einzige Sohn meines Vaters gewesen; ich hab' aber noch ein Schwesterchen gehabt, das hat Blümele geheißen. Man sagt ein Sprichwort im Jüdischen: ‚Mein Namen ist auch auf dem Berg Sinai gestanden.' Aber das sag' ich dir: wie Gott die Blumen geschaffen in Gärten und Feldern, daß sie des Menschen Herz sollen erfreuen, muß er an unser Blümele gedacht haben. Du kannst dir gar nicht denken, was das für ein merkwürdig Kind war. Die Augen

sind das Schönste an ihm gewesen, man ist gar nicht müd' geworden, hineinzusehen. Wie du noch ein Kind warst, hab' ich dich oft angeguckt; denn du hast ihr ähnlich gesehen. Gott, Gott, wie gern hab' ich das Kind gehabt!

Seit seinem dritten Jahre war Blümele in einem fort krank; aber es hat dir einen Verstand gehabt, der war Gottes Wunder, man hat mit ihm können Weisheit ausreden. Sie muß aber den bösen Blick bekommen haben, und die Leut' haben vorausgesagt, das Kind kann uns nicht leben bleiben. Es war zu klug, und die paar Jahre, die es gelebt hat, hat es seine Klugheit aufgezehrt für ganze achtzig Jahre.

Es war wirklich ein merkwürdig Kind. Wenn sie in Schmerzen und Zuckungen gelegen ist, hätt' man ihr Geld und Zuckerwerk hinstreuen können, sie hätt' es nicht angerührt. ‚Was willst du denn, Blümeleleben?' haben wir sie dann gefragt. ‚Singen,' hat sie gesagt. Und da haben ich und mein Vater oft mitten in der Nacht angefangen zu singen, so ein lustig Stückel, wie es der Vorsänger am Freudenfest der Thora in der Schul' zu singen pflegt. Da hat sie aber angefangen noch stärker zu schreien und zu weinen, daß uns die Haare auf dem Kopf aufgestanden sind. Wir haben sie gebeten zu schweigen, wir haben selbst geweint. ‚Sei still, Blümele, wir haben dir ja vorgesungen.' ‚Singt mir von Jeruschalaim,' hat sie gesagt. Denk nur, das Kind hat von Jeruschalaim hören wollen, als hätt' sie ihr Lebtag von nichts anderem gehört. Bei uns in Polen hat man solche Lieder, die auf Jeruschalaim passen, ich hab' ihr sie vorgesungen, wieviel ich gewußt habe. Und meinst du, sie ist dabei eingeschlafen, wie andere Kinder, wenn man ihnen vom Schaf vorsingt, das draußen im Wald steht — nein, sie hat dabei die Augen weit offen gehabt und hat den Misrach angesehen, der grad' vor ihr war, und so hat sie zugehört. Dann ist sie oft den ganzen Tag still im Bett gelegen.

Was dir aber am merkwürdigsten gewesen ist, war, daß

man ihr ein und dasselbe Lied nicht zweimal hat vorsingen dürfen. Sie hat gleich gesagt: Das war schon da. Stell dir nun vor, was das für Leiden waren. Ich habe bald kein Lied mehr gewußt. Da bin ich in einer Nacht, wie sie in unmenschlichen Schmerzen ist gelegen, drauf verfallen, ihr von Jeruschalaim etwas zu erzählen. Und wie ich angefangen habe und sie hat zugehört und ist still geworden und hat den Misrach wieder angesehen ... es hätt' ein König kommen können, sag' ich dir und mich mit Gold bedecken, ich wär' nicht so glücklich gewesen!

Mit dem Erzählen ist es schon besser gegangen als mit dem Singen. Ich hätte dir ein ganzes Jahr von Jeruschalaim reden können und wäre nicht müde geworden. So hab' ich ihr den ganzen Chorban (Zerstörungsgeschichte Jerusalems) vom Anfang bis zum Ende erzählt, und sie hat kein Wort davon verloren. Ich hab' ihr erzählt, wie leider Gottes durch einen Hahn und eine Henn' ist zerstört worden die Stadt Tur Malke und durch die Deichsel an einem Wagen die Stadt Betar. Und wie ich dazu gekommen bin wo es heißt, daß der Kaiser Titus mit seinem Schwert in den Vorhang gestochen, der das Allerheiligste bedeckt hat, und daß Blut herausgeflossen ist, hättest du das Kind sehen sollen. Es ist auf seinem Gesicht etwas gewesen wie der Glanz am Himmel, wenn die Sonne untergegangen ist. Ich aber habe geglaubt, es wär' die Schinne (Agonie) über Blümele gekommen und sie könnt' mir sterben unter der Hand. Da hab' ich um Vater und Mutter geschrien, das Kind hat sich aber aufgerichtet und gesagt: ‚Was schreist du, Mendel? Ich bin ja noch nicht gestorben. Jetzt gerad' war ich in Jeruschalaim.' Ich hab' dann weiter erzählen müssen.

Ich kann nicht sagen, was ich für Blümele nicht alles getan hätte. Wie man nach Schätzen in der Erd' gräbt, so hab' ich nach Geschichten für Blümele geforscht. Mein Vater

hat viele Bücher gehabt, die hab' ich alle aufgeschlagen und durchgelernt, und wo ich was gefunden habe, hab' ich ihr's mitgeteilt. Das Kind ist aber immer kränker geworden; es ist wie ein Licht, das immer tiefer brennt, dem Sterben näher gekommen. Auf die Letzt hab' ich müssen ganze Nächte bei ihr sitzen und ihr erzählen von Jeruschalaim.

Jetzt ist Blümele schon lange tot!

Ich seh' noch die ‚frommen Weiber', wie sie mit ihr beten, die ganze Stube war voll. Ich hab' geweint, ich bin schier blind geworden. Wie man schon geglaubt hat, sie ist gestorben, hat man ihr die Feder unter die Nase gelegt, um zu sehen, ob noch Atem in ihr ist. Die Feder hat sich lange nicht gerührt; mit einemmal macht Blümele die Augen weit auf, kehrt sich gegen den Misrach und sieht ihn an. Sie will noch das Wort Jeruschalaim aussprechen; da ist ihr aber in der Hälfte der Tod auf die Lippen getreten. Jetzt war sie gestorben.

Wenn einmal Auferstehung der Toten sein wird, so ist dies das erste Wort, was sie reden wird!

Von seinen größten Schmerzen und von seinen größten Freuden soll der Mensch überhaupt nie reden. Es ist besser, er schweigt vor Gott. Das aber kann ich dir sagen, ich hätte mich statt Blümeles lieber selbst ins Grab gelegt.

Als mein Blümele gestorben war, hab' ich erst gesehen, wie sie mir auf allen Seiten fehlt. Ich habe auch zugleich erkannt, daß das beständige Erzählen von Jeruschalaim in mir einen Gedanken festgemacht hat, den ich nicht mehr habe herausbringen können. Ich selbst hab' immer an Jeruschalaim denken müssen. Bei Nacht ist es mir oft vorgekommen, als riefe mich eine Stimm', die wie Blümeles geklungen hat. Da bin ich oft aufgewacht und hab' die ganze Nacht nicht mehr schlafen können vor Weinen.

Mit der Zeit hab' ich an Blümele nicht mehr so oft gedacht; dafür aber um so mehr an Jeruschalaim. Ich weiß

nicht mehr, wie ich auf den Gedanken verfallen bin, die heilige Stadt muß wieder aufgebaut werden. Mir ist das Tag und Nacht nicht aus dem Kopfe gegangen. Ich hab' mich oft eingesperrt in meine Kammer und hab' zu Gott gebetet, daß er Jeruschalaim wieder bald aufbauen möge. Ich hab' ihn gebeten, er soll ein Wunder tun mir zulieb! Meine Seele ist dann gar nicht auf Erden gewesen, ich hab' mit Gott geredet von Angesicht zu Angesicht wie Moscheh der Prophet.

Du wirst mich halb auslachen, wenn ich dir sage: jeden Morgen beim Aufstehen habe ich geglaubt, ich bin in Jeruschalaim! Aber Gott hat kein Wunder tun wollen. Und ich hab' ihn so gebeten!

Weißt du, worauf ich da verfallen bin? Ich hab' gemeint, weil ich so viel Sünden begangen hätte, daß ich mich nicht mehr reinwaschen kann, darum will Gott kein Wunder tun. Und weißt du, was ich da gemacht hab'? Mein Herz hat sich gegen Gott empört, ich bin zornig geworden und habe angefangen gegen ihn zu murren. ‚Warum machst du kein Wunder, Gott,' hab' ich oft geschrien, ‚wie kann man dich dazu zwingen? Ist denn noch nicht Zeit, Jeruschalaim aufzubauen?'

Was ist aber der Topf, das Stück Lehm in der Hand seines Meisters? Ich bin wieder bald zu Gott zurückgekommen, aber ich habe nicht mehr geglaubt, daß er um meinetwillen ein Wunder tun wird.

Da bin ich auf einen andern Gedanken gebracht worden. ‚Will Gott nicht helfen,' hab' ich mir gedacht, ‚so will ich mir selbst helfen.' Ich habe nämlich die Kabbala im Sinn gehabt. Mit der, habe ich immer gehört, kann man, wer sie gelernt hat, einen Menschen, bloß wenn man sein Bild ansieht, mit einem Blick totmachen, mit der kann man an zwei Orten zu gleicher Zeit sein. Vom hohen Rabbi Leb in Prag wirst du schon gehört haben. Vielleicht war

einer in der Welt, hab' ich zu mir gesagt, der mit der Kabbala wieder Jeruschalaim aufbauen kann? Und wenn ich der wäre?

Seit der Minute habe ich in Wilna keine Ruh' gehabt; es ist das vor und hinter mir gegangen. Ich war schon über dreizehn Jahre alt, und mein Vater hat mich mit fünfzehn Jahren an die schöne Tochter eines Wilnaer reichen Mannes verheiraten wollen. Du weißt, bei uns hat das Kind, wenn der Vater etwas befiehlt, keinen Willen. Ich hab' also nicht nein gesagt und bin Bräutigam geworden.

Das ganze Jahr bis zu meiner Hochzeit hab' ich mich mit der Idee herumgeschlagen — wie ich meiner Braut könnt' fortlaufen. Mein Sinn ist nach etwas anderem gegangen, als nach einem schönen Weib. Du kannst dir nicht vorstellen, wie sie oft blutige Tränen geweint hat, wenn ich bei ihr stundenlang gesessen bin und hab' kein Wort geredet. ‚Hast du mich gern, Mendel?‘ hat sie oft gefragt. Ich hab' sie von mir gestoßen, wie sie mir nur in die Nähe gekommen ist.

Noch jetzt weiß ich nicht, wie mir das Jahr vergangen ist. Jeden Abend hab' ich mein Bündel mir unter den Kopf gelegt und habe fort wollen. Und warum hab' ich's nicht getan? Ich habe an die Schande meiner Braut gedacht! Endlich ist der Hochzeitstag gekommen; kein Judenkind hat noch eine traurigere gehabt. Die Braut hat geweint, der Bräutigam hat geweint. Wie hätt' ich lustig sein können? Ich habe ja fort wollen!

Wie ich unter der Chuppe (Brauthimmel) gestanden bin, meinst du, ich hab' da an das Weib gedacht, was bei mir stand? ‚Tu fort, tu fort,‘ hat es in mir geschrien, ‚was geht sie dich an?‘ Mir ist in dem Augenblick der Gedanke gekommen, dem Rabbi zuzuschreien: ich nehm' sie nicht — da seh' ich aber, wie meine Braut in den Wein, den man uns zu trinken gibt, läßt einige Tränen fallen.

Das hat mich irre gemacht. So bin ich verheiratet worden.

Beim Hochzeitsmahl hab' ich keinen Bissen angerührt. Wie es Abend geworden, hat mich eine große Angst überfallen. Sie haben da um mein Weib herumgetanzt und tausend Narreteien gemacht. Auf einmal ist sie mit den ‚alten Weibern' verschwunden. Dann sind sie wiedergekommen, haben um mich herumgetanzt und gelacht und geschrien. Sie schleppen mich gewaltsam fort, ich wehr' mich gegen sie, aber sie lachen darüber, du kannst dir das Gelächter nicht vorstellen. Ich mußte mit ihnen gehen.

In einer Stub' seh ich mich auf einmal mit meinem Weib allein. Sie hatte schon auf mich gewartet. Ich werfe mich in einen Stuhl und verdeck' mir das Angesicht mit den Händen; ich hab' sie nicht sehen wollen. So bin ich vielleicht eine Viertelstunde gesessen, mein Weib ist neben mir gestanden. Wieder hat es in mir geschrien: ‚Tu fort, tu fort.' Da kommt sie ganz still zu mir und hat mir die Hände von den Augen weggenommen; ich hör' noch die Stimm', wie sie sagt: ‚So bös' bist du auf mich, Mendel?' und hat dabei gezittert am ganzen Leibe. Ich aber bin aufgesprungen und hab' sie weggestoßen. ‚Ich muß noch fort,' hab' ich gesagt, ‚laß mich!' ‚Wohin willst du, Mendel?' fragt sie und will mich bei der Hand fassen. Ich sag' noch zitternd: ‚Ich muß fort!' und mache die Türe auf und spring' hinaus. Da hör' ich sie noch hinter mir schreien: ‚Mendel, Mendel!' Ich war fort.

Ohne Kreuzer Geld, so wie ich gegangen und gestanden bin, in meinen Hochzeitskleidern, so bin ich aus Wilna fort. Es war schwarze finstere Nacht, ich bin aber hineingewandelt in die Finsternis und habe Psalmen auswendig gesagt. Wie der Morgen gekommen ist, war ich schon weit weg von Wilna. Ich habe aber noch ein paar Tage vor mir gehabt, bis ich zu der Gemeinde kam, von der ich gewußt hab', daß ihr

Rabbi Kabbala versteht. In der Zeit hab' ich getan, was du mich siehst jetzt tun. Ich hab' nämlich geschnorrt, und die Leute haben sich verwundert, wie ein so gut angezogener Mensch schnorren gehen kann.

Am zehnten Tag bin ich in jener Gemeinde eingetroffen; es sind dort lauter Chassidim.*) Ich bin gleich zum ‚Bal Schem'**) gegangen; es hat bei ihm wie bei einem König ausgesehen. ‚Rabbi,' hab' ich zu ihm gesagt, ‚ich komm', damit Ihr mich Kabbala lehrt; ich komm' von weit, und ich geh' auch nicht eher fort, bis Ihr sie mich gelehrt habt.' Der Rabbi hat mich lang' angesehen und hat dann gelacht. ‚Meinst du,' hat er gesagt, ‚das lernt sich wie man nur die Hand umdreht? Du mußt noch lang' warten, Junge!' Darauf hat er sich mit mir in einen Pilpul (theologischen Streit) eingelassen; ich aber hab' ihm geantwortet, ich brauche dir nicht zu sagen, wie? Der Rabbi war mit mir zufrieden, und beim Weggehn hat er zu mir gesagt: ‚Dir kann Rat geschafft werden, Junge, tu dich nur früher von deinen Sünden reinigen.'

Ich erzähl' dir das ganz kurz. Ich hab' nun angefangen Buße zu tun und mich ganz zu Gott gekehrt. Ich hab' bei Tag gefastet, mich mit Riemen auf den bloßen Rücken geschlagen, und bei Nacht bin ich auf der kalten Erd' gelegen. Mein Leib ist dürre geworden, mein Gesicht eingefallen und blaß, aber meine Seele hat sich gereinigt wie ein Gefäß, das man ins Feuer stellt.

Der Tag ist endlich gekommen, an welchem der Rabbi sein Wort hat halten wollen. Er hat auch nicht nein gesagt;

---

*) Eine religiöse Sekte, ähnlich ungefähr den Pietisten. Sie stimmen mit diesen in dem Prinzip geistiger Erregung zur Andacht und Versenkung in Gott, die jedoch oft in Verzückung ausartet, überein. Ihr Sitz ist größtenteils in Polen und einem Teile Ungarns.

**) Bal Schem, eine Art Wunderheiliger; die Rabbiner der Chassidim stehen im Rufe großer kabbalistischer Gelehrsamkeit.

wie ich zu ihm gekommen bin und gerufen hab': Es ist Zeit. Er hat das Buch schon vor sich liegen gehabt. Jetzt mußt du noch beten, sagt er. Dieses Gebet ist das lange ‚Schmona-Esre' vom Jom Kippur, das man dreimal hintereinander sagen muß und darf keine andern Gedanken bei sich haben, als Gott. Ich habe mir also die Sterbekleider angezogen, hülle mich in den Talles (Gebetmantel) und stelle mich zum Gebet. Der Rabbi war fortgegangen.

Um mich ist die Welt verschwunden. Drei lange Stunden steh' ich mit heißer Seele vor Gott! Wie ich mich aber zum dritten Male stelle, höre ich, wie draußen vor den Fenstern die Stimme eines Weibes meinen Namen ausspricht. Ich wickle mich stärker in meinen Talles ein, um nichts zu hören und fange an. Aber heiliger Gott, ich kann gar nicht beten, ich hör' die Stimme noch einmal. Da werfe ich mich auf die Erde und weine; aber eine Hitze, die mich wie siedend Öl brennt, treibt mich wieder auf. Ich fange wieder von neuem an; aber die Stimme draußen läßt mich nicht in Ruh. ‚Gott, Gott!' schrei ich, ‚warum tust du mir das?' Ich spring' darauf zum Fenster hin und zerschlage die Scheiben, um Luft zu bekommen, denn ich meint' zu ersticken. Da steht unten auf der Gasse, gerade mir gegenüber, ein schönes Weib; sie sieht zu mir hinauf, ich seh' sie auch — es ist mein Weib! — ‚Mendel, Mendel!' schreit sie; ich laufe aus der Stube. Wie ich auf die Gasse komme, liegt sie kalt und ohne Leben auf einem Stein, die Leute um sie herum. Da ist dir etwas in meinem Herzen vorgegangen, was ich dir nicht beschreiben kann. Ich hab' sie aufgehoben von der Erd' und sie geküßt und geherzt, daß sie wieder zum Leben kommen möchte. Die Leute haben aber geschrien: ‚Reißt sie ihm weg, der Junge ist toll geworden.' Wie ein Löwe hab' ich sie gehalten. Von dem Geschrei ist mein Weib erwacht, und wie sie mich angesehen hat, da hab' ich erst erkannt, wem ich fortgelaufen war. Solch ein Weib, so ein Wunder

von Schönheit! Und ich habe doch Wunder von Gott verlangt!

Weißt du, was sie getan hat? Nach unserm Hochzeitstage haben sie ihre Eltern wollen zu sich nehmen, sie hat aber gesagt: Ich laß von meinem Mendel nicht, und ist mir nachgezogen ein ganzes Jahr. Kein Mensch hat sie aufhalten können; so hat sie mich in ganz Polen gesucht, bis sie mich endlich gefunden hat.

Mein Weib hat mich wieder nach Wilna gebracht. Mit der Kabbala ist es nun aus gewesen, das kannst du dir selbst denken. Drauf hab' ich zehn Jahr mit meinem Weib gelebt; sie hatt' mir zwei Kinder geboren, schön und gut wie sie selbst war. Aber wie König Saul vom schwarzen Geist geplagt war, so hat mir der Gedanke keine Ruh' gegeben: Jeruschalaim wieder aufzubauen.

Mein Vater hat mich ins Geschäft genommen: ich war aber zu nichts gut. Ich hätt' sollen mit Ochsenhäuten handeln und hab' Jeruschalaim im Kopf gehabt! Mit der Zeit ist das immer wieder mächtiger in mir geworden, mein Vater, der mich nicht brauchen konnt', sagt: ‚Jetzt verköstig' dich selbst.' ‚Gut,' habe ich gesagt, ‚ich geh' nach Jeruschalaim.'

Diesmal hab' ich's aber meinem Weib gestanden. Sie hat geweint und mir die zwei Kinder um den Hals geworfen. Ich hab' mich losgemacht und bin fortgegangen.

Mein Weib und meine Kinder hab' ich seitdem nicht mehr gesehen.

Auf dem weiten Weg durch die Welt bin ich mir erst ganz klar geworden, was ich denn eigentlich will. ‚Mendel, Narr,' hab' ich mir oft gesagt, ‚wie hast du nur drauf verfallen können, mit Kabbala Jeruschalaim wieder aufzubauen? Hätten sie's denn nicht schon lang' aufgebaut, wenn sie könnten? Die Juden müssen sich selber helfen, ganz Israel muß einen Willen haben, dann muß auch der Messias kommen.'

Ehe ich also nach Jeruschalaim gewandert, hab' ich die Leute drauf vorbereiten wollen. Damals bin ich auch in euer Haus gekommen. Ich kann dir das nicht alles erzählen, würde zu lange dauern. Durch ein paar Jahre bin ich in Polen, Ungarn, Böhmen und Mähren herumgezogen von einer Gemeinde zur andern und habe in den Schulen überall gepredigt über Jeschaja: ‚Redet freundlich mit Jeruschalaim.' Besonders die Kinder hab' ich mir lassen angelegen sein. Wo ich eins gesehen, in dessen Augen etwas geruht hat, wie der Geist Gottes auf den Wassern — da habe ich mit ihm von Jeruschalaim gesprochen, und du warst nicht der einzige, Moschele, der's mit mir hat aufbauen wollen. Kinder verstehen einen manchmal besser, als große Leut'!

Mein Haar ist grau geworden, mein Leib schwach. Aber das Herz ist jung. Ich glaub' und hoffe zu Gott, daß wir wieder nach Jeruschalaim kommen werden. Es wird nicht morgen sein, und ich werd' vielleicht drüber zugrund' gehen. Aber der Tag wird kommen! Du und andere werden mit nachfolgen; ihr werdet nicht vergessen, daß einmal Mendel Wilna durch die Welt gegangen ist. Ich will arbeiten, solang' ein Atemzug in mir ist.

Ich hab' dir nun genug erzählt; noch will ich dir sagen, daß ich jetzt nach Wien geh', mit Rothschild zu reden und mit den reichen Leuten, die dort wohnen. Sie sollen ihre Macht und ihren Reichtum dazu hergeben, um wieder Jeruschalaim aufzubauen. Ich weiß, Rothschild kann alles, was er will, er wird auch das können. Es sagt mir was in meinem Herzen, ich geh' diesmal nicht umsonst. Rothschild ist ein guter Mann — er muß Jeruschalaim wieder aufbauen."

9. Der Brief.

Als Moritz am Morgen nach dem verhängnisvollen Tage aufwachte, war es schon spät an der Zeit. Der Sonntag, der gerade war, kam ihm gut; denn er hätte sonst die Schule versäumen müssen. Wie ein wüster Traum stand ihm das gestern Erlebte vor der Seele. Eine bleierne Schwere lag in allen seinen Gliedern, so daß er in der Stube mehrmals her und hin taumelte. Leib und Seele standen noch nicht auf gewöhnlichen Füßen.

Sein Hausherr, Salme Floh, sah ihm mit verschränkten Armen und hohnlächelnd schon lange zu.

„Soll ich leben, Fradel," sagte er heimlich zu seiner Frau, „er ist noch ganz schicker (betrunken)."

Fradel antwortete nichts darauf, sie wischte sich nur mit dem Zipfel ihrer Schürze die Augen aus und blickte den jungen Sünder mitleidig an.

Allmählich ermannte sich das Bewußtsein in Moritz; er erinnerte sich, daß er beten müsse. Mechanisch griff er nach dem kleinen Täschchen, worin die Teffillin (Gebetriemen) aufbewahrt wurden, um sie zum Gebete umzubinden. Aber es verging wohl eine Viertelstunde, ehe er damit zustande kam. Er tat alles verkehrt, und statt das „Häuschen" oder den Knoten der Gebetriemen nach der Mitte der Stirne zu rücken, schob er ihn nach hinten, so daß er gerade über das Genicke zu stehen kam.

Bei diesem Beginnen lachte Salme Floh gewaltig auf.

„Bei meinem Kopf," schrie er, „wenn ich ihn so fortmachen lasse, so geht er noch Holz hacken am heiligen Festtag."

Das Wort Festtag brachte unsern Moritz ganz zur Besinnung, ein Blick auf seinen festlich gekleideten Hausherrn, der gerade in die Synagoge gehen wollte, belehrte ihn über sein Beginnen; denn am Festtag ist es nicht erlaubt, die Gebetriemen umzubinden.

„Nu, hast du's gehört, Jüngel?" herrschte ihm Salme zu, als er noch immer zögerte, die festwidrigen Teffillin abzulegen, „wär' nur nicht heut' Festtag! Aber ich will mein Maul nicht naß machen, sonst möchtest du hören, was Salme Floh kann."

Damit ging er in die Synagoge und schlug die Tür gewaltig hinter sich zu.

Ein sonderbares Gedankenleben wogte während der zwei Festtage, da seine Hausleute mit ihm schmollten, in der Seele unseres Studenten. Er konnte sich nicht einreden, daß er so sehr gesündigt habe, und an dieser Sinnesänderung trug besonders Mendel Wilna mit seiner Geschichte viel Schuld. Moritz sah hier ein durch Schwärmerei aus den täglichen Kreisen des Lebens verrücktes Dasein, und wiewohl er selbst noch kurz vorher dieselben Träume in seinem Gehirne pflegte, mußte er doch jetzt unwillkürlich lachen, wenn er an Mendel Wilna dachte, in welchem sie sich so ganz verkörpert hatten.

„Ein merkwürdiger Narr!" konnte sich Moritz nicht enthalten zu denken; „wenn er's mit Jeruschalaim nicht so ernst meinen würde, man könnt' ihm geradezu ins Gesicht lachen. Weib und Kind verlassen, in weiter Welt herumziehen — um die Leute zum Aufbauen Jeruschalaims aufzufordern! Meint er wirklich, mein Hausherr Salme Floh könnt' seine alten Hosen und Westen verlassen? Aber Mendels Schwesterchen war doch ein merkwürdig Kind! Sie hat nur immer von Jeruschalaim gesprochen, darüber starb sie! Solche Gedanken sind auch nicht für diese Welt, es ist etwas ganz Totes darin, das seh' ich erst jetzt ein. Ich möcht' beinahe sagen, Mendel Wilna ist schon tot — er geht nur noch wie ein Gespenst herum."

Moritz suchte seinen alten Freund nicht mehr auf; die Festtage vergingen, ohne daß er ihn gesehen hätte. Es war der Überrest einer früheren Ehrfurcht, warum er dies nicht

tat. Er fürchtete nämlich, nicht ernst genug „den Narreteien“ Mendels lauschen zu können.

Moritz dachte übrigens gar nicht, welch ein Sturm sich über seinem Haupte zusammenzog. Als er am Dienstag nach den Feiertagen von der Schule heimkam, fand er seinen Hausherrn Salme Floh mit gewaltigen Vorbereitungen zum Schreiben beschäftigt. Wie Moritz in die Stube trat, fragte ihn Salme sogleich: „Kannst du mir eine Feder und ein Tinterl borgen?“ Sein Gesicht war dabei finster, und die Augenbrauen hingen wie Donnerwolken herab.

Seine Frau, Fradel, die neben ihm saß, sagte ihm darauf leise, ohne daß es Moritz hören konnte: „Tu's nicht, Salme.“

Aber Salme herrschte ihr gebieterisch entgegen: „Sei still und red mir nichts hinein. Ich versündig' mir meinen Kopf, wenn ich's nicht tu'.“

„Eine feine oder eine grobe Feder?“ fragte Moritz.

„Eine dicke, eine grobe,“ sagte Salme grimmig lachend, „grob wie ein Besen; ich will auch danach etwas schreiben.“

Während Moritz in seinem Schreibzeuge herumstöberte, konnte er sich nicht enthalten zu fragen: „An wen wollt Ihr denn schreiben, Salme?“ Er hatte nämlich seinen Hausherrn noch niemals in dieser Beschäftigung gesehen.

„Das wirst du gleich sehen,“ sagte dieser ganz finster, „gib mir die Feder her.“

Moritz gab ihm eine.

„Vielleicht an einen schlechten Schuldner?“ rief er.

„Ja, einer, dem ich schuldig bin, die Wahrheit zu sagen,“ entgegnete Salme und tunkte die Feder tief in das Tintenfaß ein. Moritz nahm eine Schularbeit zur Hand und setzte sich in einen Winkel der Stube. Währenddem schrieb Salme eifrig an seinem Briefe, über dem er wohl eine Stunde schwitzte. Als er damit fertig war, sagte er leise zu seiner Frau: „Willst du jetzt hören?“

Fradel machte mit der Hand eine Bewegung hinter dem Rücken des Studenten, als hielte sie seine Gegenwart für unzulässig beim Anhören des Briefes.

„Meinst du, an dem liegt mir etwas?“ sprach Salme ganz laut, „der kann ihn auch anhören.“

Darauf begann er erst mit gedämpfter, dann immer mehr anschwellender Stimme sein Schreiben vorzulesen. Moritz hörte folgendes:

„In der heil. Gem. Bunzlau, sieben Tage im Sivan (Mai).

Bester Herr Randar Schmul und Randarin bis zu hundert Jahren!

Gott der Allmächtige weiß, wie ich nur mit großem Leidwesen die Feder in die Hand nehmen muß; aber es können einem die Haare auf dem Kopfe aufsteigen, wenn man dran denkt, was Ihr Jüngel, den ich schon seit fünf Jahren in Kost und Quartier habe, angestellt hat, und zu meinem Weib, die mir's hat abraten wollen und mir gesagt hat: ‚Tu's nicht, Salme,‘ hab' ich gesagt: ich versündig' mich selbst, wenn ich's nicht den Randar Rebb Schmul gleich zu kund und wissen mach'! Sie haben sich da ein schön Jüngel an Ihrem Moritz erzogen; er hat nicht mehr soviel Blut von einem Juden in sich, als auf ein Quentel geht, und wenn man noch so akkurat auf die Wage sehen will. Wissen Sie, was Ihr Moritz angestellt hat? Am heiligen Fest ist er mit seinem Kameraden Honza auf 'n Dorf gegangen und hat da getanzt und getrunken und gegessen. Und mit wem hat er getanzt und getrunken? Mit Bauernmägden und Jungen, daß Gott erbarm'! Und Leute aus der Gemeinde sind vorbeigegangen und haben das alles mit leiblichen Augen gesehen. Drauf sind sie zu mir gekommen und haben zu mir gesagt: 'n schön Jüngel hast du dir ins Haus genommen, wessen ist er denn? Ich sag' drauf: Rebb Schmul Randars, und die Mutter heißt Rachel! Meint einer: nun geh hin-

aus, Salme, und hol dir ihn ab, er ist schon so schicker (trunken), daß er nicht mehr auf den Füßen stehen kann. Mir hat sich das Herz im Leib umgekehrt. Um elf Uhr in der Nacht ist Ihr Moritz heimgekommen; ich hab' ihm bis dato noch kein Wort gesagt, tun Sie mit Ihrem Kind, was Sie wollen, ich hab' das meinige getan. Das aber sag' ich, wenn mir Honza noch mal ins Haus kommt, will ich ihm eine solche Bewillkommnung geben, daß er Hals und Kragen brechen wird. Denn ich leid' keinen Posche Jisroel (Abtrünnigen von Israel) in meinem Haus, und wenn Ihr Moritz das zum zweiten Male macht, so steh' ich ihm nicht dafür, daß ich nicht ihn auch für Honza oder Pavel ansehen werde. Indessen leben Sie wohl, ich verbleib' Ihr aufrichtiger Salme Floh, der Kleine."

Während des Vorlesens hatte sich Moritz, da er gleich anfangs hörte, daß die Rede von ihm sei, auf seinem Stuhle umgedreht und saß nun mit anscheinender Gleichgültigkeit gerade im Angesichte Salmes und dessen Ehefrau. Als Salme fertig war, blickte er den Studenten triumphierend an, er glaubte ihn zermalmt und zerweicht zu finden. Moritz schlug aber ein lautes Gelächter auf, ergriff Buch und Mütze, und ehe Salme ein Wort hervorbringen konnte, war er zur Türe hinaus.

„Was sagst du dazu?" rief Salme nach dem ersten Schrecken.

„Hab' ich dir's denn nicht abgeraten?" sagte die mildere Fradel, „du hast aber nicht hören wollen."

Salme Floh versank in tiefes Nachdenken.

„Das Jüngel," sprach er nach einer langen Pause, „ist zum Gehennim (Hölle) ganz reif — den Brief schick' ich aber doch ab."

Das Schreiben des Hausherrn traf nur um eine Viertelstunde später als Mendel Wilna im Randarhofe ein. Die Ankunft des langvermißten Schnorrers hatte eine freudige

Aufregung bei Rebb Schmul und Rachel hervorgebracht. Der Randar saß mit seinem Gaste in traulichem Gespräche und ließ sich von ihm die lange Geschichte seiner Reise nach Jeruschalaim erzählen. Da langte der Schnorrer mit einem Male aus seinem Bündel zwei kleine Säckchen hervor, die er dem Randar mit den Worten hingab: „Da haben Sie, was ich Ihnen einmal versprochen habe."

Rebb Schmul konnte sich nicht mehr daran erinnern, er befühlte die Säckchen und fragte nach ihrem Inhalt.

„Es ist Erd' aus Jeruschalaim," sagte der Schnorrer.

„Wirkliche Erd' von Jeruschalaim?" schrie der Randar erstaunt.

„Ich hab' sie ausgegraben auf der Stelle," sagte Mendel, „wo einmal unser heiliger Tempel ist gestanden."

Der Randar öffnete zitternd vor Freude die Säckchen, und seine Augen leuchteten wunderbar, als er die unscheinbare, aber so teure Erde vor sich hatte.

„Ist's aber ganz wirklich Erd' aus Jeruschalaim?" fragte er noch einmal. „Betrügt mich nicht, Rebb Mendel, denn ich will, daß man mir, wenn ich werde gestorben sein, diese Erd' unter den Kopf legt."

„Bin ich denn ein so großer Lügner?" sagte lächelnd der Schnorrer, „da ist noch die Bestätigung von einem Rabbi in Jeruschalaim."

Damit reichte er ihm ein Papier hin, mit einem großen Siegel daran, das der Randar aber nicht las. Er nahm die Säckchen und die geschriebene Bestätigung und trug beides zu einem Kasten, in dessen verstecktestem Fache er sie niederlegte.

„Jetzt ist's gut," sagte er dann, „jetzt kann ich doch wenigstens auf Erd' von Jeruschalaim liegen. So was kriegt man so bald nicht."

Währenddem trat die Randarin mit dem Briefe Salmes in die Stube. Sie hatte verstörte Züge und Tränen in den

Augen. Noch ehe das Schreiben angekommen war, hatte Mendel Wilna erzählt, wie er Moritz spät in der Nacht auf der „Pfarrstiege“ sitzend gefunden habe.

Die Randarin hatte sogleich den Kopf geschüttelt — was tat Moritz in so später Stunde noch in der Gasse? Und gar sitzend auf der Stiege?

Nun kam der Brief, und sie sah den Zusammenhang in der Sache. Ihr ganzes Wesen erzitterte vor Schmerz und Trauer. Sie wollte den Brief ihrem Manne mitteilen. Wie sie aber in die Stube trat, rief er ihr, noch selig von dem Geschenke des Bettlers, zu: „Rat mal, Rachel, was Rebb Mendel uns mitgebracht hat?“

„Weiß ich?“ fragte sie trübe lächelnd.

„Erd' aus Jeruschalaim,“ sagte der Randar und ging zum Kasten, um wieder die Säckchen hervorzuholen.

In ihrem Mutterherzen hatte die Randarin sogleich die Gefahr erkannt, daß sie gerade jetzt, wo ihr Mann in religiöser Stimmung war, ihm den Brief mitteilen wollte. Sie verschloß also seinen Inhalt in sich, wie man eine Todeswunde verbirgt.

Nachts aber wachte wieder ein Gedanke an ihrem Bette: „Gott, allmächtiger Gott,“ sagte sie, „sollte es wirklich das Lernen sein, was mein Kind so schlecht macht? Es haben ja schon so viele gelernt und sind dabei doch gut jüdisch geblieben. Und gerade mein Kind sollt' dadurch so schlecht geworden sein? Was möcht' mein Mann erst sagen, wenn er das wüßt'? Ach! es wär' besser gewesen, wenn mein Kind im Dorf geblieben wäre bei Bauern und Branntweinfässern. Ist das aber wahr? Nein, nein, das Kind hat nur eine unglückliche Stunde gehabt.“

Den Brief zeigte sie ihrem Manne nicht!

10. Ursache und Wirkung.

Honza hatte in der letzten Zeit ein gar trauriges Leben geführt. Es waren schon Wochen vergangen, ohne daß er die geringste Unterstützung vom Hause erhalten hätte. Sein Vater Waczlav, einst einer von den Wohlhabendern, war durch Völlerei ganz herabgesunken, Hof, Feld und Wiese waren dem unseligen Geiste zum Opfer gefallen, dem er sich ergeben hatte. Die Mutter Honzas kam oft weinend nach Bunzlau und erzählte ihm, wie alles Geld zum Randar wandere und nicht einmal soviel erübrigt werde, um dem Studenten einen Rock auf den Leib zu schaffen. Alles vertue der Vater, nicht die Kuh im Stalle sei mehr sicher, auf dem nächsten Markte verkauft zu werden.

Es mag ein eigener Dämon über so einer Schenkstube walten. Das Volk, das sich hingezogen fühlt, kennt ihn; es weiß sogar, wie es sich ihm entziehen könnte. Da sind aber oft ganz unbedeutende Dinge, die es von den guten Wegen zurückhalten. Bald ist es das Schild des Wirtshauses, das gleißend zu sich einladet, bald Müßiggang, am seltensten Durst. Bei Waczlav, dem Vater Honzas, war es das Schuldenbuch des Randars. Er konnte sich's nicht ausreden, daß in dem Buche sein ganzes Unglück liege. Man weiß, wie eine Idee, sobald sie in einem durch Trunk und Leidenschaft verdumpften Gehirne Raum gewonnen hat, allmählich Form und Gestalt annimmt.

Waczlav hatte gewiß recht, daß er dem Schuldenbuch sein ganzes Unglück zuschrieb; aber er ging weiter. Wenn er es aus der Welt schaffen könnte, meinte er, wäre alles gut. Er dachte daran, das Buch zu stehlen, aber es mißlang jedesmal.

Da kam in einer Nacht Feuer im Hause des Randars aus, die Flammen loderten schon an der Scheuer auf, als die Glocken Sturm läuteten. Die Flammen griffen glück-

licherweise nicht weiter; es brannte nur die Scheuer nieder, die schon mit der Ernte des Sommers gefüllt war.

Sonderbar! Der Randar kam sogleich auf den Gedanken, kein anderer könne den Brand angelegt haben, als Waczlav. Er ging aufs Amt und ersuchte, den Bauer in Verhaft zu nehmen. Waczlav wurde ins Verhör genommen; er gestand alles, nämlich, daß er aus Rache gegen den Juden und um das Schuldenbuch aus der Welt zu schaffen, das Feuer ins Haus geworfen habe.

Es war dies kurz vor der Klassenlesung. Moritz und Honza gingen eines Tages, im Gespräche begriffen, aus der Schule. Als sie auf den „Ring“ kamen, da wo das große Kriminalgebäude steht, sahen sie davor eine Menge Leute, die sich um einen eben gebrachten Verbrecher herumdrängten. Aus Neugierde traten sie näher; wie aber Honza den ersten Blick auf ihn geworfen, stieß er einen gellenden Schrei aus und stürzte ohnmächtig zu Boden. Er hatte seinen eigenen Vater erkannt.

Mitleidige Leute trugen unter Leitung unseres Moritz den Honza in dessen Wohnung.

Als Honza aus seiner Ohnmacht erwachte, stand Moritz an seinem Bette und hielt seine kalte Hand in der seinigen. Mit einem Seufzer schlug der Unglückliche die Augen auf; sein Bewußtsein sammelte sich allmählich in einem einzigen Blick, den er auf Moritz warf. Moritz lachte ihm freundlich zu; aber dieses Zeichen seiner Teilnahme schien auf die Lebensgeister Honzas einen widrigen Eindruck zu machen. Mit aller Kraft, die ihm eigen war, stieß er seinen Mitschüler von sich weg, daß der in eine Ecke der Stube taumelte.

„Honza, Honza,“ schrie Moritz, „erkennst du mich denn nicht?“

„Geh in die Hölle,“ schrie Honza wütend, „denn ihr Juden allein seid an meines Vaters Unglück schuld.“

„Das ist nicht war,“ sagte Moritz bleich, mit bebenden Lippen.

„Habt ihr ihm nicht zu trinken gegeben?“ schrie Honza, „habt ihr ihn nicht ausgesaugt, bis er in Ketten kommen mußte? Ihr habt uns zugrund gerichtet, dein Vater ist ein Blutigel, der das Blut des ganzen Dorfes aussaugt.“

Dann warf er sich mit seinem Antlitz aufs Bette und blieb da schluchzend eine Zeit liegen. Moritz stand, Zorn und Empörtheit im Herzen, an der Türe und sprach kein Wort.

„O weh, o weh,“ rief Honza, „vor keiner Menschenseele darf ich mich jetzt blicken lassen. Der Vater in Ketten! Die Leute werden mir ins Gesicht speien. Die verfluchten Juden, sie haben uns alles genommen! Der Donner soll sie erschlagen.“

„Du bist ein Lügner, Honza,“ sagte Moritz, „wenn du das sagst; dein Vater ist immer ein Trunkenbold gewesen.“

„Geh in die Hölle,“ schrie Honza darauf, „du bist wie dein Vater, und dein Vater wie du. Kein Unterschied!“

Moritz schlug zornig die Türe auf und sprang hinaus.

Es waren noch zwei Tage zur Klassenlesung. Mit fieberhafter Unruhe erwartete sie Moritz. Wie ein dunkler Schatten glitt ihm überall das Unglück Honzas nach, und er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, daß es in irgend einem Zusammenhange mit seinem Vaterhause stehen müsse. Es war ihm keine Nachricht zugekommen; Moritz fühlte sich von Zweifeln und qualvoller Unruhe bewegt.

In später Nacht kam er am selben Tage, als die Klassenlesung vorüber, im heimatlichen Dorfe an. Mit hochklopfendem Herzen trat er ans Haustor; in der Schenkstube brannte noch Licht. Als er eintrat, regte sich nicht der mindeste Laut; erst später, als sein Kommen einiges Geräusch verursacht hatte, sah er, wie sich etwas an einem Tische be-

wegte. Es war Hannele, die in Erwartung ihres Bruders eingeschlafen war.

„Wer ist das?“ rief sie und starrte mit schläfrigen Augen nach Moritz hin.

„Ich bin's ja,“ sagte Moritz.

Hannele flog ihm entgegen, sie begrüßten sich zärtlich.

„Was macht Vater und Mutter?“ fragte Moritz.

„Der Vater ist gesund und schläft schon. Die Mutter —“

„Nun, die Mutter?“ schrie Moritz in seiner Angst.

„Weißt du denn nicht, was geschehen ist? Wir sind ja abgebrannt.“

Moritz starrte ihr erschrocken ins Angesicht.

„Und weißt du, wer das Feuer angelegt hat? Hättest du dir denken können, daß es der Bauer Waczlav sein wird?“

„Honza, Honza!“ rief Moritz in schmerzlicher Erinnerung.

„Was sagst du, Honza?“ schrie Hannele erschrocken, „sein Vater ist's ja gewesen — der Vater hat's gleich am andern Tag gesagt, es kann kein anderer als Waczlav sein. Wie das Feuer bemerkt ward, hat schon die ganze Scheuer gebrannt, noch eh' sich ein Bauer im Dorf zum Löschen gerührt hat. Man hat bitten und schreien müssen, eh' einer Hand angelegt hat.“

„Nicht einer hat löschen wollen, sagst du?“ rief Moritz und versank in Nachdenken. Dann raffte er sich auf und schrie: „Und die Mutter?“

Aber die Randarin hatte bereits die Stimme des geliebten Kindes erkannt; sie hatte sich leise vom Bette erhoben und erschien jetzt, ein Licht in der Hand, auf der Schwelle der Stube. Bei ihrem Anblick erschrak Moritz innerlich. Wie bleich und todkrank sah sie aus. Mit einem lauten Schrei stürzte er ihr entgegen, sie hielt ihn minutenlang umschlossen.

„Es ist nur gut," sagte sie, „daß du gekommen bist, du hätt'st mich bald nicht mehr angetroffen."

Moritz blickte sie traurig an.

„Ich weiß, ich trag' den Tod mit mir herum, und daran ist Waczlav, der Bauer, schuld."

„Wie redest du doch, liebe Mutter?" fiel Moritz ihr ins Wort.

„Ich weiß, was ich weiß," sagte die Randarin mit einem trüben Lächeln. Moritz empfand einen tiefen Schauer, alles klang ihm wie eine traurige Vorbedeutung.

In Tränen und Sorgen brachte er diese Nacht zu. Kaum dämmerte der Morgen, so erhob er sich eiligst und ging zu der abgebrannten Scheuer hinaus. Ihn drängte es, das höllische Werk des Bauers zu sehen. Duftig lag der Morgen über Tal und Höhen, Bauern zogen zur Arbeit hinaus, sie grüßten den wiedergekommenen Studenten; aber Moritz dankte ihnen kaum, finster blickte er ihnen nach.

„Nicht einer hat löschen wollen," wiederholte er in schmerzlicher Erinnerung, „nicht einer!"

Als er aber die verbrannten, umherliegenden Trümmer, das schwarze Mauerwerk sah, empörte sich sein innerstes Wesen; ja selbst der blaue Himmel, der ungehindert durchblickte, erfüllte seine Seele mit unaussprechlichem Zorn.

„Verflucht!" rief er, „dieser hündische Waczlav. Warum mußte er dieses Unglück über unser Haus bringen? Was haben wir ihm getan? Honza ist ein Lügner, wenn er den Vater beschuldigt. Es liebt uns keiner im Dorfe, und das ist's. Sie möchten uns in einem Löffel Wasser ertränken, wenn sie nur könnten. Und weil sie uns nicht an den Leib können, wollen sie uns an Hab und Gut schaden. Nicht einer hat löschen wollen!"

Dann setzte er sich auf einen verbrannten Balken und blickte träumerisch in das Werk der Zerstörung. Seine kranke Mutter kam ihm in den Sinn, und weil sein Gemüt ohne-

hin in tiefster Aufregung erzitterte, nahm er es als Gewißheit an, sie könne gar nicht genesen. Er sah sie ihren letzten Atemzug tun, dann sterben und ins Grab gesenkt werden.

Aus diesen Träumereien weckte ihn Hannele, die schon eine gute Weile neben ihm stand.

„Warum so zeitig auf?" fragte sie ihn.

„Ich hab' nicht schlafen können," sagte Moritz düster.

„Ich auch nicht," meinte Hannele, „ich hab' Sorgen."

„Sorgen? Wie kommst du zu denen?" fragte Moritz; er konnte sich nicht enthalten dabei zu lächeln. Dann besann er sich und setzte mit einem Seufzer hinzu: „Ja, wegen der Mutter?"

„Auch wegen der," sagte Hannele errötend und stockte. „Kommt Honza nicht nach Haus auf die Ferien?"

„Was geht dich der an?" brauste Moritz wild auf, „der ist unser Feind, wie es sein Vater ist, wie sie es alle sind."

„Honza kann nichts dafür," sagte Hannele mit bewegter Stimme, „es ist nicht eine Ader vom Waczlav in ihm. Honza könnte keine Fackel anzünden."

„Das meinst du nur so," fiel Moritz bitter spottend ein, „aber hättest du gehört, was ich gehört habe, hättest du ihn fluchen hören unsern Eltern, uns allen —"

„Mir auch?" fragte ihn Hannele.

„Uns allen," sagte Moritz zornglühend, „er hat dich auch gemeint."

Nun erzählte er ihr in Worten, die von der Erinnerung berührt wie Wunden aufzischten, an die man heißes Eisen legt, die mit Honza erlebte Szene. Seine Stimme zitterte, als er so sprach, und in seinen Augen standen Tränen.

„Das kann Honza nicht gesagt haben," meinte Hannele kopfschüttelnd, aber mit fester Überzeugung.

„Du glaubst mir also nicht?" rief Moritz mehr verwundert als zornig aus.

„Das kann Honza nicht gesagt haben,“ wiederholte das Mädchen leise und stand mit niedergesenkten Augen vor dem strengen Bruder. Dann wandte sie sich um und sagte: „Ich muß jetzt in die Schenkstub' gehen, es werden schon Bauern dort sein.“

Langsam ging sie darauf auf das Haus zu. Moritz blickte der Dahinwandelnden mit stummem Erstaunen nach.

Es ist nichts Seltenes, daß uns das Zunächststehende und natürlich Verbundene fremd wird. Wie wenig kennen wir oft unsere eigenen Geschwister! Ein gaazes Menschendasein gehen wir ihnen zur Seite, wie nehmen allen Anteil an ihren Schicksalen, wir fühlen das Unglück, das sie betrifft, so lebhaft mit, als wäre es über uns hereingebrochen; aber der tiefe, geistige Inhalt ihrer Naturen, das geheimnisvolle Walten ihrer innersten Individualität, das haben wir nicht gekannt, das entgeht uns oft. Es ist, als wäre das väterliche Dach gerade zu dieser Erfassung des Allernächsten und Natürlichsten viel zu niedrig und eng, als müßten wir es erst durchbrechen, um ganz Fremdes an uns zu ziehen. Wie selten haben wir unter unsern Geschwistern unsere eigentlichen Herzens- und Seelenfreunde.

So ging es auch dem Bruder Hanneles. Sie hatte erst jetzt Bedeutung für ihn, seitdem sie einen so hellen Strahl ihres innersten Gefühlslebens vor ihm hatte aufleuchten lassen. Moritz hatte die Schwester früher gar nicht beachtet; er hatte als Student jene Selbstgenügsamkeit, die auf das Wissen anderer mit stolzen Augen herabschaut. Der Vater sprach so oft davon, daß ein Mädchen nichts zu lernen brauche, daß Moritz es zuletzt selbst glaubte.

Mit Erstaunen bemerkte er nun, daß Hannele so gar nichts wußte; er sah sie nie mit einem Gebetbuch in der Hand, nicht einmal am Sabbat. Sie schien überhaupt wenig „Jüdisches“ an sich zu haben. Dafür aber kannte sie alle Lieder, die im Dorfe gesungen wurden, und wenn sie nichts

zu tun hatte, setzte sie sich hinaus in den Hof und sang sie mit frischer Stimme. So traf sie einst Moritz, wie sie eines jener Lieder, worin ein unglücklicher Liebhaber seine Sehnsucht nach dem fernen, über den Bergen weilenden Mädchen so rührend ausspricht. Es war das:

Horo, horo, vyoská jsi!
Má panenko vzdálena jsi.
Vzdálena jzi za horama
Vadne laska mezi nama!*)

Moritz horchte einige Augenblicke auf die traurige Weise dieses Liedes; es kam ihm sonderbar, beinahe unzüchtig im Munde seiner Schwester vor.

„Wer hat dich das gelehrt?" fragte er sie mit strenger Miene.

„Ich hab's von den Mädchen und Jungen im Dorf gehört," war die Antwort Hanneles.

„Verstehst du's?"

„Weiß ich denn nicht böhmisch? Du wirst mich's doch nicht lehren."

„Du solltest das Lied nicht singen — es paßt nicht für ein Judenmädchen."

„Sie singen es im Dorf," war die ganze Entschuldigung.

„Gerade deswegen."

„Aber es gefällt mir." Sie sang noch die fehlende Strophe dazu.

Noch manches andere, was im Hause vorging, machte unseren Moritz irre. Er war in jenen Zeitpunkt seines Seelenlebens getreten, wo es sich, wie zu einer großen Reise, auf echten Haß oder auf echte Liebe vorbereitet. Das Un-

---

*) Zu deutsch:

Berg, o Berg, du bist so ferne!
Mein Liebchen, wie weit du bist!
Sie ist weit drüben über den Bergen;
Es welkt die Liebe zwischen uns.

glück mit dem Brande, so wenig es für die Vermögensumstände des Randars zu bedeuten hatte, griff all sein Denken und Fühlen, sein Lieben und Hassen am innersten Kern an und stellte sie gleichsam zum Kampf sich gegenüber.

Er begriff besonders seinen Vater nicht. Er glaubte einen Erzürnten zu finden, der sich das höllische Unternehmen Waczlavs zu Herzen genommen hatte, und er war noch immer derselbe. Mit den Gebetriemen um Kopf und Arm ging er noch jeden Morgen unter den Bauern umher; er sprach mit ihnen nicht strenger als zuvor, nichts schien auf einen Bruch des früheren Verhältnisses hinzudeuten. Die Bauern nannten ihn noch immer den „Pan Schmul" und rückten die Gläser zusammen, wenn er betete. Diese Sorglosigkeit seines Vaters war ihm in früherer Zeit erhaben wie nur etwas in der Welt vorgekommen. Ein böser Gedanke raunte ihm aber jetzt zu, diese gepriesene Sorglosigkeit sei gar nicht echt, und könne es gar nicht sein — er hielt sie für Verstellung.

Moritz dachte über das Verhältnis seiner Eltern zum Dorfe nach; es erschien ihm so seltsam als fremdartig. Im ersten Augenblick war er geneigt, alle Schuld auf die tückischen verdumpften Bauern zu wälzen. Er nahm angeborene böse Triebe an, die sie zum Hasse gegen den „Juden" drängten. Sein mildes Herz sprach aber bald gegen diese ungerechte Anklage. Woher aber diese innerliche Abneigung, dieses versteckte Lauern, die hämische Schadenfreude? Wo lagen die Wurzeln dieses Stammes?

In der Religion gewiß nicht. Betete der Vater nicht unter ihnen? Trug er nicht die Zeichen seines Glaubens ungescheut zur Schau? Moritz ahnte mehr, als er es aussprach, daß keine Religion die Menschen voneinander fern halten könne. Vielleicht aber, weil sein Vater wohlhabender war? Also Neid. Aber im Dorfe gab es Bauern, die, wenn sie alles zusammennahmen, sich mit ihm wohl messen konnten. Sie besaßen alles eigen, der Vater hatte es in

Pacht, und selbst der Robotdienst, den sie für die Scholle Erde leisteten, schien ihm in keinem Verhältnisse zu der erpachteten und doch besitzlosen Stellung seines Vaters zu stehen. Auch die reichen Bauern im Dorfe wurden beneidet — etwas Besonderes, was sich gerade gegen seine Eltern aussprechen konnte, fand er nicht.

Aber zwischen beiden, Religion und Neid, lag noch ein drittes mitten inne: Die geistige Überlegenheit seines Vaters. In ihr fand er alles Unheil, die ganze Lösung seiner Nachforschung. Es war nichts Gleiches zwischen seinem Vater und den Bauern; das Mittelglied fehlte. Er klug, überlegt, wachsam, sie dumpf, träge und beschränkt; wo sollten sie da ineinanderschließen und sich umfangen?

„Wenn die Juden nur um etwas weniger klug würden," dachte er sich, „und die Bauern um etwas mehr, so wäre beiden geholfen. Der richtige Einklang wäre gefunden."

Wie aber das erreichen? Kann man Menschen von einer seit lange behaupteten Denk- und Anschauungsstufe so schnell herabdrängen? Kann man wieder andere höher hinaufheben, wo sie zusammentreffen, ohne daß es nach Zwang und Nötigung aussieht.

Es war eine unselige Halbheit in dem Verhältnisse seiner Eltern zum Dorfe; er wußte kein Wort dafür, das es näher bezeichnet hätte. Er war nahe daran, an der schlichten, einfachen Natur seines Vaters zu zweifeln; sie erschien ihm doppelt. Im Kreise der Bauern sorglos, aus einem Glase trinkend, unter ihnen betend — im Herzen sie verachtend.

In diesem Gedanken ward er einst durch seinen Vater selbst bekräftigt. Sie standen miteinander vor der bald ausgebauten Scheuer, auf deren Dachstuhl bereits der Blumenstrauß der Zimmerleute prangte. Hie und da waren zwischen dem Lattenwerk schon die Ziegel sichtbar.

„Es ist gut, Vater," sagte Moritz, „daß du die Scheuer von Stein aufführen ließest nnd mit Ziegeln decken."

„Warum?"

„Sie kann jetzt nicht so leicht abbrennen."

„Meinst du?" sagte der Randar mit einem Lächeln, wie es Moritz nie an ihm gesehen, „morgen stecken sie mir vielleicht das Haus über dem Kopf in Feuer. Ich trau' keinem Bauer."

Also Mißtrauen von beiden Seiten? Wer war dazu mehr berechtigt?

Gab es da Hilfe? Woher sollte sie kommen?

11. Die Kirchweih.

Mit jedem Steine, der sich zum Bau der neuen Scheuer fügte, schien die Randarin ein Stück Leben nach dem andern einzubüßen. Sie sagte oft, wenn sie nach dem Gebäude hinausschaute, daß sie das Brot nicht mehr essen werde, welches man im künftigen Sommer von dort holen dürfte. Wenn man ihr diese trüben Gedanken ausreden wollte, schüttelte sie den Kopf und meinte: Der Bauer Waczlav hat für mich gut gesorgt — es vergingen oft mehrere Tage, wo sie das Bett nicht verlassen konnte. Mit Tränen stahl sich oft Moritz davon, wenn er das zehrende Siechtum der Mutter täglich größere Fortschritte machen sah. Schmerz und Wut wogten gleichmäßig durch seine Seele.

Indes war Kirchweih gekommen. Man traf im Hause die gewöhnlichen Vorkehrungen dazu. Man scheuerte den Boden, steckte Lichter auf die Wandleuchter und füllte vor allem die Flaschen. Trotz seiner traurigen Lage konnte Moritz die Bemerkung nicht unterdrücken, wie es doch sonderbar sei, daß sein Vater, ein Jude, der Festgeber eines christlichen Heiligen sein müsse.

Tags zuvor saß Hannele draußen im Garten, eines jener Dorflieder, die sie immer im Munde hatte, vor sich murmelnd. Plötzlich raschelte etwas hinter den Bäumen —

wie sie um sich blickte, stand Honza, bleich und in vernachlässigtem Anzug vor ihr.

Tiefaufatmend rief er: „Gottlob! daß ich da bin.“

„Wo kommst du her, um Gottes willen?“ fragte ihn Hannele erschrocken.

„Red' nicht so laut,“ sagte Honza zusammenschauernd, indem er scheu umherblickte, „es könnte mich einer sehen.“

„Und warum nicht?“

„Weil ich keinem Menschen ins Auge sehen darf. Ist dein Bruder nicht hier?“

„Was willst du von ihm?“

„Nichts — nur soll er nicht hier sein! Du bist die erste, mit der ich spreche. Ich bin über die Felder weit gelaufen, um nicht durchs Dorf gehen zu müssen. Nicht einmal meine Mutter weiß, daß ich gekommen bin.“

„Die wird sich freuen,“ meinte Hannele, „daß du sie wegen der Kirchweih besuchst.“

„Eine schöne Kirchweih,“ lachte Honza bitter auf, „der Vater im Kriminal, die Mutter hat kein Geld, und der Sohn darf keinem Menschen ins Gesicht sehen. Ich muß fortgehen, wo nur eine Geige zu klingen anfängt. Ich komme auch nur, um von dir Abschied zu nehmen auf lange, lange Zeit.“

„Wohin willst du?“ fragte Hannele leise.

„Jetzt geh' ich nach Prag auf zwei Jahre, dann werde ich ins Seminarium nach Leitmeritz kommen. Du wirst mich jetzt über sechs Jahre gar nicht vor Augen sehen.“

„Das wird dir leid tun, Honza?“

Hannele sowohl als Honza hatten bis dahin gesenkten Blickes miteinander gesprochen; bei der letzten Frage aber schaute Honza auf, beider Augen begegneten sich, da überflog die Wangen Hanneles eine glühende Röte.

„Leid tun, oder nicht,“ sagte Honza leise, „ich muß gehen. Hätt' ich nur —“

„Was denn?“ fragte Hannele schnell.

„Ich kann dir das nicht sagen.“

„So sag's nur,“ drängte das Mädchen, „mir kannst du's doch sagen.“

„Gut,“ meinte Honza halb ärgerlich, „vor dir hab' ich mich ja nicht zu schämen. Auch ist's keine Schande, wenn ich dir es anvertraue. Weißt du was? Ich habe kein Geld, und ich muß fort. Die Mutter kann mir keines geben.“

„Ist's viel, Honza, was du brauchst?“

„Über zwanzig Gulden.“

Hannele besann sich eine Weile, dann rief sie plötzlich: „Sorg' nicht, Honza, ich schaff' dir die zwanzig Gulden.“

„Du?“

Hannele erschrak über den zweifelhaften Ausruf Honzas. Sie wurde bleich — aber sie sagte gleich darauf: „Nun ja, ich schaff' dir das Geld, willst du mehr?“

„Du?“ fragte Honza noch einmal. Über sein ganzes Wesen leuchtete ein freudiger Glanz.

Da rief man in demselben Augenblicke den Namen Hanneles mehrmals im Hause, dazwischen ertönte heftiges Wehgeschrei. Hannele fuhr zusammen, sie raffte noch eilig das Tuch auf, das ihr entsunken war, und sagte hastig:

„Ich muß jetzt gehen. Komm nur morgen um dieselbe Stunde her, so wirst du das Geld bekommen. Sorg' nicht und freu' dich auf die Kirchweih'.“ — Sie eilte ins Haus zurück. Honzas Augen brannten wie warme Sonnenstrahlen hinter ihr; als sie entschwunden war, fuhr er sich seufzend über die Stirn und ging dann langsam quer über die Felder.

Bei ihrem Eintritt ins Haus fand Hannele alles in größter Bestürzung. Die Randarin war plötzlich todkrank geworden. Sie hatte sich so verschlimmert, daß man eine stündliche Auflösung erwarten konnte. Man war um den Arzt gelaufen, im Hofe spannte der „Junge“ die Pferde ein, um nach dem benachbarten Ghetto zu fahren, um von dort

die „frommen Weiber“ zu holen. Die Schatten des Todes breiteten sich allmählich über das Haus!

Das Wehklagen erhob sich, als nach einiger Zeit die „frommen Weiber“ aus dem Ghetto kamen. Es waren das stämmige Gestalten, die mit dem Tod wohl umzugehen wußten. Sie traten geräuschvoll in die Stube; darüber wurde die Randarin unruhig und schrie auf, man möge sie nur zum Bett herantreten lassen, es sei schon Zeit. Auch der Arzt kam; er erklärte die Kräfte der Kranken für erschöpft und empfahl nur Stillschweigen und Unterdrückung jeder lauten Klage! Darauf wurde es im Hause still, der Tod durchschritt es auf leisen Socken.

Die ganze Nacht dauerte bei der Kranken der Kampf um das Leben. Die Seele verließ nicht gern die Räume, an die sie mit so starken Klammern gefesselt war. Erst gegen morgen wurde sie ruhiger; die „frommen Weiber“, die in der Nacht mit ihr „gesagt“ (die Totengebete verrichtet), waren müde und wünschten einen kleinen Schlaf zu tun. Die Randarin selbst lag in einem heitern, fast gesunden Schlummer.

Ins Dorf zog jetzt die Kirchweih' ein.

Von allen Seiten kamen Züge von Wallfahrern herbeigeströmt. Rote Fahnen flatterten voran. Musik erschallte, und vom Hause konnte man deutlich die sich kreuzenden Anfangsmelodien der Vorsänger und die darauf einfallenden Gesangsweisen des Volkes vernehmen. Dazwischen läuteten die Glocken und wurden Böller gelöst. Tal und Höhe schienen von Leben trunken. Alles schien seine Stimme zum Lobe des Heiligen zu erheben. Dann wurde es still im Dorfe. Der Gottesdienst hatte begonnen. Zuweilen läutete ein Glöcklein drein, oder die betende Gemeinde ließ ihre Gesänge wie ein gewaltiges Meer anschwellen. Orgelklang, Trompeten und Pauken wollten dann stärker sein, als die schwachen Menschenlaute und stürzten mit gewaltiger Kraft darüber.

Gerade in einem solch schallenden Momente erwachte die Randarin aus ihrem Schlummer; sie sah niemand neben sich als Moritz, der in stummem Schmerz und mit verschränkten Armen an ihrem Bett saß. Sie rief ihn leise beim Namen; da fuhr er auf.

„Ich hätt' dir noch viel zu sagen," begann sie mit schwacher Stimme.

Moritz bat sie, sich zu schonen.

„Ein Wort mehr oder weniger," lächelte sie trübe, „damit hältst du den Tod nicht auf. Ich möcht' nur noch gerne etwas wissen."

„Was, liebe Mutter?"

„Ob du jüdisch bleiben wirst?"

„Ich schwör' dir's zu."

Die Mutter sah ihm lange in das tränenüberströmte Antlitz, dann sagte sie: „Lang' mir jetzt den Brief von deinem Hausherrn hinter dem Kopfkissen her; er hat mir viel gebrochen Herz gemacht."

„Kenne ich ihn denn nicht?" wagte Moritz zu fragen.

„Tu's nur, mein Kind," sagte sie mit ungeduldiger Hast, „willst du, daß ihn dein Vater zu Gesicht bekommt!"

Laut weinend stürzte Moritz zu ihr hin; er hatte diesen letzten Liebesdienst seiner Mutter wohl begriffen.

Es war Mittag geworden. Die Predigt war vorüber und der Ablaß allen gegeben, die zur Verherrlichung des Heiligen herbeigeströmt waren. Nach der Kirche zog man vor das Haus des „Juden", und die Schenkstube füllte sich in einigen Augenblicken mit durstigen Gästen. Es gab nun kein Mittelding mehr zwischen Kirche und Leben; wie an zwei Enden hielten der Pfarrer und der Randar die Kirchweih' — jenem gehörte der Vormittag, diesem der weit wichtigere Nachmittag.

Der Randar war gleich anfangs entschlossen, die ganze Kirchweih' abzustellen; er wollte wegen seines sterbenden

Weibes keinen ins Haus lassen. Aber sein Widerstand war zu gering gegen eine von Wein, Andacht und Sinnenlust aufgeregte Volksstimmung. Er konnte nichts tun, als sich verzweifelnd in das Unabwendbare fügen. Hannele mußte sich jetzt von dem Bette der Mutter losreißen, um die Gäste zu bedienen. Der Randar ging unter ihnen umher und bat jeden einzelnen um Ruhe, aber im Taumel und in der Lust verrauschte und verklang die Mahnung.

Jetzt kam noch die Musik. Der Randar hatte sie schon einige Tage vorher bestellt. Jetzt wollte er sie nicht zum Spielen kommen lassen. Die Musikanten waren schon in die Stube eingetreten. Da rief des Dorfrichters Sohn, der wilde Pawel: „Nur aufgespielt!“ und warf ihnen einige blanke Zwanziger hin. Der Randar wurde zornig und schrie seinerseits: „Ich leid' es nicht;“ der Pawel aber wiederholte seinen Aufruf zum Tanze und schob den starken Mann zur Seite. Die gewaltige Lärmtrompete war die erste, die den Widerstand versuchte, sie begann mitten in das Gerede hineinzutönen, darauf folgten zögernd Fiedeln, Baßgeige und Klarinetten. Endlich fanden sich die zerstreuten Töne, sie klangen zusammen, und der wilde Pawel führte den Tanz auf.

Zwischen Tränen und Gebeten drängten sich in Moritz, der das Bett der Mutter nicht verlassen hatte, dunkle Flüche auf. Er verfluchte das Gewerbe seines Vaters, das die Mutter nicht einmal in Ruhe sterben ließ. Es schien ihm so schrecklich, mitten unter diesen Klängen wild aufgeregter Leidenschaften die Mutter scheiden zu sehen.

Zwischen Vater und Bruder aber ging Hannele mit dem Gedanken an Honza herum. Sie dachte an die zwanzig Gulden, die sie ihm versprochen, und an die Freude, die er empfinden werde. Ihre Seele war zwischen Lust und Trauer geteilt.

Gegen abend hatte sie das Geld beisammen; es gehörte zur Einnahme des heutigen Tages.

Hannele benützte einen Augenblick, wo es in der Schenkstube stürmisch zuging. Der trunkene Pawel hatte die Tänzerin eines andern an sich gerissen, was der nicht zugeben wollte. Darüber war eines jener gewöhnlichen „Geschläge“ entstanden, wie sie der Randarhof schon lange kannte. Sie lief in den Garten, wo sie den bereits ihrer harrenden Honza im Grase liegend fand.

„Wartest du schon lange?“ fragte sie ihn atemlos.

„Ich wußte ja, daß du kommen wirst.“

„Da hast du das Geld — es fehlt kein Kreuzer daran.“

Sie warf ihm ein Beutelchen zu, das die zwanzig Gulden enthielt. Ihre Wangen brannten, und ihre Hand zitterte, als sie es ihm gab.

„Borgst du mir's auch gern?“ fragte Honza.

„Nimm's nur und versteck' es,“ sagte sie bebend.

„Weiß auch dein Vater davon?“

Da schrie Hannele auf und bedeckte sich schamvoll das Antlitz. Ohne Antwort war sie wieder ins Haus zurückgelaufen.

Die Unterredung mit Honza hatte sie aber um die letzten Augenblicke der Mutter gebracht. Die Randarin hatte sie „benschen“ (segnen) wollen; sie war aber nicht zugegen. Als sie jetzt in das Zimmer trat, woher mitten durch die Musik und die Rauferei das Wehgeschrei des Vaters und der Hausleute kam, war die Randarin schon verschieden. Die „frommen Weiber“ bereiteten sich, die Tote auf den Boden zu legen.

Der Randar fühlte jetzt Riesenkräfte genug in sich, um die Kirchweih' auseinanderzutreiben. Es war bereits Blut geflossen, denn der wilde Pawel war durch ein gewaltiges Bierglas an der Schläfe verwundet worden; die Gemüter waren nun leichter zu bereden. Die Musik verstummte; allmählich leerte sich die Schenkstube.

Die Tote sollte nun in Ruhe liegen.

12. Schaufäden.

Die Randarin schläft schon seit Jahren auf dem Münchengrätzer „guten Ort", inmitten der Kinder, die ihr in das Jenseits vorangegangen. Ihr weißer Grabstein hebt sich vor allen andern hervor, und wenn Moritz die Straße zur Heimat zog, hatte er ihn jedesmal vor Augen. Er konnte dann nie seine Tränen bemeistern. — Die schöne Sage von der Mutter Benjamins fiel ihm ein. „Sie hat nicht umsonst Rachel geheißen," dachte er, „gleich dem Grabmal der Patriarchin steht auch das ihre an der Straße, die ihr Kind zieht. Sie hat mich auch geliebt als ihren Benjamin! Als die Juden zum ersten Male aus dem gelobten Lande, gefangen und kettenbelastet, zogen, stand Rachel draußen vor ihrem Grabe und winkte ihnen weinend Lebewohl zu. Gebe Gott, daß sich der Schatten meiner Mutter nie zürnend gegen mich erhebe, wenn ich mich etwa selbst aus der Heimat meines Glaubens stoßen wollte ... ich will ihren letzten Worten immer treu bleiben!"

Der Randarhof hatte sich indessen sehr verändert. Wie auf Ruinen lag der Geist der Trauer darauf. Es ging nicht mehr so lustig dort zu, wie vorzeiten. Der Randar war still und mißmutig geworden. Des Freitags stand er zwar immer noch vor dem Hause und lugte wie Abraham nach den Engeln auf die Straße, ob seine Schnorrer noch nicht kämen. Aber selbst am Abend, wenn der Sabbat sich wieder duftend eingestellt hatte, erscholl nicht mehr das fröhliche Lachen, das hier einst ertönt war. Die Schnorrer mochten die lustigsten Stückchen erzählen, sie mochten „schmusen" so viel sie wollten, Rebb Schmul blieb ernst dabei. Nicht einmal für seine polnischen Freunde zeigte er die alte Teilnahme mehr, und der Kaiser Nikolaus, sein Todfeind, „mochte sich auf den Kopf stellen", wie er oft sagte, „oder alle Juden

nach Sibirien schicken", so ging es ihn nichts an; er blieb gleichgültig dabei.

„Das Haus ist gar nicht zu erkennen," sagten die Schnorrer, wenn sie des Sonntags fortzogen, „Rebb Schmul ist wie ausgewechselt."

Wie man nach Auffindung einer bessern Straße die alten Handelswege vernachlässigt, so verließen diese Bettler den Randarhof und gingen lieber zwei Stunden weiter, um auf den Sabbat bei einem andern Randar unterzukommen. Selbst der Arme genießt sein Mahl nicht gern unter dem Schatten des Mißmutes.

An dieser Verwaisung des Hauses durch die Schnorrer trug übrigens Hannele viel Schuld. Sie begegnete ihnen stolz und herrisch und ließ sie durch Wort und Tat ihre Niedrigkeit fühlen. Dafür genoß sie auch weit und breit eines schlechten Rufes; die Schnorrer sagten von ihr, „sie hat kein' Ader von ihrer guten Mamme (Mutter), mit der der Friede sei, in sich!" Stolz und Geringschätzung verzeiht der Jude selten seinem Glaubensgenossen.

Auch die Vermögensumstände des Hauses hatten sich merklich verändert. Rebb Schmul hatte bedeutende Verluste erlitten; der frühere Name des „Dorfrothschildes" paßte nicht mehr so recht auf ihn. Ein plötzliches Armwerden, der unvermutete Einsturz eines bis dahin in aller Lebensfülle Bestandenen, bringt in dem Beteiligten bei weitem nicht jene moralische Wirkung hervor, als wo es sich allmählich vorbereitet, wo man den Wurm täglich, ja stündlich hört, der an dem Gebäude unheimlich leise nagt.

Im Zusammenhange mit dieser Abnahme seines „Glückes" stand auch der Tod des alten Grafen, der einige Jahre nach dem Heimgange der Randarin plötzlich vom Schlagfluß getroffen ward. Auch dieser Beschützer weilte nicht mehr auf Erden! Wenn jetzt das Vierteljahr kam, ließ sich Rebb Schmul nicht mehr seine Kutsche vorfahren, die ihn sonst zu

der „gnädigen Exzellenz“ selbst geführt, um ihr den Pacht zu übergeben. Jetzt hatte er es mit einem „Bevollmächtigten“ zu tun, den der junge Graf aus Wien geschickt hatte. Rebb Schmul war gleich am zweiten Tage nach der Ankunft des „Bevollmächtigten“ ins Schloß gefahren, wo dieser jetzt statt des frühern Besitzers residierte. Schon das verdroß den Randar; noch mehr ärgerte er sich, als ihn der „Bevollmächtigte“ bei Nennung seines Namens, der in diesen Räumen sonst so gnädig genannt wurde, bureaukratisch-vornehm „anschnauzte“ und ihn nicht einmal setzen hieß.

„Ihre eigene Equipage?“ fragte er ihn, als er zufällig durch das Fenster schaute und die Kutsche bemerkte.

Der Randar bejahte es demütig lächelnd.

„Schön,“ sagte der Bevollmächtigte. Der Ton, den er auf dieses einzige Wort legte, und die Gebärde, die es begleitete, lassen sich nicht beschreiben.

Darauf begann er mit dem Randar von den Pachtverhältnissen ein langes und breites zu sprechen, wovon Rebb Schmul nicht das zehnte Wort verstand, bis er endlich zu dem Schlusse gedieh, daß die bisher bestandenen nicht mehr bestehen könnten; zuletzt erklärte er, der bisherige Pachtschilling müsse erhöht werden, wenn — Rebb Schmul bleiben wolle; es hätte sich schon ein anderer gemeldet. Diese Erklärung hatte der Randar Wort für Wort verstanden, sie war ganz „deutsch“ gesprochen. Als der Bevollmächtigte geendigt, sagte Rebb Schmul, zitternd vor innerer Bewegung: „Was ein andrer tun kann, das kann der Schmul auch, Herr Bevollmächtigter“ — und empfahl sich.

Auf dem Heimwege aber machte er sich Vorwürfe, daß er mit dem Bevollmächtigten zu stolz gesprochen; er meinte, wenn er untertäniger gewesen und „kleinere“ Worte geredet hätte, so wäre auch seine Aufnahme besser ausgefallen. Ja, er fiel sogar auf den Gedanken, wenn er nicht in der Kutsche gekommen wäre, so hätte der Bevollmächtigte kein Wort von

einer Erhöhung des Pachtgeldes gesprochen. Besonders weh tat ihm das Stehen vor dem Beamten. „Bin ich nicht sonst bei der Exzellenz auf dem Kanapee gesessen," klagte er bitter, „und so einer, der einmal ein Schreiberl gewesen ist, läßt mich wie einen Bauer vor sich stehen. Was für Zeiten! Daß Gott sich soll erbarmen."

Nach einigen Tagen ging der Randar wieder zum Bevollmächtigten ins Schloß. Er hatte diesmal die Kutsche zu Hause gelassen und wanderte zu Fuß dahin. Sogar den schweren goldenen Siegelring, der ihm seit vierzig Jahren nicht vom Finger gekommen war, hatte er abgestreift, vielleicht damit nicht das glänzende Metall sein demütiges Gesuch überschimmere. Moritz, der sich damals nach dem „vierten" Jahre der Medizin auf Besuch zu Hause befand, wollte ihn bis zum Schlosse begleiten. Auf dem Wege vertraute ihm der Randar das Mittel, wie er den Bevollmächtigten „umbiegen" wolle, damit er den Pacht nicht erhöhe.

„Und wenn er nichts nimmt?" fragte Moritz, erstaunt über die arglose Unschuld, mit der der Vater seinen Plan aussprach.

„Der nichts nehmen?" rief der Randar ganz ruhig, beinahe überzeugt lachend, „der nimmt dir vom Altar herunter."

Sie waren gerade beim Schlosse angekommen. Moritz blieb draußen, Rebb Schmul aber ging in gebückter Stellung und mit bloßem Kopfe über den weiten Hof, trotzdem die Sonne heiß niederbrannte. Diese sich gleichsam vorbereitende Demut schnitt dem Sohne des Randars tief durch die Seele.

„Warum diese Niedrigkeit," dachte Moritz seinem Vater nach, „warum nicht aufrecht und gerade? Wer hat doch dem Volke das Geheimnis verraten, daß nur ein gekrümmter Rücken und gesenkte Augenwimpern Gnade finden vor dem Richter? Geheimnis? sie sagen es ja dem Volke, sie wollen

es ja nicht anders. Aber die glühenden Kohlen mögen die großen und die kleinen Tyrannen nur selbst auf ihr eigenes Haupt sammeln. Wo ist der gepriesene Kinderglaube des Volkes? Herr und Diener stecken in einer Sünde — das Volk weiß nur nichts davon. Da geht der Vater so ruhig zur Bestechung hin. Ist das nicht grauenhaft?"

Nach einer Viertelstunde Wartens, während Moritz in tiefem Sinnen auf und ab wandelte, kam Rebb Schmul wieder heraus. Sein Gesicht war aufgeregt und bleich, er hielt die Hände kraftlos über den Rücken. Mit starren Blicken ging er an seinem Sohne vorüber, ohne ihn zu bemerken.

„Nun Vater?" fragte Moritz.

Rebb Schmul sah sich erst um, ob er auch weit genug vom Bevollmächtigten sei, dann sagte er zornig: „Er hat nichts nehmen wollen."

„Hab' ich dir's nicht vorausgesagt?" rief Moritz mit beinahe freudigem Tone; „du hast's ja nicht glauben wollen."

„Du red'st was Schönes," meinte der Randar mit einem Anflug von Bitterkeit, „siehst du denn nicht, daß es um Hab und Gut geht?"

„Das ist nicht wahr," entgegnete Moritz heftig, „du bleibst immer ein geborgener Mann, wenn du das Randargeschäft auch aufgibst. Mußt du denn Bier und Branntwein ausschenken? Kannst du nicht Felder pachten und davon leben? Dein jetziges Geschäft macht eben dein unseliges Verhältnis zu den Bauern aus. Als man dir die Scheune anzündete, hat einer löschen wollen?"

Rebb Schmul sah seinen Sohn mit einem stechenden Blicke an, dann sagte er: „Mit Rat bin ich versehen, ich brauch' deinen nicht. Mein größter Feind könnt' mir keinen ärgern geben. Ich geh' nicht fort aus dem Haus, und wenn sich tausend Bevollmächtigte auf den Kopf stellen, so mach' ich keinen Schritt hinaus. Meinst du, ich laß' mich so leicht

fortschaffen, wo ich geboren und erzogen worden bin, wo mein Vater und Großvater gelebt haben und alt geworden sind! Nur mein geschworener Feind kann mir das raten. Eher zahl ich sechsmal den Pacht."

Diese Liebe zur heimatlichen Scholle, dieses plötzliche Aussprechen eines geheimnisvollen Gefühlslebens, das in dem Boden fußte, worauf sein Vater geboren ward, machte unsern Moritz ganz verlegen und schweigsam. In bitterer Verstimmung erreichten sie beide das Haus.

Hannele war derselben Meinung wie der Randar. Sie bat ihn himmelhoch, das Geschäft ja nicht aufzugeben; es sei hier alles so schön, sie wisse gar nicht, wie sie aus diesem Hause gehen könne. Dann warf sie sich mit einer Heftigkeit, die nur der das Innere dieses Mädchens Ahnende begreifen wird, in einen Stuhl und rief schluchzend: „Ich geh' nicht weg, Ihr könnt tun, was Ihr wollt."

„Narrele, wer denkt auch fortzugehen?" sagte der Randar. „Dein Bruder und der Bevollmächtigte möchten's gerne sehen. Aber ich tu' es just nicht. Lieber zahl' ich den ganzen Pacht."

Hannele flog auf und küßte den Vater. Wehmütig stand Moritz daneben, ihm war's, als gehörte er den beiden nicht an.

Uns wird es hier vergönnt sein, die Gedankenströme unseres Freundes, wie sie in jenen Jahren, die wir ungeschildert ließen, ihm durch die Seele fluteten, aufs Papier herzuleiten. Sie werden uns mit seinem durch Wissenschaft gekräftigten, über Vorurteile hinausgehobenen Wesen am besten vertraut machen. Er überschrieb sie:

Schaufäden.

Gestern abend sah ich Hannele zwei Kerzen anzünden. Während aber die erste der zweiten den leuchtenden Kuß gab, verlöschte sie selbst.

Ist's so mit dem Juden- und Christentume?

Wenn zehn Personen, deren jede über das dreizehnte Jahr hinaus sein muß, zusammenkommen, so bilden sie eine Gemeinde. Einer ist dann Vorbeter. Das Gebet steigt aber wie von Tausenden voll und rechtskräftig zum Himmel auf. Das ist eine weise Maßregel des Talmuds, geschrieben unter den Weiden Babylons.

Es kommt mir in manchen Augenblicken vor, als sei jede sogenannte Staatsreligion berechtigt, gegen die andern unterdrückten das Schwert in der Faust zu halten. Es ist etwas Großes und Unleugbares an einer solchen Staatsreligion. Wir Juden hatten sie einst. Worin besteht aber ihr eigentliches Wesen? Was erhält sie und führt ihr die meisten Anhänger zu? Nicht ihre Dogmen — die können finster, unfrei und beengend sein, aber die große Freiheit ihres ganzen Auftretens. Eine solche Staatsreligion als Körperliches gedacht, ist das Freieste, was ich mir denken kann. Ist das nicht Freiheit, wenn man seine Kreuze, Heiligenbilder und Statuen an jede Straßenecke, an jedes Feld und Haus stellen darf? wenn der Priester ungehindert mit der Monstranz selbst da erscheinen darf, wo sie fremd ist? wenn die Fahnen der Prozession überall flattern, die Gesänge überall ertönen dürfen? Es ist ganz natürlich, daß eine Religion, sobald sie der Staat auf den Thron gehoben, hart und unduldsam gegen die neben ihr bestehende wird. Sie will Freiheit der Form. Die Form will Ausdehnung und Entwickelung. Eine Religion, die überall beten, überall ihre Banner aufpflanzen kann, überall auf eigenem Grund und Boden steht, gewährt ihren Anhängern gleichsam eine Assekuranz! Unter Tausenden denkt kaum einer über den Geist und Inhalt einer Satzung nach; die übrigen wollen nur, daß sie sie aller Orten, in Stein meißeln, in Worte kleiden, malen und läuten dürfen. Aber auch das ist Leben, denn es ist die Freiheit

---

(Zwei Tage später.) Willst du die obigen Zeilen denn stehen lassen? Sah dir nicht, als du sie schriebst, die ecclesia militans über die Schultern? Ein schauderhaftes Wort!

Das Kreuz vor der Kirche wird jetzt bald durch ein neues ersetzt werden müssen. Die Dornenkrone des Heilands ist ganz zerwaschen, und der Regen hat die Blutstropfen beinahe farblos gemacht.

Wird es eine Zeit geben, wo kein Kreuz mehr auf Erden stehen wird? Man sollte keines aus Stein oder Metall aufrichten. Stein und Metall sind zu spröde und widerspenstig, sie liegen mit dem Elemente im ewigen Hader und sind oft Sieger. Holz ist der eigentliche Stoff; es ist doch aus einem halborganischen Leben geschnitzt worden. Der Baum mußte doch früher sterben; aber vor diesem ewigen, nie gestorbenen leblosen Stein graut mir. Er ist die Ewigkeit des Kreuzes. Wenn aber ein Friede, ein Ostermorgen über die Welt wehen wird — dann werden die steinernen Vorwürfe noch stehen wollen. O keinen Stein, ich bitte euch! Holz ist der eigentliche Stoff!

Ich habe im Ghetto selten ein Kind — mit Blumen in der Hand gesehen. Fehlt es den Juden wirklich an Natursinn? Sogar Kinder können schon die Blumen entbehren!

Schön ist's, wenn am Abend des Neujahrstages der Hausvater über eine Frucht als den Erstling des Bodens den Segen spricht. Schön ist auch das Laubhüttenfest mit seinen grünen Hallen, schön das Wochenfest, wenn sich die Synagoge zur Ehre der zehn Gebote mit dem Schmucke der Wiesen und Gärten ziert! Namentlich ihr holden Laubhüttentage gefallt mir, der Geist meiner Kindheit wandelt in euch

herum wie in einem Paradiese. — „Jom Kippur“ ist vorüber, der lange martervolle Tag! Ohne Priester und Abendmahl hat sich die Seele selbst Ablaß gegeben; im Himmel hat Gott den Schuldbrief zerrissen, und sie kann nun wieder aufjauchzen in Lust und — Sünde. Was kommt da natürlicher als das Laubhüttenfest? Grün ist die Farbe des Lebens, grün die Freude des Auges! Die Zerknirschung des Jom Kippur soll aufgehen unter der schwellenden Lust der Laubhütten.

Ich bleibe bei dir, schönes Fest! Welch ein fröhliches Getümmel vor Beginn im Ghetto! Bauern bringen Laubwerk und Reisig aus den Wäldern gefahren — die wissen es gut, wenn sich die Juden freuen wollen! Das ist dann ein Handeln und Feilschen und Drängen um den Waldesschmuck! Besonders gefallen mir die Kinder! Die gehören auch ganz eigentlich dazu. Mit dem Laubwerk auf dem Kopf und unter dem Arm rennen die Knaben und Mädchen durch die Gasse! Die alten hohen Häuser mit den vielen Familien darin scheinen jung zu werden und zu lachen. Nun werden die Laubhütten aufgeschlagen. Kinder bringen den lange vorher bereiteten Schatz von vergoldeten Äpfeln, Nüssen und Papierschnitzeln und schmücken die Wände. Um diese Zeit haben die herumwandernden Bilderhändler den besten Markt. Die Kleinen geben ihren letzten Groschen aus, um einige farbige Kleckse zu erhaschen. Nun wird das Laub gelegt, zwischendurch leuchten und funkeln Sterne aus Gold, lange papierne Ketten und farbige Lämpchen. Dann kommt der Vater oder die Mutter und beschauen das Werk der Kinder, die stolze funkelnde Pracht an Laubwerk und Wänden. Zuweilen nimmt der Vater selbst noch eine Axt und zimmert daran den Schluß. Das gefällt mir, Vater! Die Hand, die sonst die Elle oder das Hasenhäutchen schwingt, soll nicht verlernen, die Axt zu führen.

Jetzt sind die Hütten fertig! Du kannst einziehen, Geist des Festes!

Hat Moses mit den Laubhütten wirklich die vierzig Jahre in der Wüste verewigen wollen? Oder kannte er den Sinn seines Volkes, das bei Ziegelbrennen und Steinhauen selbst spröde und hart wie Stein geworden war, daß er diesen Sinn unter den grünen Hallen der Laubhütten auffrischen wollte? Warum befahl er sonst den Ackerbau in so bestimmten Ausdrücken? Den Ackerbau befehlen? Mir graut davor. Und dem Propheten graute es auch. Denn als er vom Berge niederstieg, strahlend von der Sendung Gottes, sah er das Volk tanzen um das Tiergebilde aus Gold! Aus Gold macht man aber keinen Pflug — darum graute es dem Propheten; sie meinten vor dem Kalbe, ihn aber erschreckte das Gold!

Zum Laubhüttenfest gehört noch der Lulew (Palmzweige) und der Eßrog.*) Es gibt im Ghetto eigene Kaufleute, besonders die Schuldiener und Bücherhändler, die sich mit dem An- und Verkaufe befassen. Kleinasien und die jonischen Inseln sind die Heimat des Eßrogs — und wohl duftet er wie das hohe Lied Salomos, das auch nur im Orient gedichtet werden konnte. . . .

Einst hatten wir das alles in unserer Heimat, im Lande der Libanonszedern! Wir pflanzten selbst, wir ernteten selbst. Das Naturleben wucherte üppig unter dem schönen Himmel des Morgens! Jetzt kaufen wir alles — fremde Hände brechen die Frucht für uns. . . .

Rührend ist die Sorgfalt, die man so einem Eßrog angedeihen läßt. Da darf kein Makel daran sein, sonst ist sein Gebrauch — Sünde. Reiche Leute prunken mit seinem

*) Sogenannte Äpfel aus Korfu.

Besitze; sie haben silberne Büchsen, worin die schöne Frucht auf weichem Flachs gebettet liegt. Bei dem großen Hosianna in der Synagoge wird der Lulew mit dem Eßrog unter mystischen Bewegungen auf und nieder gesenkt. Das ist dann ein Rauschen und Aufeinanderschlagen der Blätter, als wäre es mitten im Wald! Dazu die königlich brausenden Worte Zions! Der ganze Orient spricht, duftet und rauscht um uns. . . .

Ist es nicht einerlei, welches Ideal in der Brust des Menschen oder einer ganzen Nation glüht, wenn es sie nur erhebt? Und wenn das dem Juden Jerusalem wäre, die blaue duftende Blume, die er über allem Schmutz und Unrat, über zertrümmertem Mauerwerk und eklem Treiben ob seinem Haupte blühen sieht, in nie gesehener, nie erreichbarer Schöne? Und wenn die weichsten Fäden seines Denkens, die innersten Fibern seiner Seele in ihrem Dufte lebten? Wollt ihr ihm diesen Duft nehmen? — Nur Kinder und Mendel Wilna glauben noch an einen Wiederaufbau Jerusalems; das ist ihr Weihnachtsabend — reißt mir doch den aus dem Denken, Fühlen und Ahnen euerer Kinder!

Wäre mein Vater ein schlechterer Dorfrichter, wenn er sich auch weniger über die „Erd' aus Jeruschalaim" freuen würde?

Der Sabbat ist so offenbar für den Ackerbauer gemacht, daß ich mich nur wundere, wie er sich gerade unter einem so entgegengesetzten Berufe — dem Handel — bei uns erhalten hat. Dieses stumme Ausruhen ohne die geringste Regung, diese feiernden Hände, die nicht einmal Licht anzünden sollen, passen vortrefflich zum umgestürzten Pflug und zur ruhenden Sense. Du sollst von deiner Arbeit ausruhen,

sagt die heilige Schrift. Aber gerade der „Handel“ ist keine Arbeit, schon das Wort sagt es. Handeln hat etwas von geistiger Rastlosigkeit an sich. Oder ist der Sabbat so puritanisch stumm bei uns geworden, weil man fürchtete, der Handel hielte die Lippen nicht genug geschlossen und das Auge, das den Geldsack sieht, könnte der Hand befehlen, danach zu greifen? ...

Auch die Engländer haben eine so strenge Sabbatfeier. Gerade unter Kaufleuten mußte sie sich in solcher Gestalt bilden.

Eine Schwalbe darf nicht beunruhigt oder gar getötet werden. Als Jerusalem zerstört wurde, trugen die Schwalben Wasser herbei und wollten den Brand des Tempels löschen. Am Sabbat darf keine Blume gebrochen werden, nicht einmal der Duft einer eben gepflückten ist erlaubt. ... Unter den Geschöpfen, denen der Herr am Sabbat Ruhe gönnen muß, ist auch das Vieh mitbegriffen.

„Hab' Mitleid mit dem Lebenden,“ hört man im Ghetto oft den Kindern zurufen, wenn sie einer gefangenen Maus oder einem armen Frosch zu Leibe wollen. Das Lebende hat überall recht. Überall waltet Schonung und Mitleid, aber kein ägyptisches oder indisches. Das Geschöpf und nicht der Gott oder die wandelnde Tierseele wird geschont. ... Gott ist groß, aber auch sein Prophet!

Überall Naturleben und Naturdienst in Hülle und Fülle! Aber sie geben kein Ganzes mehr. Wie Trümmer einer untergegangenen Herrlichkeit trägt ihn jeder Jude in sich. Zerstückt und gebrochen ist alles, Religion, Leben und Natur! Verzeihe es Gott denen, die dafür verantwortlich sind.

Ich klage nicht wegen Verstümmelung und Vorenthaltung aller unserer natürlichsten Rechte. Die Politik hat

andere Sünden auf der Seele. Aber den Grundbesitz hätte man uns niemals verwehren sollen!

Naturgeschichte, besonders Botanik, sollten die ersten Lehrfächer einer jeden jüdischen Schule sein. Wenn man mit keiner Blume spielen will, wenn man das stille Wachstum in Feld und Garten nicht belauschen kann, sollte man es doch aus Büchern lernen. Nicht immer ist das Buch ein welkes Herbarium! Hier würden Blüten, Blätter und Frucht aus dem Papiere aufsprossen.

Was unserer Religion fehlt, ist das Weibliche. Streng genommen haben die Frauen gar keine Stellung in ihr! Mirjam, Deborah und Judith sollten höher in ihr stehen, lebendiger hervorragen. Ich denke an keine Maria! Aber mich hat es immer gewundert, wie Moses, dem doch in seiner Mutter und Schwester so hohe Aufschlüsse über weibliches Wesen wurden, dasselbe so wenig berücksichtigte. Er hätte Priesterinnen bestellen sollen, wie er Priester und Leviten gemacht hat. Dann wäre ein Teil jener Starrheit weggefallen, die sich erst jetzt zu lindern anfängt. Die Frauen verstehen überall zu mildern, sie hätten den harten Stoff an sich gezogen und körperlich weicher gemacht. So ist das Judentum nur eine Religion für Männer. . . .

13. Hannele.

Der Bauer Waczlav war schon seit mehreren Jahren aus dem „Kriminal" entlassen. Die lange Zeit hatte den einst kräftigen Mann zum Greise gemacht. Der Randar schrak zusammen, als er ihn zum ersten Male erblickte. Er hatte weiße Haare und ging jenen schleppenden Gang, den Sträflinge noch lange nach ihrer Entlassung beibehalten. In

dem milden Herzen Rebb Schmuls regte sich tiefes Mitleid, er schien ihm für seine Tat hinlänglich gebüßt zu haben.

Moritz war nicht so schnell im Verzeihen. Er hatte noch immer die abgebrannte Scheuer und die tote Mutter vor Augen.

Seit einem Jahre war auch Honza aus dem Seminar heimgekehrt. Moritz weilte noch in Prag, um sich für die „Rigorosa“ vorzubereiten; es ging noch eine geraume Zeit hin, ehe er über diese Berge kam.

Gleich nachdem Honza zum Priester geweiht worden, gelang es ihm, da zufällig der Pfarrer in einem benachbarten Dorfe gestorben war, als Verweser dort angestellt zu werden. Er kam jetzt öfters zu seinen Eltern auf Besuch, bei denen sich wieder eine Art Wohlstand gebildet hatte. Der alte Waczlav hatte das Trinken aufgegeben; sein Sohn war wirklich zum Segen für ihn geworden.

Man würde unsern Randar gewiß verkennen, wollte man annehmen, daß er sich über diese Veränderung nicht von Herzen freute.

Es ist das eine Eigentümlichkeit des Juden, daß ihm ein „gut Kind“ und das zugleich „geraten“ ist, als das Herrlichste und Beste der Eltern erscheint. Weil seine eigene Welt in der Familie abgegrenzt ist, weiß er diesen Segen des Himmels auch an anderen zu schätzen.

Über den Glanz, der von dem Bauerssohne ausging, vergaß Rebb Schmul nun ganz und gar das Unrecht des Vaters. Er wußte sich vor Freuden kaum „aus“, als der junge Kaplan einst unvermutet auf Besuch kam. Hannele mußte auftragen, was sich an Wein und köstlichem Gebäcke im Hause nur vorfand; und sie flog darum, als gälte es einen Gott in Menschengestalt zu bewirten. Dann stellte sie atemlos und mit verräterischer Röte im Gesicht den Teller mit dem Wein und dem bekannten Sabbatbrot vor ihn hin. Der junge Pfarrverweser lächelte,

als er ein Stück vom „Barches“ brach und zwischen den Fingern hielt.

„Denken Sie noch, Fräulein,“ sagte er zu Hannele, „wer auf dieses Brot immer so sehnlichst gewartet hat?“

„Sprechen Sie nicht davon, hochwürdiger Herr,“ sprach das Mädchen leise.

Der junge Geistliche kam jetzt öfters ins Haus. Er fand immer dieselbe Aufnahme; Hannele war an solchen Tagen lustig und ausgelassen, sie scherzte mit den Bauern; wenn aber ein Schnorrer kam, ließ sie es ihn bitter entgelten.

Das geheimnisvolle Rätsel dieses Mädchens neigte sich seiner Lösung zu.

Die öftern Besuche des Pfarrverwesers fielen übrigens niemandem auf. Es war nichts Seltenes, daß die „Herren“ vom „Amt“ niederstiegen, um sich den Wein und die Leckerbissen des „Dorfrothschilds“ schmecken zu lassen. Auch ging ja der junge Priester zum Juden! Unter allen Umständen verzeihen die Menschen den Fehltritt eines Standes, wenn er nur nicht aus seiner Sphäre greift, und so eigentümlich ist noch die Stellung des Juden in unserem Vaterland, daß niemand daran dachte, der junge Geistliche könnte beim Randar etwas anderes suchen, als ein Glas guten Wein und ein Stückchen Sabbatbrot.

Der Kaplan kam jetzt auch, wenn Rebb Schmul nicht zu Hause war; ja ein geheimer Bote schien es ihm immer zu melden, wenn dies gerade der Fall war. Dann trat er leise und unhörbar in die Stube und stand plötzlich vor dem tieferrötenden Mädchen! Das erstemal, als er sie allein traf, fühlte Hannele eine Art Schrecken, daß der Vater nicht zu Hause sei; dann freute sie sich wieder, mit dem Geistlichen so von Angesicht zu Angesicht sprechen zu können. Während eines unbedeutenden Gesprächs blickten beide oft nach der Türe, ob der Randar nicht käme, und wenn sich etwas im

Hause regte, zitterte Hannele, und der Kaplan stand dann jedesmal auf, als wollte er soeben fortgehen.

Hannele sollte schon lange verheiratet werden. Dem Randar waren für sie schon mehrere gute „Partien geredet" worden, aber die alte Sorglosigkeit behielt auch hier wieder, trotz aller Notwendigkeit, bei ihm die Oberhand. Hannele selbst hatte immer Einwendungen zu machen, worunter stets die wichtigste war, daß sie der Vater nicht im „Geschäft" entbehren könne. Darüber war sie vierundzwanzig Jahre alt geworden, und Rebb Schmul kam jetzt selbst zur Einsicht, daß das Mädchen auf dem Punkte stand, eine „alte Jungfer" zu werden. Eines Tages war aber ein Mann aus Bunzlau gekommen, in welchem Hannele, wiewohl er nicht eingestehen wollte, was er mit Rebb Schmul zu sprechen hatte, sogleich einen „Schadchen" (Heiratsvermittler) erkannte. Über eine Stunde hielt sich der Vater mit jenem Mann in einer Stube eingeschlossen und sprach ganz leise von einem gar wichtigen Gegenstand. Indessen ging Hannele in Schrecken und Angst umher, sie wußte, daß jener Besuch in irgend einem Zusammenhange mit ihr stehe; sie konnte sich endlich nicht zurückhalten, an der Türe zu horchen. Da hörte sie folgendes:

„Sie können sich gar keine bessere Partie wünschen," sprach der Schadchen; „in ganz Böhmen wird man Ihre Tochter beneiden."

„Wenn sie aber kein Verlangen nach ihm hat?" meinte Rebb Schmul darauf.

„Sie soll ihn nur sehen," sagte der Schadchen, und Hannele konnte sein heiseres Gelächter beinahe sehen, „er ist ein ganz schöner Jung'."

„Nu, gut," sprach der Randar nach einer langen Weile, während er darüber nachgedacht zu haben schien.

„Also ‚Masel Tow' (gut Glück)," rief der Schadchen, „lassen Sie Ihre Tochter sich vorbereiten. Auf Sukkot

(Laubhüttenfest) kriegen Sie ihn zur Beschau." — Hannele schwankte von der Türe weg; sie wußte nun, daß es ihr galt. Mit nassen Augen ging sie den Tag über im Hause umher. Der Schadchen war über Tisch geblieben, und wenn der Randar und er das Mädchen in seiner Traurigkeit ansahen, wie es keinen Bissen anrührte, lächelten sie sich verstohlen zu. Sie hielten das für schämige Jungfräulichkeit, was nur der stumme Aufschrei einer am Lebensmarke angegriffenen Neigung war.

Nachmittags, als der Schadchen wegging, begleitete der Randar ihn bis zum Dorfe hinaus, als er zurückkehrte, sagte er lächelnd zu Hannele: „Weißt du, wer auf Sukkot (Laubhüttenfest) kommt?"

„Geht's mich an?" gab sie zur Antwort.

„Wird dich schon angehen," meinte Rebb Schmul, indem er mit einem sonderbaren Lächeln sie ansah und ging. Hannele blieb in ihren Tränen zurück.

Gerade traf des Kaplans Besuch auf den heutigen Tag; er fand das Mädchen in einem traurigen Zustande. Er fragte sie um die Ursache, sie weinte die Antwort.

„Bin ich Ihnen denn gar nichts mehr?" fragte der Geistliche leise und beugte sich mitleidig zur Armen. „Vergessen Sie die zwanzig Gulden?'

Hannele fuhr heftig auf. „Das Geld," sagte sie, „hätte ich Ihnen nicht geben sollen, Euer Hochwürden, ... es war eine große Sünde von mir. ... Die Mutter ist auch in demselben Augenblick gestorben ..."

„Willst du das Geld zurück?"

„Nein."

„Und warum nicht?"

„Ich habe es Ihnen damals geschenkt."

„Man schenkt einem nicht so viel Geld ohne alle Absicht — besonders Ihr nicht."

Als Hannele auf diese Bemerkung schwieg, fuhr der

Pfarrer fort, und seine Stimme wurde im Verlaufe seiner Ansprache immer inniger und ergreifender.

„Und das nennst du Sünde," rief er, „närrisches Mädchen! was bei dir der Ausfluß eines reinen, unschuldigen Herzens war? Warum habe ich denn dir gerade damals meine Not geklagt? Und warum hast du dich keinen Augenblick bedacht, sie zu lindern? Nennst du das Sünde? Das war Mitleid, und wem Gott wohl will, dem gießt er diese köstliche Gabe ins Herz. Du erbarmtest dich des Unglücklichen. — Ist es nicht so, Hannele?"

Mit wie zum Gebet ineinandergefalteten Händen saß Hannele vor dem Kaplan. Seine Worte fielen wie ein goldener Regen auf sie herab. Sie wagte nicht aufzublicken oder zu atmen. Nun war das Geheimnis eines ganzen Lebens gelüftet; es stand auf den Lippen desjenigen, der soeben mit ihr sprach. Es lag nun keine Hülle mehr darüber.

Der Kaplan aber faßte sie mit einer Hand am Kinn und hob das in tiefer Röte flammende Antlitz Hanneles auf, bis er ihr gerade in die Augen blicken konnte. Die Rechte legte er dann auf ihren Kopf.

„Siehst du, Mädchen," sprach er, „unser Herr und Heiland, dem hatte Gott das stärkste Mitleid ins Herz gegossen, drum sitzt er auch an Gottes Seite und heißt sein vielgeliebter Sohn. Dein Mitleid mit mir war auch echt christlich. Drum wird deine Seele zum wahren Heil eingehen; und dazu muß ich dir verhelfen, sonst habe ich die Schuld, dem Himmel eine Seele gestohlen zu haben."

Der Geistliche glaubte recht verständlich gesprochen zu haben, dennoch begriff ihn Hannele nicht. Er sprach noch manches vom ewigen Heil und der göttlichen Barmherzigkeit, die dazu leite; er sprach innig und bewegt. Da wurden die Tritte des Randars hörbar, und die so bedeutende Unterredung hatte für diesmal ein Ende.

Wir können hier in dem frühern Leben Honzas nicht

jene Blattseite aufschlagen, die uns sein heutiges Verfahren rechtfertigt. Der Sturm unserer Geschichte blättert darin und drängt zur Eile. Aber auch ohne diese fehlenden Blätter wird man das Verständnis finden. Es gibt Bücher, deren Anfang, Mitte und Ende jederzeit ein Ganzes bilden, man mag anfangen, wo man will. . . .

Erst in der Nacht, als Hannele schlaflos war, fielen ihr die heute gesprochenen Worte Honzas ein. Einzeln und wie abgerissene Töne klangen sie in ihr auf. Jetzt hatte sie den ganzen Sinn seiner Rede; sie sollte Christin werden und sich taufen lassen! Fünf Schritte weit von ihr lag der Vater so ruhig und glaubenssicher!

Die Besuche des Pfarrverwesers im Randarhof wiederholten sich jetzt; er war beinahe ein täglicher Gast geworden. Jeder neue Besuch brachte einen Tropfen des neuen Glaubens in die offene Seele des Mädchens. Der Boden, worauf der alte geschritten, höhlte sich immer mehr aus, und Honza konnte den Augenblick voraussehen, wo er einstürzen und das Reich des neuen Heils sie in seine Arme aufnehmen mußte.

Es ist eigentlich schwer zu sagen, wie der junge Priester allmählich zu seinem Ziele gedieh. Sein Hauptbeweis bestand darin, daß er ihr dartat, sie sei von jeher eine Christin gewesen. In eigentlichen Glaubenssachen leistete sie keinen Widerstand. Honza hatte nur zu denken, wie er das Band löste, das sie an das väterliche Haus knüpfte. Hier hatte er Faser um Faser zu zerreißen, das innerste Seelenleben des Mädchens blutete da unter seinen Händen. Er mußte sich es oft gestehen, wie schwer so eine „jüdische Seele“ von ihrem Standpunkt zu verrücken sei, selbst wenn sie nicht festgestützt steht.

Hannele ging wie nachtwandelnd umher. Sie kümmerte sich wenig um das „Geschäft“, denn der Kaplan hatte es ihr verhaßt gemacht. Rebb Schmul aber schrieb das den

„Hochzeitssorgen" zu und war selbst ganz unbesorgt. Den Kaplan erbarmte dieser Zustand; aber er hielt ihn für nötig, damit ihr die Blume des wahren Heiles daraus erblühe.

Mittlerweile war wieder das Neujahrfest gekommen. Der Geist dieser Tage waltete wie immer im Hause. Hanneles böser Genius wollte, daß der Pfarrer gerade da nicht auf Besuch kam. Gewiß hätte er jetzt Widerstand, vielleicht ein gänzliches Zurückschlagen des zu Ergreifenden gefunden. Es mag sonderbar klingen, selbst das Backen und Kochen, die Vorbereitungen zum Feste zogen sie in die Kreise des alten Glaubens. Als sie die Festtagskleider des Vaters aus dem Kästen nahm, benetzte sie sie mit Tränen. Erst tags darauf kam wieder Honza; er fand Gehör; der gewöhnliche Werkeltag herrschte im Haus! Indessen rückte auch die Zeit heran, die den Bräutigam aus Bunzlau auf die „Beschau" bringen sollte. Hannele empfand ein immer heftigeres Grauen; es waren nur noch zwei Wochen bis zum Laubhüttenfest. Wenn sie ungesehen war, rang sie schmerzlich die Hände; zuweilen ging sie weit auf die Straße hinaus bis zu jener Stelle, wo man auf dem Münchengrätzer „guten Ort" den weißen Grabstein der Mutter erblicken konnte. Aber sie fühlte keine Erhörung, keinen Trost, wenn sie den Winden auch ihr stummes Leid anvertraut hatte. Gott war aus ihr gewichen — dennoch wollte sie einen neuen in sich aufnehmen. Wie sich Nessel an Nessel hängt, daß es eine Kette von Dornen und Stacheln gibt, so schlangen sich hier Gott, Geliebter und Furcht in einen Knoten. Nur ein Entschluß konnte ihn lösen.

14. Jom Kippur.

Die Ankunft des Bruders aus Prag, wo er glücklich die „Promotion" überstanden, änderte nichts in der Lage

Hanneles. Es waren jetzt zwei Augen mehr im Hause, sie wagte kaum die eigenen aufzuschlagen.

Es ist im drängenden Weltleben nichts Seltenes, daß oft ein großes Ereignis überhört wird, während ein kleines wie ein stolzes Schiff die Wellen des Zeitstromes aufrührt, daß sie über die Ufer branden. Aber auch das stille Haus bietet dieselbe Erscheinung. So brachte eigentlich der „Doktor" wenig Bewegung hinein; man war schon zu lange darauf vorbereitet. Ja, wenn die Randarin noch gelebt hätte! Die hätte den schönen Traum ihres Daseins glorreich erfüllt gesehen! Der Randar freute sich nur, daß Moritz endlich „fertig" geworden, und daß die vierzehn Jahre, die so viel Geld gekostet, endlich zu Ende wären.

„Was wirst du jetzt anfangen?" fragte er ihn gleich in der ersten Stunde.

„Kurieren," sagte lächelnd der Doktor.

„Aber wo denn?"

„Das weiß ich noch nicht. Vor allem bin ich Doktor."

„Hat man das davon," rief eifernd der Randar, „daß, wenn man vierzehn Jahre studiert hat, man zuletzt nicht weiß, was man anfangen soll? Unser Ältervater Jakob hat doch wenigstens nach vierzehn Jahren Dienstzeit gewußt, was er nach dieser Zeit zu erwarten hat. Auf dem Dorf darfst du mir übrigens nicht bleiben, auf keinen Fall!"

„Warum nicht?"

„Weil ich nicht will, und ich hab' mein Geld nicht ausgegeben, daß du Waczlav oder Pawel Bauer um ein paar Eier oder um einen Korb Erdäpfel kurierst. Das leid' ich nimmermehr!"

Moritz schwieg. Gleich beim Eintritt ins Haus der Widerspruch alter Vorurteile.

Der Vortag des „Jom Kippur" war gekommen; im Hause geschahen mancherlei Vorbereitungen. Es ist das immer ein Tag, der jedes Gemüt, wie den Wanderer ein

gewappneter Mann überfällt. Er läßt sich nicht wegscherzen und weghöhnen; gleich der Glocke, die dem Kinde nachging, weil es sie nicht hören wollte, wenn sie zur Kirche läutete, folgt er überall hin, und wo er auf eine verwandte Seele trifft, ladet er sie zum Stillstehen und Bedenken ein. Auch Moritz wurde betroffen.

Er konnte bemerken, wie der Jom Kippur allmählich einzog; Vorboten schickte er genug. Das ist das Eigentümliche der jüdischen Feste, daß die meisten einen Vor- und Nachtag, wie Himmelstrabanten mit sich führen. Erst Vorbereitung, dann Lust oder Schmerz, endlich Erholung.

Frühmorgens nach dem Gebet sagte Rebb Schmul zu Hannele: „Jetzt mach, daß du heut' zeitlicher fertig wirst mit dem Essen. Denn der Jom Kippur versteht keinen Spaß; er kann auch einen Riesen umbringen, wenn man sich nicht gehörig versorgt."

Hannele beging alle Befehle des Vaters; sie flog in die Küche und spornte da die alte Channe zur Eile an. Dann nahm sie aus dem Kasten den Sterbekittel des Vaters, den er heute abend und morgen den Tag über in der Synagoge tragen sollte. Als sie bemerkte, daß die feine Spitze an dem einen Ärmel losgetrennt war, nahm sie Nadel und Zwirn und verbesserte den Fehler. Zwischen dem Nähen fielen brennende Tränen auf die Leinwand!

Eine Stunde darauf wurden die Hühner gebracht, und das „Kaporahschlagen" begann.

Alle Hausleute, mit Ausnahme der christlichen Knechte und Mägde, wurden in die große Stube berufen. Da sollte die Sühnung aller Sünden, von denen man sich morgen durch Gebet und Kasteiung lösen wollte, sinnbildlich vor sich gehen. Als alle beisammen waren, blickte der Randar erst lange im Kreise herum, ob auch keiner fehle. Dann nahm er das Gebetbuch und begann mit lauter Stimme das auf die Zeremonie bezügliche Gebet abzulesen. Wie er zur Stelle

kam, wo man sich seiner Sünden gleichsam auf das Tier entledigt, das man in Händen hält, ergriff er den Hahn und schlug ihn sich gewaltig dreimal um den Kopf, wobei er die Gebetformel sagte: „Dieser Hahn geht für mich zur Sühnung in den Tod.“ Das ähnliche taten die übrigen Hausleute, nach Rang und Würden, der Reihe nach. Der alten Channe, die nicht „iwre“ (hebräisch) lesen konnte, mußte man das Gebet vorsagen. Sie fuhr sich erst mit der Schürze über das rußige Gesicht, um sich gleichsam zu heiligen; dennoch wußte sie von langer Übung her, bei welcher Stelle sie sich die Henne um den Kopf schlagen mußte. — Als alle „Kaporah geschlagen“, wurden die Hühner an den Füßen zusammengebunden und zum „Schlächter“ ins Ghetto geschickt.

Eben wollte wieder jeder an sein Geschäft gehen, da öffnete sich plötzlich die Türe, und auf der Schwelle blieb ein Mann in bestaubt polnischer Kleidung unschlüssig stehen.

„Komm' ich noch recht zum Kaporahschlagen?“ fragte die Stimme des Angekommenen, indem er lächelnd auf den Randar schaute.

Rebb Schmul blickte dem Bettler, der kein anderer als unser Mendel Wilna war, lange ins Angesicht. Dann rief er freudig bewegt: „Ich will sterben, wenn das nicht Mendel Wilna ist.“

„Nu, da werden Sie gewiß noch hundert Jahr leben, denn ich bin's wirklich,“ sagte der alte Hausfreund, indem er auf das kräftige „Salem Alechem“ des Randars in dessen Hand die seinige legte. Auch Moritz hieß den Bettler willkommen, Hannele aber, sobald sie den Gast erkannt hatte, floh scheu zur Stube hinaus.

Für Mendel Wilna wurde ebenfalls ein Hahn gebracht; er schlug unter denselben Worten die „Kaporah“.

„Nu, Rebb Mendel?“ fragte der Randar später, als der Bettler sein Gepäck abgelegt hatte, „habt Ihr noch nicht

genug am Wandern? Ich hab' geglaubt, Ihr seid schon ein dicker, reicher Mann."

„Vom Wandern wird man nicht dick und reich, Rebb Schmul," entgegnete drauf der Bettler mit einem trüben Lächeln.

„Und wozu wandert Ihr hernach?" rief der Randa eifernd aus. „Daheim habt Ihr Weib und Kind und könnt Euch ernähren. Mit dem Herumwandern bringt Ihr nichts heraus; Ihr seid so kein Kind mehr, Rebb Mendel, und wenn man alt wird und kriegt graue Haare, so muß man mit dem Stecken in der warmen Stub' herumgehen und nicht auf des Kaisers Heerstraße."

„Rebb Schmul," sagte der Bettler darauf mit starker Stimme, indem er sich erhob, „Gott, der allmächtig ist und des Menschen Herz und Nieren prüft, ist mein Zeugnis, daß ich nicht um Gut und Geld herumwandere in der Welt. Sie haben recht, Rebb Schmul; ich könnt' mich pflegen auf mein Alter, ich aber bin ein Schnorrer, dem die Leute von Gott's wegen ein Stück Brot geben, und der keine Nacht recht weiß, wo er den Kopf hinlegen soll. Bin ich aber wegen dem auf der Welt? Geld ist Geld und Weib und Kind sind Menschen; ich bin da wegen Jeruschalaim!"

„Er läßt noch nicht von der alten Narretei," sagte der Randar mit Achselzucken und ging zur Stube hinaus.

Schweigend saß Moritz dem gekränkten Manne gegenüber; er bedauerte den abenteuerlichen Schwärmer, der mit einer bis zum Wahnsinn gesteigerten Idee schon seit so vielen Jahren überall Schiffbruch litt.

„Verzeiht es dem Vater, Rebb Mendel," sagte er leise, „daß er so harte Reden gegen Euch geführt hat. Er meint's doch gut mit Euch."

„Weiß ich denn das nicht?" sprach der Bettler mit tränenerstickter Stimme, „Gott, Gott! warum schickst du mir das grad' von solchen zu, die ich gern habe wie mein Leben!"

Dann stand er plötzlich auf und ergriff den Stab, der an den Stuhl angelehnt war. Er ließ ihn aber wieder aus der Hand.

„Wär' nicht Jom Kipur vor der Tür," sprach er dumpf vor sich hin, „bei meinem Kopf, ich bliebe keine Minute im Haus. Rebb Schmul ist jetzt auch mein geschworener Feind. Bin ich nicht ein Narr bei ihm, hat er mich nicht so geheißen?"

„So nennen uns alle wie zum Trotze," sagte Moritz, „die eine Idee nicht fassen können. Erst werden sie davon ergriffen, sie horchen darauf, dann kommt sie ihnen lächerlich vor. Was klagt Ihr, Rebb Mendel, wenn von dieser Art Leute auch bei Euch keiner eine Ausnahme machen will? Auch ich möcht' keinen Stein zu Jeruschalaim aufheben, und so schlagt auch Ihr Euch die Idee heraus, der Baumeister zu sein!"

„Nein, nein," schrie der Bettler, indem er wieder den Stab ergriff und ihn heftig an sich drückte, „ich geb's nicht auf; wer will's mir da herausnehmen aus der Brust? Gott kann's, aber Sie nicht und auch Ihr Vater nicht!"

„Und hat er nicht recht, wenn er meint —" wollte Moritz lächelnd sagen, aber das Lachen verging ihm, als er den Schnorrer auf den Stuhl sinken und in heftiges Schluchzen ausbrechen sah. — Es gelang ihm kaum, ihn zu beruhigen.

Im Laufe des Tages erfuhr Moritz von ihm, daß sein Antrag bei Rothschild, dem er gleichsam den Aufbau Jeruschalaims schon „ehrenhalber" gewidmet hatte, bisher noch keinen Erfolg gehabt; er hoffe aber, Rothschild werde ihn bald berufen; dann werde das große Werk um so schneller gefördert werden!

Indessen war der Vormittag beinahe vergangen; man ging heute früher zu Tische als gewöhnlich, weil schon in drei Stunden die letzte Mahlzeit vor dem großen Fasten ge-

halten werden mußte. Während des Essens war von nichts anderem die Rede, als vom Jom Kipur, jedem erschien er unter einer andern Gestalt. Der eine meinte: „Wär' man nur schon über den Berg drüber.“ Der Hausjunge aber entgegnete: „Was doch der Mensch nicht für ein Geschrei macht, wenn er einen Tag fasten muß“ — schluckte dabei aber so gewaltige Bissen hinab, daß Rebb Schmul lachend ausrief: „Deswegen trachtest du dich so zu versorgen, Jung'?“

Überhaupt ging man mit vieler Heiterkeit dem „langen Tag“ entgegen, Laune und Scherz herrschte im Haus, und doch grenzte so nahe Buße und Kasteiung daran.

Gegen fünf Uhr wurde zur letzten Mahlzeit gegangen. Jetzt wurden die Hühner gleichsam als Opfertiere verzehrt, die vormittags zur „Kaporah“ gedient hatten. Jetzt waltete schon ein höherer Ernst vor; man sputete sich auch, um zur rechten Zeit in die Münchengrätzer Synagoge zu kommen. Nachdem abgespeist und „gebenscht“ war, rüstete man sich zum Aufbruch. Vor dem Weggehen schärfte Rebb Schmul noch Hannele ein, das Haus wohl zu hüten, damit nichts „wegkomme“ und auch fleißig zu „oren“ (beten). Er blätterte ihr zu diesem Behufe die Gebete auf, die sich auf heute und morgen bezogen. Dann bat ihn Hannele, nach alter Weise, um Verzeihung jeder Beleidigung und weinte unerklärlich heftig, als sie ihm die Hand küßte.

„Nu, nu,“ sagte der Randar, „wein nicht so stark. Wenn du fleißig orst, kriegst du bald einen guten Mann!“

Nun waren alle fort. Hannele war „mutterseelenallein“ im Hause; sie versperrte alle Türen und schloß auch die Schenkstube, weil doch heute kein Bauer mehr kommen durfte. Stille des Todes legte sich über den Randarhof. Dann nahm sie das Gebetbuch und begann die vom Vater für den Abend bestimmten Gebete. Ehe sie zu Bette ging, lief sie noch zur Waczlavin hinüber und bat sie, die Lichter auszulöschen, „weil sie heute kein Licht berühren dürfe“. Sonderbares Rätsel

der Seele! Sie trug den Meineid und den Verrat an der Religion ihrer Väter in sich und wagte es doch nicht, gegen ein kleines Gebot derselben zu fehlen!

Der Randar und Moritz, sowie alle, die mitgegangen waren, blieben über Nacht im Ghetto, da der Gottesdienst bis gegen zehn Uhr dauerte. Sie sollten erst morgen auf den Abend heimkommen.

Wie Hannele am andern Tag, als sie spät aufstand, sich so allein sah, überkam sie das Gefühl der Furcht in der Öde des Hauses. Sie kleidete sich schnell an und ging zum Beten. Aber heute wußte sie nicht mehr, welche Gebete ihr gestern der Vater angewiesen hatte. Darüber geriet sie in Verwirrung; sie meinte, wenn sie das unrechte Gebet ergriffe, hätte es keine Geltung! Darum betete sie lieber nicht. Nun war sie müßig, und die Geister der Erinnerung trugen ihr geschäftig alles zu, was sie von Gott und Gebet abwenden konnte!

Wie glänzendes Sonnenlicht stand nun der Kaplan vor ihrer Seele! Sie sehnte sich nach ihm; sie wollte seine Worte wieder hören, sein Antlitz wieder schauen. Der Gedanke regte sich dunkel in ihr, wie Zeit und Umstände trefflich wären, aus dem väterlichen Hause zu gehen. Dann war sie von allem frei ... und was würde der Honza sagen, wenn sie so auf einmal zu ihm käme, so treu und folgsam seinen Worten? ...

Jeden Augenblick erwartete sie, daß er kommen werde. Er wußte ja, daß sie heute allein war! In diesem Sehnsuchtsdrange kam ihr an dem Pfarrverweser alles wie lauterste Wahrheit vor. Sie verstand ihn erst jetzt, sie wollte ihm angehören.

Gegen Mittag ging sie zu den Eltern Honzas, um unter einem nichtigen Vorwande nachzusehen, ob der Herr Kaplan noch nicht da sei. Sie fand sie beim Essen, und es mußte den Leuten jetzt gut gehen, denn es stand Fleisch auf

dem Tisch. Die Waczlavin wunderte sich sehr, daß das „Fräulein" heute am „langen" Tag zu ihnen käme; Hannele aber meinte, ihr sei in dem öden Hause bang gewesen. Als sie einmal auf das Fleisch in der Schüssel sah, sagte der alte Waczlav, der das bemerkte: „Nicht wahr, Fräulein, das wundert Sie bei uns zu sehen?"

„Mich wundert das gar nicht," meinte Hannele verlegen.

„Und das alles," fiel die Waczlavin ein, „das haben wir von unserem hochwürdigen Herrn Sohn! Gott soll ihm Glück und Segen geben, denn unser Honza ist auch von oben gekommen, drum hat ihn der Herrgott so gern!"

Sie ging wieder nach Hause. Honza, der gute treffliche Sohn, stand leuchtend wie ein Engel des Himmels vor ihr.

In einem Atem unternahm Hannele jetzt alles, womit sie Gott, Glauben und Zukunft zerriß. Sie war der Macht eines unaufhaltsam drängenden Geschickes verfallen.

Zuerst nahm sie das Gebetbuch, das noch aufgeblättert auf dem Tische lag und warf es auf den Boden. Dann öffnete sie stürmisch einen Kasten und riß einige Kleidungsstücke heraus, aus einem andern nahm sie Wäsche. Sie band das alles in ein Tuch zusammen. Kleinere Dinge raffte sie eilig zu sich. Das Knarren der Türangeln, die lautlose Stille um sie erschreckte sie. Sie wollte schon gehen, da erinnerte sie sich, daß sie kein Geld bei sich habe. Noch einmal nahm sie den Schlüssel und schloß den Schreibkasten des Vaters auf. Silbergeld glänzte ihr entgegen, sie nahm es und erschrak nicht. Als sie das Geld in einer der Taschen verbergen wollte, fand sie keinen Raum mehr darin. Emsig suchte sie noch in den Schubfächern nach etwas, worin sie es bewahren könne. Da fiel ihr das Säckchen mit der teuren Erde aus Jerusalem auf, das dort schon seit zwei Jahren lag. Sie prüfte nicht lange; schnell war die Schnur herabgerissen, die es zusammenhielt — der kostbare Inhalt auf den Boden verschüttet. Das Geld tat sie in das nun leere

Säckchen. Erst jetzt überkam sie das Grauen der Tat, sie ließ Türe und Kasten angelweit offen und floh zum Hause hinaus.

Einer jener sonderbaren Lichtpunkte der Seele gab ihr in der Hausflur einen Augenblick der Überlegung. Die Waczlavin stand gerade vor der Türe. Atemlos lief Hannele zu ihr über die Gasse. „Gebt acht auf das Haus, Waczlavin,“ sagte sie zu ihr, ... „und wenn meine Leute nach Hause kommen und nach mir fragen ... sagt ihnen, ich bin zu Euerem Honza gegangen ... und werde nie mehr kommen ...“

Ohne ein weiteres Wort lief sie wieder ins Haus zurück. Dort nahm sie das Bündel unter den Arm und schlug über den Hof den Weg nach den Feldern ein.

Die Waczlavin sah ihr erstaunt nach.

15. Schluß.

Als die Männer bei eingebrochener Nacht matt und hungrig ins Dorf zurückkamen, fiel es dem voranschreitenden Randar schon von ferne auf, warum er denn in der großen Stube kein Licht brennen sehe.

„Sie wird in der Küche sein und anrichten,“ meinte der Hausjung'.

Im stillen freute sich Rebb Schmul über die Vorsicht Hanneles, daß sie das Licht nicht „allein“ brennen ließ. Unter mannigfaltigen Gesprächen und Scherzfragen, wer am besten das Fasten überstanden und über den „Berg“ des Jom Kipurs gekommen, erreichte man das Haus. Der Randar vergaß auch heute nicht, wie immer nach einem Fasten, die Mahnung auszusprechen, im Genusse der Speisen mäßig zu sein, sonst könne der Jom Kipur ein Gift für den Magen und nicht eine Wohltat für die Seele werden. Moritz, als Doktor, mußte ihm das bestätigen. Lautbilligend versprachen

die andern, seinen Rat zu befolgen; innerlich jedoch fand Rebb Schmul rebellischen Widerstand.

Vor ihrem Haustor, im Schatten der Nacht, stand noch immer die alte Waczlavin und bewachte die Wohnung des Randars. Sie selbst war der finstere Nachtgeist, der nur das Zauberwort auszusprechen hatte, um das ganze Haus in eine Stätte des Jammers und Unheils zu verwandeln. Mit dem Abendgruße schritten die Männer an ihr vorüber. Die Waczlavin schlich näher.

Auch die Hausflur war dunkel, in der Küche brannte kein Feuer. Noch überkam den Randar nicht die leiseste Ahnung.

„Sollt' sie denn noch nicht wissen," fragte er sich selbst, „daß man schon Feuer anzünden darf? Ich wett', sie ist vor Hunger eingeschlafen."

In der Finsternis tappten sie durch die weiten Stuben. Auf vielfältiges Rufen nach Hannele regte sich kein Laut, ward kein Schritt hörbar; stille Angst, die sich auf das Ungeheuerste vorbereitete, überfiel jeden.

„Lebendiger Gott!" rief der Randar, „dem Kind wird doch nichts zugestoßen sein?"

Der Jung' war in die Küche hinausgegangen, um das Feuerzeug zu holen; er brachte Licht in die Stube. Nun hatte man den grausen Anblick: Schränke und Kasten weit offen, am Boden verstreute und vergessene Kleidungsstücke, überall Unordnung, das heilige Gebetbuch auf dem Boden liegend.

„Sieht's da nicht aus," meinte der Jung' ganz ohne Arg, „als wären, Gott behüt', Diebe eingebrochen?"

„Wer sagt das?" schrie der Randar und ergriff den Jung' heftig beim Arm. Währenddem hatte er selbst die Augen in der Stube herumgeworfen und die Unordnung bemerkt. Aus dem Schreibtische fehlte das Geld, die kleinen Schubladen standen offen.

„Da müssen Diebe gewesen sein!“ sagte er halblaut, als fürchtete er noch seinen Ausspruch bestätigt zu finden. Um so heftiger wiederholten sich jetzt die Rufe nach Hannele; man suchte sie mit Lichtern in dem weiten Hause, jeder Winkel ward untersucht, jeder Spur nachgegangen. Die rechte hatte noch keiner gefunden.

Mittlerweile hatte Rebb Schmul den Kasten näher besehen. Er fand mit Abgang des Silbergeldes, das aus den hölzernen Schüsselchen fehlte und nur wenige Gulden betragen hatte, nichts vor, weshalb er auf einen gewaltsamen Einbruch schließen sollte. Er riß die Fächer auf, worin mehr Geld und Kostbarkeiten lagen; nichts fehlte. So war er auch zu der Stelle gekommen, wo einst die Erde aus Jeruschalaim aufbewahrt lag; da hörte man ihn plötzlich schreien: „Die Erd', die Erd' ist fort. Das hat kein Dieb getan.“

Auf das Geschrei war die Waczlavin wieder näher getreten, sie stand jetzt auf der Schwelle der Stube.

„Die muß wissen, wo Hannele ist,“ rief der Jung' und zog die Bäuerin in die Mitte der Stube.

Die Waczlavin meldete nun in einfachen Worten den Auftrag Hanneles.

„Wehgeschrien!“ rief der Randar, „sie ist zur Taufe gegangen.“

Wie eine von Brandfackeln erhellte Gegend stand jetzt mit einem Male das Leben Hanneles vor aller Augen, besonders Moritz erkannte es deutlich mit allen seinen Umrissen. Noch zitternd von dem Gehörten sagte er: „Das kann nicht sein! Hannele kann sich nicht so vergessen haben.“

„Die Erd', die Erd'!“ schrie der unglückliche Vater, „sie hat mich kränken wollen, das überleb' ich nicht!“

Vor gewaltigem Schmerz stand er dann lange sprachlos da, händeringend, das Gesicht beinahe versteinert. Wie die Seele in solchen Augenblicken keine ihrer Empfindungen

deutlich erkennt und oft nur das Unbedeutendste ihres Wehes ergreift, so rief Rebb Schmul nur: „Die Erd', die Erd'!" er konnte nicht einmal weinen.

„Und gerade am heiligen Jom Kipur!" murmelte Mendel Wilna vor sich.

Moritz meinte schnell gefaßt, der Schritt Hanneles dürfe noch nicht geschehen sein, nach dem Gesetze müsse der Vater doch zuerst befragt werden, und Hannele sei noch nicht großjährig. Dieser Zuspruch war vom Randar nicht überhört worden, er war nun schnell entschlossen.

„Gib mir den Stecken her," sagte er beinahe ruhig zu Moritz, „ich will sie mir selbst abholen."

Damit knöpfte er schon den Rock zu und langte nach dem Stocke, den ihm Moritz noch nicht gegeben hatte.

„Mich laß gehen," rief Moritz, „ich bring' sie eher zurück."

Wütend drückte der Randar ihn zurück. „Den Stecken her!" schrie er, „sie soll mir nicht lebendig aus der Hand. Tot will ich sie schlagen, den Bankert. Sie bringt mich so ins Grab."

Unsägliche Gewalt mußte Moritz, der die Furchtbarkeit der Szene überdachte, wenn der Vater selbst ging, um die Entflohene zurückzuholen, anwenden, um ihn zu beschwichtigen. Mendel Wilna und der Jung' baten und hielten ihn ebenfalls, bis er endlich durch aller Anstrengung und eigentlich mehr körperlich erschöpft nachgab.

„Ich geh' auch mit," sagte Mendel. Der Jung' ging in den Stall, um die Pferde anzuschirren. Es war das Werk weniger Augenblicke.

Sie fuhren in die finstere Nacht hinein, die Rosse konnten deswegen nur langsam vorwärts. Der Jung' verfehlte mehr als einmal den rechten Weg. Sterne und Mond leuchteten nur unsicher; die ganze Fahrzeit dehnte sich zur Unendlichkeit aus.

Keiner sprach ein Wort. Es war spät in der Nacht, als sie in das Dorf einfuhren. Alle Pulse hämmerten in Moritz, und wie vor einer ungeheuren Tat war er bewegt. Seine ganze Kindheit war ihm vor die Seele getreten; er habe doch mehr, meinte er, aus dem Becher der Erkenntnis getrunken, und doch sei es Hannele, die die Wege des alten Glaubens verlassen. Dann sagte er sich, daß das Mädchen nicht aus besserer Erkenntnis den ungeheuern Schritt gewagt hatte. In diesem Gedanken wurde er beinahe mutlos, er wußte nicht, wie er der Schwester begegnen solle. Solch eine Kluft hatte ein einziger Tag zwischen seinem Nächsten und ihm aufgeworfen.

Vor dem Wirtshaus machten sie Halt. Moritz ließ da den Jung' mit den Pferden zurück; denn trotz seiner Lage hatte er die Klugheit, nicht bis zum Pfarrhaus vorzufahren. Zu Fuß gingen er und Mendel Wilna durch das Dorf. Die Kirche mit der Pfarre liegt am äußersten Ende; es brannte noch Licht darin.

Dort angekommen, blieb Moritz zögernd stehen. Die ganze Last seiner Sendung überkam ihn mit einem Male. So nahe am Ziele überfiel ihn Zweifel und Mutlosigkeit.

„Nu, gehn wir oder nicht?“ fragte Mendel den Zögernden; „sagen muß ich aber, wenn nicht Ihr Vater wäre, sollt' man sie da lassen, das wär' am besten; denn was werden wir an ihr haben? Eine Jüdin wird sie doch nicht. Wer mal fortgegangen ist aus einem Judenhaus, der kommt nicht mehr zurück. Wer kein Jud' bleiben will, soll fort, Gott braucht solche Fortgelaufenen nicht!“

„Das ist schon wieder so ein Rat,“ sagte Moritz grimmig, „wie der mit Aufbauen von Jeruschalaim.“

Nun schlug er mit beiden Händen kräftig an die Türe, daß das Haus erdröhnte. Anfangs regte sich kein Laut, dann kam Licht über den Gang, und die Haushälterin schob den schweren Riegel zurück. Als sie der beiden Männer ansichtig

wurde, erschrak sie nicht im geringsten, sie schien auf ihr Kommen vorbereitet.

„Was wollt ihr?“ fragte sie.

„Ich will mit dem Herrn Kaplan sprechen.“

„Der hochwürdige Herr ist schon zu Bett gegangen,“ sagte die Haushälterin zögernd, „kommt morgen.“

„Das geht nicht,“ schrie Moritz, „ich muß jetzt mit ihm sprechen.“

Die Haushälterin, erschreckt über seine wilde Gebärde, stieß einen wilden Schrei aus, da ging eine Tür auf, und der Kaplan selbst im geistlichen Hauskleid trat heraus. Er war noch nicht in Schlaf gewesen, das sah man ihm an.

Einige Augenblicke standen sich die beiden Männer ohne ein Wort gegenüber, dann sagte der Kaplan beinahe tonlos: „Ich weiß, warum Sie kommen.“

„Um meine Schwester.“

Der Geistliche bat die Männer, in die Stube zu treten. Hannele war nicht da.

„Sie wird nicht mehr zurückkehren,“ sagte er mit finsterer Stirn, „sie hat es mir selbst vertraut.“

„So will ich mit ihr selbst sprechen.“

„Sie hat mir ihren Willen deutlich und ohne Vorbehalt erklärt, zur christlich-katholischen Kirche überzutreten. Dagegen kann kein Mensch etwas einwenden.“

„Lächerliche Anmaßung!“ schrie der am ganzen Leibe zitternde Moritz, „eine Seele losreißen zu wollen wie einen Baum, wenn er noch mit allen Wurzeln im Boden steht. Das Mädchen ist noch nicht majorenn.“

„Und meinen Sie denn,“ fiel der Bettler ein, „man kann seine Religion wechseln wie man die Hand umdreht?“

„Es ist ihr freier Wille.“

„Sie hat keinen,“ sprach Moritz fest, „und der Vater erlaubt es nicht. Ich mache Sie auf das bezügliche Gesetz aufmerksam.“

„Das sagst du? Du sprichst von Gesetzen? Sie gelten für uns nicht!“

„Ja!“

„Sie wird nicht mehr zurückkehren,“ sagte der Kaplan, „und es kommt mir auch sonderbar vor, daß gerade du sie zurückforderst. Du solltest doch wissen, daß sie einem reinen, schönen Glauben entgegengeht. Und da sie sich aus freier Willenskraft danach sehnte, wäre sie eher zu beneiden. Du hast dich auch geändert, Moritz!“

„In meiner Überzeugung nicht — erinnern Sie mich übrigens nicht an die Zeiten des du. Die Schwester muß zurückkommen.“

Da brach in Honza der lang' verhaltene Grimm hervor. „Und wenn ihr alle kommt,“ sprach er heftig, „ich gebe sie nicht heraus.“

Währenddem war die Haushälterin hereingekommen und raunte dem Kaplan etwas ins Ohr, was Moritz und Mendel nicht verstehen konnten. Der Pfarrer schien bestürzt und wollte eiligst zur Stube hinaus. An der Türe jedoch trat ihm Hannele entgegen.

„Ist es wahr, Mädchen,“ rief er und wollte sie bei der Hand fassen, „daß du wieder nach Hause gehen willst?“ Hannele riß sich aber los, sie stand jetzt in der Mitte zwischen dem Kaplan und Moritz.

Bei ihrem Anblick fühlte Moritz allen Zorn und Groll von sich gewichen. Laut weinend stürzte er auf sie zu. „Willst du dem Vater das Herzeleid antun, Hannele?“ rief er, „hat er dich nicht immer geliebt, mehr als mich? Was soll er nun anfangen, wenn sein liebstes Kind so an ihm handelt?“

Der Kaplan biß sich in die Lippen. Mendel Wilna rannen die Tränen über das Angesicht. Auch er sprach ihr zu.

„Wenn einmal Auferstehung der Toten sein wird, da

werden sie alle die zusammentreffen, die im Leben zueinander gehört haben! Vater und Mutter werden sich mit ihren Kindern freuen, wo wirst aber du sein, Hannele? Wo wird dein Gebein liegen? Wer wird dich anerkennen? Dein Vater nicht, deine Mutter nicht, zu wem willst du dann gehen?"

Eine schwüle Stille lagerte sich über die Stube nach diesen Worten. In Hannele war aber schon der Kampf entschieden. „Redet nicht länger," sagte sie mit fester Stimme, „ich geh' schon, der Vater soll mit mir machen, was er will."

„Geh," sagte der Kaplan mit Bitterkeit, „du bist immer falsch gewesen, wie ihr's alle seid," und ging in eine andere Stube, deren Türe er heftig hinter sich zuschlug.

Als sie draußen vor dem Hause standen, warf die Wirtschafterin das Bündel mit Kleidern, das Hannele mitgebracht, zum Fenster hinaus.

„Geh," rief sie ihr giftig nach, „du verfluchte Jüdin!"

So fuhr Moritz mit der Schwester wieder heim. Das Mädchen lag weinend auf seinen Knien. Der Jung' trieb die Pferde gewaltig an, sie flogen beinahe so schnell wie die Gedanken in Moritz. Um Mitternacht kamen sie an.

Als der Randar die gewonnene Tochter wieder vor sich sah, sprach er kein Wort, er blickte sie nur starr an und wandte sich zur Seite. Moritz erschrak über dieses Schweigen; es schien ihm nichts Gutes zu bedeuten. Lieber hätte er Sturm und Vorwürfe gehört. Kaum wußte er, was er von dieser Wandlung denken sollte.

Es bestätigte sich auch. Die Flucht Hanneles hatte an den Lebensbaum des Randars die Axt angelegt. Am andern Tage konnte er sich vom Bette nicht erheben, nnd als Mendel Wilna wieder seines Weges ziehen wollte, bat er ihn mit schwacher Stimme noch zu bleiben, bis er gestorben sei. Kein Zuspruch nahm ihm diesen Wahn, er blieb hartnäckig dabei,

daß er nicht mehr aufstehen würde. Das lange Fasten am Jom Kipur und der darauf folgende Gram zehrten und nagten an seinem Leben. Er lag stets gegen die Wand gekehrt, sprach selten, und nur zuweilen hörte man ihn die in seiner Seele stehend gewordenen Laute: „Die Erd', die Erd'!" leise vor sich hinstöhnen.

Zu Sukkot kam kein Bräutigam auf „die Beschau", wohl aber war eine Leiche im Hause; der Randar war am zweiten Tage des Laubhüttenfestes gestorben.

Beim Weggehen sagte Mendel Wilna, der für immer Abschied nahm: „Nach allem, was ich bis jetzt gesehen und gehört hab', sollt' man Jeruschalaim doch aufbauen. Ich werd' erst jetzt recht anfangen."

Moritz ist Arzt in einem stillen Ghetto Böhmens. Er heilt kranke Leiber und Seelen. Seine Schwester Hannele ist ein lebender Beweis dafür. Sie wird ehelos bleiben. Sie, die schon auf „fremden Wegen" gewandelt, kann sie vergessen, wer einst ihr Jugendgefährte gewesen?

Ohne Bewilligung.

Einen schönern Anblick als heute hat die Gasse schon lange nicht gewährt. Es ist „Cholemoed", und wie ein lustig-toller Junge, der in seiner Seligkeit nicht weiß, was er früher anfangen soll, geht er im Ghetto auf und nieder und lacht und scherzt und treibt ausgelassene Possen. Wir bemerken für diejenigen, denen die Sprache der Offenbarung — wie hottentottisch klingt, daß der Cholemoed jene schöne Zeit der Halbfeiertage ist, die jährlich zweimal, am Ostern- und am Laubhüttenfest einfällt. Denn wie man weiß, sind diese beiden Feste sehr langatmiger Natur; sie dauern durch volle acht Tage. Da hat aber der kluge Gesetzgeber, der

sehr wohl wußte, daß es der Mensch in Leid und Freud' nie lange aushält, den Cholemoed hineingeschoben. Das ist ein Tag wie jeder andere; man kann seinen Geschäften nachgehen wie sonst, auch nimmt die Synagoge nicht den größten Teil des Vormittags weg; wie überhaupt tausend Zeichen, die man aber mehr empfinden als sehen muß, es beweisen, daß heute nicht „Jontef“ (Feiertag) ist. Dennoch blickt eben derselbe „Jontef“ überall hindurch; es ist, als ob man den Leuten verboten hätte, davon zu sprechen, und sie ließen nun in Ermangelung dessen ihre Kleider, Gesichter und Gebärden es einander zurufen. Über allem Tun und Treiben liegt ein eigentümlich festlicher Duft, nirgends tönt der grelle Schrei des „Geschäftes“, und nur, um gleichsam nicht aus der Übung zu kommen, geht der tägliche Erwerb auch heute seine gewöhnlichen Wege. Aber es waltet nicht der sonstige Geist der Betriebsamkeit; man sieht es dem Rücken, der sich unter dem Packe mit Kattuntücheln und Westenstoffen krümmt, an, daß er sich lieber an die weichen Polster eines Sabbatsitzes lehnen, und den Augen, die einen Sack Wolle mustern oder ein Stück Seidenband abrauschen lassen, daß sie sich weit lieber am Dufte der Jontefspeisen weiden möchten!

Der Cholemoed ist, um „hoch“ zu sprechen, gleichsam das vermittelnde Prinzip zwischen den stummen Lippen des Sabbats und der hastigbeweglichen Gestikulation eines gewöhnlichen Werkeltages. Daher auch sein so eigentümlicher Charakter!

Muß man es nicht geradezu sagen, daß selbst die Natur heute Cholemoed hält? Singen die Vögel nicht lauter, scheint nicht die Sonne freudiger? Wie goldene Knäuel wirft sie ihre Strahlen über die engen Giebeldächer des Ghettos! Oben ist Licht, unten halbe Dämmerung. Wo aber die Gasse breiter ist, da lösen sich die goldenen Fäden auf und fallen gewaltig hinab; wer dann zufällig darunter geht, dessen Gesicht wird ganz angestrahlt und sonnig, beinahe ganz vergoldet!

Da kommt mir gerade so ein sonnigvergoldetes Gesicht

in den Weg! Ich kenne und grüße dich, Jaikew Lederer, und möchte dir gerne „Salem Alechem“ zurufen, wüßte ich nicht, daß der Friede schon in deinem Herzen ist! Die ganze Woche hat er sich auf den Märkten herumgetrieben und mit schlechtem tschechischen Akzent sein: laczini, laczini! (wohlfeil) geschrien, die Elle hat in seiner Hand geklappert, und vielleicht hat er doch nichts „gelöst“. Aber heute ist er zu Hause geblieben, und der „Cholemoed“ findet kein gläubigeres, ihn tiefer ehrendes Gemüt als das gehetzte Menschendasein unseres Jaikew Lederer!

Wie er da geht mit den nachlässig ineinanderschlenkernden Händen auf dem Rücken, ein „Jontefliedel“ vor sich hin murmelnd, das der Vorsänger gestern zum ersten Male in der Synagoge angestimmt, auf seinem Haupte den wohlausgebürsteten Sabbathut, und auf dem Leibe den alten, auf so vielen Dorfwanderungen erprobten, etwas fadenscheinigen Rock, über den jedoch ein weißes Halstuch die milde Poesie des Feiertags herableuchtet, mit diesem lächelnden, auseinandergefalteten, ruhig sichern Antlitz — ist Jaikew Lederer nicht der leibhaftige „Cholemoed“ selber?

Wahrhaftig, jenes alte Mütterchen, das dort an der großen Stiege einen Detailhandel mit schimmeligem Käse und runzligen Zitronenschalen treibt, hat uns ganz aus der Seele gesprochen, wenn es dem Vorbeischreitenden zuruft: „Gehst du heut' nicht aufs Dorf, Jaikew?“ weil wir zugleich wußten, welche Antwort er geben werde.

„Wo fallt Ihr aus, Muhm Gitel?“ sagt er, „heut' aufs Dorf gehen!! Soll denn der Bauer das ganze Jahr keine Ruh' vor mir haben? Oder soll nur der reiche Schmul Brandeis bei Weib und Kind daheim bleiben können und Küchel*) essen und ich, Jaikew Lederer, mit dem Pack herum-

*) Eine Art jüdisches Festtagsgebäcke.

laufen, weil ihm Gott ein paar „Pehm“*) mehr beschert hat, als mir? Heut' ist Cholemoed, und mich bringt kein Mensch aus der Kille (Gemeinde) fort!“

Damit schreitet er weiter, und das Jontefliedel auf seinen Lippen, das er wieder angestimmt hat, verhallt in dem muntern Getöse des Ghettos.

Denn auch anderwärts erblicken wir die Lebenszeichen des Halbfeiertages. In den Gewölben stehen die geputzten Hausfrauen oder sitzen in Gruppen, plaudernd und scherzend, davor. Das „Geschäft“ ist heute Nebensache; aber seht nur diese buntbebänderten Hauben, diese goldenen Halsketten, diese schimmernden Perlschnüre! Gönnt ihr diesen armen Frauen nicht ebenfalls ihren Cholemoed, wo sie das alles ins gehörige Licht stellen können?

Zwischendurch rennen lärmende Knaben; die brauchen heute keinen Schulstaub zu schlucken. Da steht eine Mutter umringt von drei Schreiern, die Geld zum Spielen begehren. Der eine rankt sich hinauf, ihr freundlich liebkosend, der andere hätschelt ihr die Hände, während der dritte und kleinste feinlistig an der Schürze zerrt, wo sich die klingende Münze befindet. Sie widersteht lange, endlich ergibt sie sich.

„Und was werdet ihr mit dem Geld anfangen?“ fragt sie.

„Heut' ist Cholemoed,“ antworten die Schreier im Dreiklang und rennen mit ihrer Beute davon.

Man müßte die ganze Tiefe eines Mutterherzens zu deuten wissen, wollte man jenes Lächeln verstehen, wenn die Mutter, nachdem sie einen langen Blick den davoneilenden Knaben nachgeworfen, sich zu einer nebenanstehenden, reichgekleideten Frau wendet und zu ihr spricht:

„Sehen Sie, Madame Vögele, das hat man davon, wenn man Kinder hat!“

---

*) „Pehm“ statt Böhm, wie man die nun außer Brauch gekommenen Groschen noch jetzt nennt.

Und warum fällt aus den Augen jener Reichgekleideten bei diesen Worten ein so gallicht grüner Schein? Wurde sie beleidigt? — Die Frau hat nämlich keine Kinder.

Dort an der alten Synagogenmauer, wo die drei Nußbäume stehen, die dem Schuldiener so gute Nüsse aufs ganze Jahr geben, ist ein Haufe spielender Knaben beisammen. Sie üben sich im „Kopf und Adler“. Eine Münze nämlich wird an die Wand geworfen, und da muß man entweder auf den „Kopf“ des Kaisers oder sein Wappen, den „Adler“ gewettet haben, um, wie eines von beiden fällt, zu gewinnen oder zu verlieren. Dem rothaarigen Burschen mit dem sommerfleckigen Gesicht lacht eine häßliche Freude aus den Augen; er trägt das Geld seiner meisten Spielkameraden in der Tasche. Einem andern mit sanften lieben Zügen rinnen helle Tränen über die Wange. Er hat alles verloren, was ihm die Mutter zum Cholemoed gegeben...

Die Szene ändert sich mit einem Male. Am Anfang der Gasse zeigt sich eine Kutsche, auf dem Bocke sitzt ein rotgejackter Postillion, der die Peitsche lustig knallen läßt. Einen Augenblick darauf sieht man einen jungen Mann heraussteigen, der kommt gerade auf das Ghetto los! Bei seinem Anblick geht ein Zischeln stiller Verwunderung durch die Gewölbe, durch die geputzten Hausfrauen. Neugierige Mädchenköpfe erscheinen an den Fenstern; selbst die Knaben rasten für einen Augenblick. Der junge Mann, wie ein „Prinz“ gekleidet, blitzende Ringe an allen zehn Fingern, die einen magischen Glanz um sich werfen, um den Hals eine vornehm atlassene Krawatte geschlungen, ist vor einem Gewölbe stehen geblieben und hat sich dort nach der Wohnung des „Herrn“ Schmul Brandeis erkundigt.

Bei dieser Frage sieht man plötzlich aus dem Rudel der Knaben einen herausstürzen, der gleichsam mit verhängten Zügeln auf das Haus des „Herrn“ Schmul Brandeis losrennt. Der Glückliche! Er wird der erste sein, der dort

laufen, weil ihm Gott ein paar „Pehm“*) mehr beschert hat, als mir? Heut' ist Cholemoed, und mich bringt kein Mensch aus der Kille (Gemeinde) fort!“

Damit schreitet er weiter, und das Jontefliedel auf seinen Lippen, das er wieder angestimmt hat, verhallt in dem muntern Getöse des Ghettos.

Denn auch anderwärts erblicken wir die Lebenszeichen des Halbfeiertages. In den Gewölben stehen die geputzten Hausfrauen oder sitzen in Gruppen, plaudernd und scherzend, davor. Das „Geschäft“ ist heute Nebensache; aber seht nur diese buntbebänderten Hauben, diese goldenen Halsketten, diese schimmernden Perlschnüre! Gönnt ihr diesen armen Frauen nicht ebenfalls ihren Cholemoed, wo sie das alles ins gehörige Licht stellen können?

Zwischendurch rennen lärmende Knaben; die brauchen heute keinen Schulstaub zu schlucken. Da steht eine Mutter umringt von drei Schreiern, die Geld zum Spielen begehren. Der eine rankt sich hinauf, ihr freundlich liebkosend, der andere hätschelt ihr die Hände, während der dritte und kleinste feinlistig an der Schürze zerrt, wo sich die klingende Münze befindet. Sie widersteht lange, endlich ergibt sie sich.

„Und was werdet ihr mit dem Geld anfangen?“ fragt sie.

„Heut' ist Cholemoed,“ antworten die Schreier im Dreiklang und rennen mit ihrer Beute davon.

Man müßte die ganze Tiefe eines Mutterherzens zu deuten wissen, wollte man jenes Lächeln verstehen, wenn die Mutter, nachdem sie einen langen Blick den davoneilenden Knaben nachgeworfen, sich zu einer nebenanstehenden, reichgekleideten Frau wendet und zu ihr spricht:

„Sehen Sie, Madame Vögele, das hat man davon, wenn man Kinder hat!“

---

*) „Pehm“ statt Böhm, wie man die nun außer Brauch gekommenen Groschen noch jetzt nennt.

Und warum fällt aus den Augen jener Reichgekleideten bei diesen Worten ein so gallicht grüner Schein? Wurde sie beleidigt? — Die Frau hat nämlich keine Kinder.

Dort an der alten Synagogenmauer, wo die drei Nußbäume stehen, die dem Schuldiener so gute Nüsse aufs ganze Jahr geben, ist ein Haufe spielender Knaben beisammen. Sie üben sich im „Kopf und Adler". Eine Münze nämlich wird an die Wand geworfen, und da muß man entweder auf den „Kopf" des Kaisers oder sein Wappen, den „Adler" gewettet haben, um, wie eines von beiden fällt, zu gewinnen oder zu verlieren. Dem rothaarigen Burschen mit dem sommerfleckigen Gesicht lacht eine häßliche Freude aus den Augen; er trägt das Geld seiner meisten Spielkameraden in der Tasche. Einem andern mit sanften lieben Zügen rinnen helle Tränen über die Wange. Er hat alles verloren, was ihm die Mutter zum Cholemoed gegeben. . .

Die Szene ändert sich mit einem Male. Am Anfang der Gasse zeigt sich eine Kutsche, auf dem Bocke sitzt ein rotgejackter Postillion, der die Peitsche lustig knallen läßt. Einen Augenblick darauf sieht man einen jungen Mann heraussteigen, der kommt gerade auf das Ghetto los! Bei seinem Anblick geht ein Zischeln stiller Verwunderung durch die Gewölbe, durch die geputzten Hausfrauen. Neugierige Mädchenköpfe erscheinen an den Fenstern; selbst die Knaben rasten für einen Augenblick. Der junge Mann, wie ein „Prinz" gekleidet, blitzende Ringe an allen zehn Fingern, die einen magischen Glanz um sich werfen, um den Hals eine vornehm atlassene Krawatte geschlungen, ist vor einem Gewölbe stehen geblieben und hat sich dort nach der Wohnung des „Herrn" Schmul Brandeis erkundigt.

Bei dieser Frage sieht man plötzlich aus dem Rudel der Knaben einen herausstürzen, der gleichsam mit verhängten Zügeln auf das Haus des „Herrn" Schmul Brandeis losrennt. Der Glückliche! Er wird der erste sein, der dort

die Nachricht von der Ankunft der Kutsche verbreiten wird. Das schönste „Beckenbrot“ wartet dann seiner!

„Dort wird's heut' einschlagen,“ meinte die Mutter jener drei Schreier zu der Reichgekleideten: „ich hab' den Schadchen das ganze Jahr da hinauflaufen sehen.“

„Es wär' auch an der Zeit,“ entgegnete die andere darauf mit spöttischem Lächeln, „mit ihren zehntausend Gulden klaubt sie sich schon lang' genug herum. Die schönsten Partien sind ihr schon geredt worden; vielleicht bleibt sie doch einmal hängen.“

„Kriegt sie denn wirklich zehntausend Gulden?“

„Bare zehntausend Gulden und eine Ausstattung — eine Prinzessin kann sie nicht schöner haben.“

Die beiden Frauen hatten es getroffen; der junge Mann in der atlassenen Krawatte mit den blitzenden Ringen war wirklich zu der Tochter von Schmul Brandeis auf die „Beschau“ gekommen.

Das alles aber, der junge Mann und die Tochter des reichen Hausherrn und ihre zehntausend Gulden und die „Beschau“ wird jetzt über einen andern Anblick vergessen. Aus dem Hause des Rabbiners kommt jetzt eine Schar Bräute und Bräutigame heraus. Die gehen jetzt einen schweren Gang — sie müssen nämlich aufs „Kreisamt“, wo sie aus dem „Bne Zion“ *) werden geprüft werden. Diese Furcht ist besonders einigen unter ihnen, stämmigen Gestalten, die man an der bäuerischen Aussprache des Jargons als „Dorfmaden“ und „Landmotzen“ erkennt, nicht zu verargen. Sie treten vielleicht zum ersten Male aus dem stillen Bereich ihrer Heimat und sollen nun in Gegenwart des Kreishauptmanns

---

*) Nach den damals bestehenden Gesetzen — wir schrieben das Jahr 1847 — mußte jede Braut und jeder Bräutigam des Ghettos, bevor sie an das „Einkommen“ um die Heiratsbewilligung denken durften, zuvor aus dem religiös moralischen Lehrbuch „Bne Zion“ in Gegenwart des Kreishauptmanns und des Kreisrabbiners geprüft werden.

Rechenschaft ablegen, was sie von der Religion ihrer Väter wissen oder nicht wissen. Bei andern ist der Blick wieder stolzer und sicherer. Denen ist die Prüfung nichts, sie haben das „Bne Zion“ im kleinen Finger; sie lachen auch die furchtsamen „Dorfmaden“ aus. Mit denen hat sich auch der Hauslehrer nicht durch ein halbes Jahr geplagt, ehe ihnen die „Moral“ in den Kopf ging. Sie werden auch hochdeutsch antworten, und schon im voraus freuen sie sich auf die verkehrten Antworten so einer „Dorfmad“ oder eines „Landmotz“ — die glücklichen, eingeschulten hochdeutschen Mädchen und Jünglinge des Ghettos!

Durch alle diese Auftritte und gleichsam wandelnden Bilder war das lächelnde Cholemoedgesicht Jaikew Lederers durchgeschritten. Er hatte sich nirgends aufgehalten, keinen Augenblick war das Fontefliedel auf seinen Lippen verstummt; wie ein Grundton zog es sich durch die verschieden klingenden und tosenden Laute des Ghettos. Nur als er an den zur Prüfung gehenden Bräuten und Bräutigamen vorüberkam, war er still geworden; er sah ihnen lange nach, bis sie um die Ecke des „Kriminals“ verschwunden waren. Jetzt war er in die Nähe der spielenden Knaben an der Synagogenmauer gekommen; es war gerade ein heftiger Streit unter ihnen ausgebrochen.

Der Rothaarige nämlich, der mit dem sommerfleckigen Gesicht, hatte falsch gespielt. Als er sah, daß sich die kugelnde Münze nicht zu seinem Vorteil erwies, hatte er ihr durch eine schnelle Bewegung des Fußes eine ihm günstige Wendung gegeben. Die anderen schrien Verrat und Betrug. Namentlich der Knabe mit den sanften lieben Zügen war darüber untröstlich; denn er stand gerade mit dem Rothaarigen in der Wette. Der wollte sich aber nicht so ruhig ergeben, er behauptete seinen Betrug. Wie feurige Streiter für Recht und Wahrheit stürzten die andern auf ihn los, und bald war der Rote eingekeilt zwischen den Fäusten der jugendlichen Rächer.

„Wart nur,“ rief er zähneknirschend dem sanften Knaben zu, „wart nur, du Bankert; denn so einer bist du, dein Vater hat so ohne Bewilligung geheiratet!“

Der Knabe fing laut zu weinen an.

Jaikew Lederer war nun ganz nahe getreten; er hatte den Schimpf des Rothaarigen und das Geschrei des sanften Knaben vernommen. Mit einer hastigen Bewegung fuhr er in den Kreis, ergriff den Weinenden beim Arm und führte ihn, ohne ein Wort weiter zu sprechen, mit sich fort.

Und wie er jetzt durch das Ghetto ging, den Knaben an der Hand, der sein eigenes Kind war, ihr hättet den frühern Jaikew Lederer nicht mehr erkannt. Verstummt war das Jontesliedel auf seinen Lippen, dafür zuckte darauf ein bitterer Schmerz, der sich sogar bis in die Augen zu erstrecken schien, weil sie so feucht glänzten — verschwunden war das lächelnde Cholemoedgesicht!

Diese plötzliche Wandlung unseres Jaikew Lederer hatte ihren guten Grund. Wir hätten den auch früher schon erwähnen sollen, aber es ging wahrhaftig nicht an! Wie konnten wir dem seligen schönen Cholemoed so etwas gerade ins Gesicht hineinsagen?

Dieser Jaikew Lederer hatte wirklich ohne Bewilligung geheiratet, und da der Rothaarige in seinem Grimme einige Blätter aus Jaikew Lederers Leben und Dasein zurückgeschlagen hat, so wollen wir sie schon festhalten und nicht eher weitergehen, bis wir sie gelesen haben.

Durch eine sonderbare Fügung des Schicksals hatte Jaikew Lederer eine ganz auffallende Ähnlichkeit mit seinem Urahnen gleichen Namens, nämlich dem Patriarchen Jakob. Ja, wenn das schöne duftige Stück Romantik von der Liebe Jakobs zu Rahel nicht als verbürgte Tatsache verzeichnet stünde im ersten Buche Moses, im so und so vielten Kapitel, man wäre

versucht zu glauben, das Ganze sei nur eine Allegorie auf die künftigen Schicksale unseres Jaikew Lederer!

Auf viel Romantik darf man sich freilich nicht gefaßt halten, denn wir sind im Ghetto! Und da haben die Leute etwas ganz anderes zu tun, als müßig an den Zisternen zu stehen und den schönen Rahels die schweren Brunnensteine wegwälzen zu helfen. Die Leute sind da selbst Steine und müssen sich schieben und wälzen lassen, wie man nur will. Dergleichen Unähnlichkeiten werden überhaupt noch mehrere vorkommen. Das ist aber nicht unsere Schuld. Eines hatten sie aber beide gemein; sie hatten jeder ihren Laban; — den unseres Jaikew wird man alsogleich erkennen.

Wie sein Ältervater, der Patriarch, hatte auch unser Jaikew das Unglück, ein Spätgeborner zu sein, ja er übertraf ihn noch; er war der Viertgeborne unter seines Vaters Söhnen. Die alten jüdischen Mütter, die noch im Lande Kanaan ihre Kinder säugten, wie freuten sie sich und priesen den Herrn, wenn sie sich an der Kraft vieler Söhne weiden konnten! Sie würden es kaum glauben, wenn wir ihnen den Jammer unserer Mütter erzählten, die sich weit mehr nach Mädchen als nach Knaben sehnten. „Wo wird mein Jüngel eine Familie*) hernehmen?“ hörte man sie oft rufen, und dieselbe Frage hat auch die Mutter unseres Jaikew schon in den ersten acht Tagen nach seiner Geburt — ohne Beantwortung an sich gerichtet.

Sein Vater, David Lederer, war zwar ein „Familiant“, das berührte aber unsern Jaikew gar nicht. Denn nach dem

*) Die Zahl der ansässigen Juden in Böhmen war seit langer Zeit auf einige tausend „Familien“ beschränkt; sie reichte aber nicht mehr aus, da sich die Populationsverhältnisse seitdem so verändert hatten. Die „Besitzer“ solcher Familien, die erblich waren, genossen mancherlei Begünstigungen; sie waren auch verkäuflich oder wurden von den Gutsherren und Magistraten vergeben. Oft ging die halbe Aussteuer für den Ankauf einer solchen Familie hin, und nur der diplomierte Gelehrte oder der besteuerte Handwerker unterlagen dieser Bestimmung nicht. Ihre Kinder waren deswegen doch „familienlos“.

Gesetz mußte sein ältester Bruder Ruben die Familie ererben. Der war wirklich beneidenswert, er hatte schon eine Familie, noch ehe er imstande war, den Begriff dieses Wortes aufzufassen. Sein zweiter Bruder Nathan war noch ebenfalls glücklich zu nennen, er war ein Gelehrter, d. h. Doktor geworden und konnte ohne Familie heiraten. Anschel, sein dritter Bruder, genoß als ehrlicher Schneider dieselbe Begünstigung wie der Doktor; er hatte gleichfalls ohne Familie sich eine schaffen können, nur Jaikew selbst, der weder Erstgeborner, noch Doktor, noch Handwerker, sondern ein „Dorfgeher" geworden war, durfte von „Staatswegen" auf keine Familie Anspruch machen!

Es ist sonderbar, wie man so geboren werden und fortleben kann, wenn man eigentlich weiß, daß man ein Staatsverbrecher ist. Denn so einer war doch unser Jaikew, man mag nun sagen, was man will. Es ist wahr, die Erstgeburt konnte man ihm so wenig als Rebekka ihrem zweiten Sohn verschaffen, aber warum wurde er nicht gleichfalls „Doktor" oder „Schneider"? Warum verkannte er so Zweck und Absicht der „Familien"? Da er nun aber, vielleicht schon der Abwechselung wegen, den Beruf eines „Dorfgehers" gewählt hatte, was ließ sich da an der Sache ändern? War Jaikew also, da ihm schon von vornherein jede Aussicht auf eine „Familie" benommen ward und er doch nach aller menschlichen Berechnung den Willen hatte, sich eine zu verschaffen, nicht schon beim Eintritt in die Welt ein sogenannter „Staatsverbrecher"?

Jaikew war auch wirklich in jene Jahre getreten, wo er diesen Willen und auch den der Natur tätig beurkunden wollte. Er hatte seine Augen auf ein schönes „Resele" geworfen; sie war die Tochter eines armen Dorfgehers, wie er selbst war. Diese Wahl machte unserm Jaikew alle Ehre, denn seine Resel war wirklich eine holde Blume des Ghettos, als „Partie" war sie aber nicht die beste; denn die Aus-

steuer betrug nur etliche hundert Gulden. Dennoch, als bei der Verlobung nun schon die Schale zum Zerbrechen hergelangt wurde, zum Zeichen, daß Jaikew und Resel Bräutigam und Braut geworden seien, fragte man: „Wo wirst du aber eine ‚Familie' hernehmen, Jaikew? Du bist ja ein Viertgeborener." „Erst will ich ein Bräutigam sein," antwortete er, „für die Familie wird Gott schon sorgen!"

Gibt es nicht eine Menge Leute, die alt werden und grau und dann sterben, ohne einen richtigen Begriff vom „Staate" mit sich zu nehmen? Zu denen konnte sich unser Jaikew wahrlich nicht rechnen. Er trat nur zu bald in eine genaue Bekanntschaft mit diesem rätselhaften Wesen, dem sich keiner so ganz entziehen kann, weil man es vor, hinter und neben sich hat — wie jenen berühmten Zopf.

Die ersten drei Jahre seines Brautstandes waren vorüber, und Jaikew hatte noch keine „Familie". Es waren zwar während dieser Zeit eine Menge „Familianten" gestorben, aber die zweiten und dritten Söhne der reichen Hausherren waren ihm immer zuvorgekommen; nicht eine Familie war für ihn geblieben. Sein „Resel" war indes zu einer schönen Rose erblüht.

Das war es auch vielleicht, was unsern Jaikew bewog, Erde und Himmel in Bewegung zu setzen, damit er seinen „Reschojin" oder die Heiratsbewilligung erhalte. Wenn nur nicht der „Staat" gerade in der Mitte zwischen beiden gelegen wäre! Auf eine „Familie" konnte er sich nun einmal keine Hoffnung machen; sie flog ihm immer hart am Munde vorüber. Da wollte Jaikew es versuchen, ob es nicht auch ohne „Familie" gehen würde. Er stellte also die Zeugnisse zusammen, die er zur Heiratsbewilligung nötig hatte, und da selbst das Kleinste und Unbedeutendste unserer Wißbegierde etwas zuführen kann, so wollen wir das ziemlich dicke Bündel von „Attesten, Gutachten und Bestätigungen", die alle auf teure Stempelbogen geschrieben sein mußten, ein wenig durchblättern.

Zuerst der „Konskriptionsbogen“, worin bestätigt wurde, daß Jaikew vom Soldatwerden frei sei. Er war schon einmal bei der Assentierung gewesen — hatte aber eine schwache Brust. Nun, das war in der Ordnung!

Dann kam das „Blutverwandtschaftszeugnis“, ein sehr nötiger Beweis, daß Jaikew in keinem unerlaubten Grade mit seiner Braut verwandt war.

Hierauf das „Bne Zionzeugnis“, von dem wir bereits wissen.

Das „Schulzeugnis“, daß er lesen und schreiben gelernt, und

ein „Geburtszeugnis“, was eigentlich unnötig war; denn wozu ward er geboren?

Ein „Wohlverhaltungszeugnis“, daß er ein wohlgesitteter Mensch sei. Nun, in diesem Punkte konnte man wahrhaftig ruhig sein. Jaikew tat das ganze Jahr nichts Schlechtes: er betrank sich nie und machte nachts keinen Lärm. Wir fragen noch, wer verhält sich im Ghetto nicht wohl?

Endlich kam noch das „Religionszeugnis“, als notwendige Ergänzung zu dem Geburts- und den anderen Zeugnissen, und endlich

Der „Totenschein“, daß sein Vater bereits das Zeitliche gesegnet.

Mit so vielen Zeugnissen, Bogen und Scheinen sollte man glauben, hätte Jaikew eben so viele Heiratsbewilligungen erlangt; — aber er bekam nicht eine! Denn das Wichtigste fehlte in dem dicken Bündel; nämlich der Auszug aus dem Judenfamilienbuche — Jaikew war leider kein „Familiant“.

Die Zeugnisse wurden eingereicht; ein halbes Jahr verstrich, während Jaikew schon wähnte, das Gubernium hätte längst sein großes Amtssiegel auf die Bewilligung gedrückt. Da brachte ihm an einem Sabbat der „Magistratspolizei“ das ganze Bündel zurück, in Begleitung noch einer andern „Zustellung“, deren ganzer Inhalt sich auf die wenigen Worte

beschränkte, wie: „Da dem Jakob Lederer, Handelsjud', wohnhaft sub N, G 15 wohl bekannt sein solle, daß man ohne den Auszug aus dem Judenfamilienbuche, wenn man sonst nicht durch die Bestimmungen der Gesetze (die hier nach ihren Paragraphen angeführt waren) befreit sei, um die Heiratsbewilligung nicht einkommen dürfe, wie also der Jakob Lederer schon wegen Unkenntnis der Gesetze und Unterlassung ihrer Befolgung für diesmal gänzlich abzuweisen sei."

Unter der Zustellung stand der Name eines Magistratsrates unterfertigt, zum Beweise, daß das dicke Bündel mit Zeugnissen während eines halben Jahres noch keinen Fuß über das Rathaus hinausgesetzt hatte.

Jaikew Lederer und seine „Rose" sahen dadurch ihre nächste Zukunft wie mit einem scharfen Messer durchschnitten; es vergingen wieder drei Jahre, ehe sie sich von der ersten Abfertigung erholt hatten. Eines hatte aber die Zustellung abzufertigen vergessen, nämlich, daß sie aufhören sollten, einander anzugehören, sich zu lieben und zu hoffen, wiewohl das „implicite" ebenfalls verstanden war.

Es ist etwas Rührendes um so ein altgewordenes Brautpaar. Nur ganz schämig tritt da die Liebe auf, sie drückt sich verstohlen die Hände und errötet nur, wenn es die Leute nicht sehen. Sie kennt das Geheimnis, daß sie in den ersten blühenden Jahren erwachen hieß, beinahe auswendig und kann doch nicht sagen, wie es nach gänzlicher Lösung aussieht — ihr Sehnen grenzt so nahe an Befriedigung, und ist doch nur ein peinliches Mittelgefühl zwischen beiden. Die Leute hatten ihren Spaß daran, wenn sie über das alte Brautpaar spotten konnten. Am Sabbat gingen Jaikew und Resel gewöhnlich ganz allein spazieren, denn sie paßten weder zu den „Jungen" noch zu den Eheleuten. Die Leute meinten dann, warum man denn die zwei so allein gehen lasse? Ob denn das nicht gefährlich sei?

Jaikew hatte noch einmal „eingereicht", und diesmal ließ

die „Zustellung“ nur vier Wochen auf sich warten. Dafür war sie diesmal in einem weit weniger zärtlichen Tone abgefaßt, als das erstemal; es stand darin von einer „Nichtmehrbehelligung“ des Gerichtes und andern „Zurechtweisungen“, wie diese lieblichen Ausdrücke lauten. Es war im vierzehnten Jahre ihres Brautstandes, Jaikew war ein alter Jung' mit sechsunddreißig Jahren, Resel zählte nur um drei weniger. Jaikew brachte die Zustellung ins Haus seiner Braut, sie lasen sie zusammen, und der „alte Jung'“ und die „alte Mad“ weinten zusammen wie Kinder oder etwa wie Jakob und Rahel, als ihnen Laban ebenfalls seine Abfertigung zugeschickt hatte.

In Jaikew artete die vierzehnjährige Geduld zuletzt in stille Wut aus. Eines Tages sprach er zu seiner Resel: „Ich seh' schon, mit der ‚Bewilligung‘ ist nichts, der Magistrat will nicht, und ich will auch nicht länger warten. Möchtest du nicht Hochzeit machen, Resel?“

Resel schwieg dazu und noch sonderbarer, sie errötete nicht einmal bei einer so zarten Frage. War sie denn mit dem Klange und dem Begriff der Hochzeit so gar nicht in der langen Zeit vertraut worden?

„Nu, möchtest du?“ fragte er noch einmal.

„Ich möcht',“ sagte sie leise.

„Gut,“ rief Jaikew, „in vierzehn Tagen machen wir Hochzeit und wenn auch ohne Bewilligung.“

Kann man nach vierzehn Jahren auch etwas anderes anfangen? Die Eltern des alten Brautpaars hatten gegen diese Selbstbewilligung auch nichts einzuwenden, nach zweimal sieben Jahren läßt man schon die „Familianten“ fahren. Die Hochzeit ward auf den Lag Bomer*) festgesetzt.

---

*) Die sieben Wochen zwischen dem Pesach (Ostern) und Schebuoth (Wochenfest) haben eine gewisse Ähnlichkeit mit dem „Fasten“ nach dem Aschermittwoch. Jede Art Lustbarkeit wird aus Scheu vor der Einwirkung gewisser böser Kräfte, die um diese Zeit walten, unterlassen. Nur der dreiunddreißigste

Die Hochzeit wurde nicht in der Gemeinde, sondern auf einem Dorfe gehalten, weil man jede Öffentlichkeit vermeiden mußte. Es wurden nur soviel Gäste dazu geladen, als man nötig hatte, um ein Minjan (zehn Personen) herauszubringen. Es ging überhaupt ohne alles Gepränge dabei zu. Die Chuppe oder der Traghimmel, worunter die zwei getraut werden sollten, wurden nicht unter freiem Himmel, sondern in der Stube aufgerichtet, und da sprach ein armer Rebbe*), weil der Kreisrabbiner als öffentliche Standesperson sie nicht vermählen durfte, den Segen über den alten Jung' und seine Braut.

Bei dem großen Hochzeitsmahl, das darauf folgte, war die junge Frau besonders traurig. Unter der goldenen Haube, mit der sie früher zum Zeichen, daß sie nun nicht mehr zu den Mädchen gehörte, bedeckt war und deren Fransen ihr tief in die Augen hingen, rannen heiße Tränen hervor. Es kränkte die Arme, daß sie so heimlich und hinter aller Welt ihre Hochzeit haben mußte, als hätte sie, Gott behüt! früher etwas „angestellt".

„Sei still, Resel," flüsterte ihr der weit lustigere Jaikew zu, „ich hab' dich auch ohne Bewilligung gern."

Am andern Tage war aber Jaikew Lederer ganz selig — zu seinem Glücke fehlte nicht einmal — die „Bewilligung".

„Verstummt war", sagten wir, das Jontefliedel auf seinen Lippen, dafür zuckte darauf ein bitterer Schmerz, der sich sogar bis in die Augen zu erstrecken schien — verschwunden war das lächelnde Cholemoedgesicht.

Wißt ihr nun, warum Jaikew Lederer den Mädchen

Tag ist davon ausgenommen; da fallen Hochzeiten und sonstige Unterhaltungen vor. Dieser Tag heißt Lag Bomer oder auch Schülerfest.

*) Nach talmudischer Ehegesetzordnung innerhalb des Ghettos vollkommen gültig.

und Jungen, die zur „Bne Zionprüfung“ gingen, so lange nachblickte? warum er sein Kind so stürmisch bei der Hand nahm und es mitführte? woher seine plötzliche Wandlung?

Der Mensch betrübt sich oft maßlos über ganz unbedeutende Dinge, die ihm bei kälterem Blut oft ebenso lächerlich erscheinen. So hätte Jaikew Lederer sich eigentlich aus dem Schimpf des Rothaarigen nichts machen sollen, denn sein Kind war doch „ehrlicher“ Leute Kind, wenn auch ohne — Bewilligung!

Vielleicht war es eine dunkle Ahnung, die ihn plötzlich wie ein Räuber überfiel, daß der eben gehörte Schimpf nur die Unterlage eines weit größeren Unheils sei.

Mittags, als Jaikew Lederer mit Weib und Kind bei Tisch saß, klopfte es an die Türe, und auf das „Herein“ trat der „Magistratspolizei“, einen Zettel in der Hand, in die stille Behausung. Wer kennt nicht aus eigener Erfahrung den Schrecken, der von der exekutiven Gewalt ausgeht? Jaikew Lederer und sein Weib waren blaß wie der Tod geworden.

Die eingetretene „Polizei“ war übrigens eine alte Bekanntschaft von Jaikew; sie hatte ihm immer die „Zustellungen“ und „Abfertigungen“ vom Magistrate zugebracht und dafür, so traurig gewöhnlich der Inhalt war, etwas in die Hand bekommen. Die Polizei grüßte bei ihrem Eintreten auch ganz familiär und entledigte sich ihres Auftrages nicht in jener bärbeißigen Weise, die schon mit der Kralle nach einem greift, wenn man noch zehn Schritte von ihr steht.

„Jaikew Lederer,“ sagte sie, indem sie ihm eine „Zustellung“ überreichte, „Ihr müßt Euch Dienstag früh, Schlag neun Uhr aufs Rathaus stellen. Ihr seid vom Herrn Bürgermeister vorgeladen.“

„Wer? Ich?“ fragte Jaikew mit jener lächelnden Unschuld, wie sie die Angst erpreßt, „was will der Bürgermeister von mir?“

Die Polizei entschuldigte sich, daß sie diese Frage nicht

beantworten könne und setzte sich währenddem ganz breit an den Tisch hin, als wollte sie sagen: wenn ich will, so habt ihr das alles nicht! Resel verstand diese stumme Sprache der ausübenden Gewalt, sie schnitt sogleich ein großes Stück „Jontef"kuchen ab und stellte es ihr, wie einen schuldigen Tribut, hin. Mehr und weniger schmeicheln wir ja alle der „Gewalt", Resel wollte sie mit einem Stücke Kuchen kirren!

Im Angesichte der essenden Polizei hatte Jaikew eine mühsame Fassung erheuchelt; kaum war sie aber fort, so stieß er Gabel und Messer von sich und bedeckte sich mit beiden Händen das Antlitz.

„Wehgeschrien," rief Resel, „was hast du angestellt, Jaikew? Du hast doch keinen Diebstahl gekauft?"

Zu jeder andern Zeit würde eine solche Frage, selbst von seinem Weibe, unsern Jaikew höchlichst aufgebracht haben, jetzt war sein Denken und Fühlen im Schmerz untergegangen.

„Lebendiger Gott," schrie er, „hast du vergessen, daß wir uns ohne Bewilligung genommen haben? Ich wett' meinen Kopf, es ist wegen dem. Durch was hab' ich mich denn so versündigt?"

Es ist ein eigentümlicher Zug im Charakter guter Menschen, daß sie alles Unglück aus ihrer Schuld ableiten wollen. Dieses Fatum der „Sünde" übt namentlich im Ghetto seine dunkle Macht. Vielleicht haben das die Propheten des alten Bundes verschuldet, die das Kleinste wie das Größte in das gemeinschaftliche Gefäß der „Sünde" warfen, bis sie es überschäumen ließen. Der Niedersatz des verschütteten Maßes ist im Ghetto geblieben. Und doch liegt unser Unglück sehr selten in uns; denn was hatte sich z. B. Jaikew Lederer „versündigt", daß ein neuer König über Ägypten, d. i. ein neuer Bürgermeister gekommen war?

Der neue Bürgermeister nun, voll Begierde, sich auszuzeichnen, wollte dazu auf den Schultern unseres Jaikew Lederer gelangen. Das Verhältnis des Ghettos zum „Staat"

war damals noch immer derart: es gab so viele nicht aufgehobene, sondern nur „eingeschlummerte“ Bestimmungen und Verordnungen, die über dem Nacken eines jeden wie unsichtbare Schwerter hingen, daß selbst niedere Beamte sich in der Rolle eines kleinen „Haman“ gefallen konnten. Im Ghetto waren daher die Blicke, wenn so ein „Neuer“ kam, stets in ängstlicher Erwartung auf ihn gerichtet. Was bringt er mit? Wird er sich auszeichnen wollen? Wie wird er gegen das Ghetto sein? Denn die drin sind sicher die ersten an der Reihe — erst später, und wenn ein langer Wirkungskreis ihn mit der eigentlichen Milde des Richters vertraut machte, sah man ihn gleichsam von der Strenge „nachlassen“, und man hat Beispiele, daß er das Ghetto oft zu seinen besten Freunden bekehrt hat.

Für jetzt ist aber keineswegs daran zu denken. Der neue Bürgermeister will streng sein, er bekleidet seine Würde erst seit zwei Wochen — und darum wird es Jaikew Lederer büßen müssen, daß er ohne Bewilligung geheiratet hat!

Ein stummer Schmerz, der sich nur zuweilen in laute Klagen Jaikews und in Tränen Resels auflöste, wogte durch die kleine Stube. Die beiden Eheleute sahen die eiserne Hand der „Gerechtigkeit“ vor ihren Augen auf und nieder gleiten, sie fühlten ihre unsichtbare Macht und wußten dennoch nicht, wie ihr entgehen. Nach langem Brüten und Jammern, das sie zu keinem Entschluß gelangen ließ, rief endlich Jaikew, als wäre ihm ein Gedanke von Gott gekommen, freudig aus: „Weißt du was, Resel, mir fällt da was ein! Schicken wir um den ‚Advokaten‘, der muß uns einen guten Rat geben.“ Resel war's zufrieden.

Der Advokat aber, das müssen wir früher sagen, war etwa kein gelernter und studierter, sondern ganz einfach Rebb Lippmann Goldberger, von dem die Leute rühmten, „er hat einen Kopf von Eisen“. Nun, dieser eiserne Kopf war nicht so ganz sein Werk, sondern war erst infolge vieler Er=

fahrungen im juridischen Wesen herangebildet worden. Lippmann gehörte zu jener Gattung Staatsbürger, die das ganze Jahr in Prozessen „bis über den Hals" stecken. Es verging nicht eine Woche, wo er nicht etwas auf dem Magistrat oder beim Kreisamt, oder sonstwo zu tun hatte. Dadurch und auch aus einem angeborenen Hange zur Rechthaberei, hatte er sich eine solche Kenntnis der „äußern" Gerechtigkeit erworben, daß er sich getraute, seine meisten Prozesse auf eigene Faust durchzufechten. Bei den Leuten im Ghetto stand er deshalb in großem Ansehen, denn er ließ ihnen aus dem reichen Schatze seiner Kniffe und Drehereien manches zukommen, was ihnen bei ihrem Rechtsuchen zugute kam. Er zeigte ihnen die „Gänge", die sie zu tun hatten, legte gescheite Ausflüchte in ihren Mund, und wenn man ihm ein gutes Wort gab, so erfuhr er sogar von den Kanzellisten und Amtsdienern, mit denen er überhaupt auf dem besten Fuße stand, wann der und jener an die Reihe kommen werde, oder wann eine „Eingabe" befördert und „abgegangen" sei. Das alles hatte ihm und zwar oft mit mehr Recht, als manchem Gelernten, den Beinamen des „Advokaten" zugezogen.

Der Advokat erschien. Er war nicht groß, ja eher unansehnlich, aber er hatte ein Gesicht, das wie lauter offene Messerklingen funkelte und blitzte. Man begriff sehr leicht den Kopf von Eisen. Bei seinem Eintreten fühlten sich die Eheleute sogleich um ein Merkliches erleichtert, so beruhigend wirkt die Nähe eines guten Rates, selbst wenn er noch nicht gegeben ist.

„Nu," fragte der Advokat und antwortete auf das „Boruch Habo"*) Jaikews nichts, „was geht denn vor bei euch? Machst du nicht ein Gesicht wie 'n dreitägig Regenwetter?"

Jaikew begann nun seine Not zu klagen, und wie er

*) „Gesegnet sei der Kommende."

befürchte nur wegen der Bewilligung die „Zustellung“ erhalten zu haben.

„Wo hast du die?“ fragte ihn unterbrechend der Advokat.

Die Zustellung lag noch auf dem Tische; Lippmann nahm sie zur Hand und trat damit zum Fenster, um sie besser lesen zu können. Da sah man ihn wohl eine Viertelstunde darin studieren; denn nach Art kluger und auf das Rechtswesen sich verstehender Leute, meinte der Advokat, in jedem Komma und in jedem Pünktchen über dem i müsse ein geheimer Sinn wie eine Fallgrube versteckt liegen, den man durch Kopfzerbrechen und Nachdenken herausbringen könne. Man sieht, der Advokat verstand sich auf das „Recht“. Nachdem er die Zustellung mehr als einmal durchgelesen und jedes Wort wie auf einer Goldwage zehnmal abgewogen, ehe er zu dessen Nachbar überging, warf er das Papier mit einer hastigen Gebärde auf den Tisch und sagte:

„Kein Brösele braucht ihr Furcht zu haben, ich sag's.“

Die Zustellung enthielt auch wirklich nichts, als die einfache Vorladung, daß sich „der Jakob Lederer, Handelsjud', und die ledige Resel Turnauer Dienstag früh um 9 Uhr auf der Ratsstube Nr. 5 um so sicherer einzufinden hätten, widrigenfalls usw.“ Es war die gewöhnliche Sprache des Magistrats.

„Meinen Sie das im Ernst, Rebb Lippmann?“ fragte Resel auf die Beruhigung des Advokaten.

„Kein Brösele braucht ihr Furcht zu haben,“ wiederholte der noch einmal, „das sagt Lippmann Goldberger!“

Jaikew wollte aber der so kühn ausgesprochene Trost gar nicht einleuchten, er sagte etwas kleinlaut: „Wenn aber doch, Herr Goldberger?“

„Narr,“ entgegnete jener mit einem überlegenen Lächeln, das sich über die Bedenken Jaikews mit einem Sprunge hinwegsetzte, „Narr, wenn man dir etwas möcht' tun wollen, hätt' man dir denn eine Zustellung ins Haus geschickt? Da

wär' der Polizei gleich gekommen und hätt' dich eingeführt.*) Meinst du, der Magistrat schreibt erst lang', daß er dich erst in zwei Tagen sehen will, wenn er dich sogleich beim Kragen nehmen möcht'? Auf keinen Fall brauchst du dich zu fürchten, ich versteh' mich schon darauf."

Damit ging er schon auf die Türe zu, denn er hatte sich seiner Pflicht als Ratgeber bereits entledigt. Aber die beiden Eheleute fühlten sich durch die so kluge Auseinandersetzung des Advokaten zwischen „sogleich packender und sich erst eine Weile geduldender Gerechtigkeit!" nicht im mindesten getröstet.

„Wenn aber doch, Rebb Lippmann?" fragte Jaikew, „Sie wissen ja, wir haben ohne Bewilligung uns genommen. Wenn man uns doch etwas tun will?"

„In der Zustellung steht's nicht," sagte darauf der unbarmherzige Advokat, der wieder nach kluger Leute Art fest auf dem „Buchstaben" des Gesetzes fußte, und drückte schon auf die Türklinke, um fortzugehen.

„Wenn aber doch?" schrie die ängstliche Resel und lief ihm nach, die Tränen brachen ihr stürmisch aus den Augen; „wenn man uns wegen der Bewilligung fragt, um Gottes willen, Rebb Lippmann, was sollen wir tun? Was sollen wir reden? Helfen Sie uns, raten Sie uns!"

Der tiefe Jammer der Eheleute schien auf das juridische Herz des Advokaten denn doch einen Eindruck zu machen, er kehrte sich langsam um und setzte sich an das obere Ende des Tisches, wo er eine Weile nachdenkend vor sich niederblickte. Die beiden Eheleute standen in Angst und Erwartung.

„Gut," begann er dann, „positus, ich nehm' den Fall an, man wird euch zwei nach der Bewilligung fragen, was sollt ihr da anfangen? Dich, Jaikew, wird man fragen: Ist's wahr, Jakob Lederer, daß Ihr die da hier stehende,

---

*) Provinzialismus, statt: Ins Gefängnis führen

besagte Jungfer Resel Turnauer zu Euerm ehelichen Weib genommen habt? Was wirst du darauf antworten?"

„Ja!" sagte Jaikew.

„Nein, nein," schrie der Advokat und schlug heftig auf den Tisch, „nein, tausendmal nein, wie du nur einmal ja sagst, bist du kriminalisch. — Dann wird man dich ins Verhör nehmen, Resel, und da wird's wieder heißen: Ist's wahr, Resel Turnauer, daß Euch hier stehender, besagter Jakob Lederer zum ehelichen Weib genommen hat? Was wirst du darauf antworten?"

„Nein," entgegnete die weinende Resel, die hier dem Advokaten zulieb' eine offenbare Unwahrheit sagte.

„Gut," meinte Rebb Lippmann, „alle beide müßt ihr nein sagen, das schreibt euch gut auf und irrt euch nicht. Dann wird man euch aber fragen: Also, Jakob Lederer, da Ihr die besagte Resel Turnauer nicht wollt zum Weib genommen haben, was ist sie Euch dann? Denn du darfst nicht meinen, daß die auf dem Magistrat keinen Kopf auf sich haben! Was willst du da drauf antworten?"

„Sie ist mein Weib, mein ehrlich genommen Weib!" rief, sich vergessend, Jaikew. Er hätte selbst vor dem Gericht keinen andern Ausruf getan. Resel brach in Jammern aus.

„Red du nur zu," sagte der Advokat ruhiger, als man erwarten sollte, vielleicht weil Jaikew geschrien hatte, „laß dich nur nicht ‚lernen'!" Dann aber erhob er seine Stimme mächtiger und voller, nun schrie er ebenfalls: „Will dir denn das nicht in deinen vernagelten Kopf eingehen, daß du nicht ja sagen darfst? Willst du denn gleich weg*) sein? Wenn man dich fragt: Ist also besagte Resel Turnauer nicht Euer Weib, was ist sie Euch dann? so mußt du darauf antworten: Sie ist meine Haushälterin oder Wirtschafterin, — und du,

*) Für: willst du denn verloren sein? oder in dein Verderben stürzen?

Resel, mußt sagen: Der Jakob Lederer hält mich aus. So kommt ihr beide aus der Klemme."

„Seine Haushälterin," jammerte Resel, „ich soll nur deine Haushälterin vorstellen, Jaikew? Hast du das dein Leben gehört?"

„Helft euch anders," sagte der Advokat und stand auf, „ich hab' geraten, was in meinem Vermögen steht. Ich sag's noch einmal, Resel muß deine Haushälterin sein und sie muß sich von dir aushalten lassen. Anderes weiß ich nicht."

„Gott, Gott," rief Jaikew, „was hat denn nur der Kaiser davon, daß er mich mit Weib und Kind nicht in Ruh' läßt? Was hab' ich ihm denn Leids getan? Er kennt mich nicht, und ich kenn' ihn nicht!"

„Ist das eine Red'!" schrie der Advokat zornig, weil sich seine ganze juridische Natur gegen diesen einfältigen Ausspruch sträubte. „Willst du denn haben, der Kaiser in Wien soll etwas von Jaikew Lederer wissen? daß der ohne Bewilligung sich ein Weib genommen hat? Der Kaiser hat seine Magistrate, und die haben wieder Vorschriften, der Kaiser selbst kann nicht hinausgehen über sie. Nu, das wär' noch gut, wenn der Kaiser von Jaikew Lederers Herzeleid was wüßt'! Er hat andre Sorgen im Kopf! Er denkt jetzt vielleicht an Krieg mit dem Engländer oder mit dem Russen."

Nach dieser kurzen aber genügenden Belehrung über „absolute und beschränkte Monarchie" verließ der Advokat das Haus; aber er hinterließ dort keine Beruhigung, keinen Trost. Was nützte jede noch so kluge Verhaltungsmaßregel, wie sie sich vor dem Gerichte benehmen sollten, bei Leuten, die nun einmal ohne Bewilligung geheiratet hatten?

Resel wollte sich besonders mit dem Gedanken, daß sie nur die Haushälterin Jaikews vorstellen sollte, gar nicht befreunden. Wir wollen nicht einmal sagen, daß sie zwei kummervolle Tage in Tränen zubrachte; denn die „Männer der Geschichte" werden es ohnehin nicht glauben wollen, wie

die Nacht oft nicht finster genug war, um die brennende Röte auf Resels Wangen zu bedecken, wenn sie an die „Haushälterin“ und an das „ausgehalten werden“ dachte!

Dienstag in der Frühe, Schlag 9 Uhr, begleiten wir die beiden Eheleute nach dem Rathaus. Wir gehen nicht geradewegs aus dem Ghetto über den Marktplatz, weil wir, der Schande wegen, nicht durch das große Tor eintreten wollen, was die Gewölbsfrauen unter den Lauben sehen könnten, sondern schleichen an der Hinterseite des Rathauses vorüber, wo das Kriminal sich befindet, und gehen dann mit klopfendem Herzen die enge Wendeltreppe hinauf, über die schon mancher unter dem Geläute des Henkerglöckleins den letzten Weg gegangen ist, bis wir uns dem Bureau Nr. 5 gerade gegenüber befinden. Da lassen wir Jaikew Lederer und sein Weib von der freundlichen Polizei in Empfang nehmen, die Türe schlägt krachend zu. Wir bleiben draußen.

„Jaikew Lederer,“ sagte der Bürgermeister, „Ihr habt ein Kind. Wie ist sein Name?“

„Benjamin, gestrenger Herr Bürgermeister.“

„Wie alt?“

„Acht Jahr' wird er auf unsere Ostern.“

„Wer ist seine Mutter?“

„Ich, gestrenger Herr Bürgermeister!“ rief Resel mit hervorquellendem Gefühl. Die alte „Rose“ sah in diesem Augenblicke wunderbar rührend aus.

Der Bürgermeister sah darauf eine Weile starr vor sich nieder, er schien auf neue Fragen zu sinnen. Man konnte auf dem Bureau Nr. 5 die Herzschläge der armen Mutter beinahe hören.

„Bekennt Ihr Euch zu der Vaterschaft des Kindes, Jakob Lederer?“ fragte er dann.

„Ich bin ja sein Vater!“

Der Bürgermeister sann wieder nach.

„Und in welchem Verhältnisse lebt Ihr, Resel Turnauer, zu Jakob Lederer?“

„Das versteh' ich nicht, gestrenger Herr Bürgermeister."

„Ich meine, gibt er Euch den nötigen Unterhalt zur Verköstigung und Erziehung Eures Kindes?"

Resel machte große Augen. „Er ist ja mein" — wollte sie sagen, sie besann sich aber schnell und verbesserte: „Er ist ja sein Vater."

„Wessen Zunamen führt das Kind?"

„Lederer, gestrenger Herr" —

„Lebt Ihr im Hause Jakob Lederers, Resel?"

Vor Resels Augen tat sich in diesem Augenblicke ein ungeheures Meer auf, das sie zu verschlingen drohte. Ihr Herzschlag wurde hörbarer, unter Tränen und Schluchzen rief sie endlich: „Ich bin ja seine Haushälterin, gestrenger Herr!"

Der Bürgermeister sah auf; sein Herz war nicht so böswillig, daß er den schmerzhaften Ausruf Resels überhören konnte. Er ahnte wohl den Zusammenhang der Sache, aber wir müssen zu seiner Ehre gestehen, daß er es bereute, die „armen Juden" so weit getrieben zu haben — ein freudiger Beweis, daß wir uns in unserer früheren Hoffnung nicht getäuscht haben.

Viel milder lauteten nun seine Fragen, und nach dem Klange seiner Stimme konnte man beinahe vermuten, er sei gerührt. Er erkundigte sich sogar teilnehmend nach den Vermögensumständen Jaikews, dann entließ er sie, und als sie schon an der Türe waren, rief er den Jaikew noch einmal zurück und sagte:

„Ich rate Euch übrigens, Jakob Lederer, daß Ihr für Euer uneheliches Kind und für Euere Haushälterin so Sorge tragt, als wäre es Euer eheliches Kind und sie Euer Weib."

Nur nicht gesorgt, gestrenger Herr Bürgermeister! So was vergißt ein Vater des Ghettos nicht!

Unten vor dem Rathause wartete der Advokat auf den Ausgang der Sache. Als er die beiden Eheleute mit heiler Haut zurückkommen sah, rief er ihnen sogleich entgegen: „Nu, bin ich ein Lügner gewesen? Habt ihr euch ein Brösele zu fürchten gehabt?"

Jaikew erzählte ihm nun freudestrahlend das ganze Verhör, und wie er sich wundere, daß von der Bewilligung nicht einmal die Rede gewesen sei.

„Narr," meinte der Advokat, „das wundert dich nur, weil du das Juristische nicht verstehst. In jeder Frage, die er an dich gestellt, ist auch die Bewilligung gelegen; das muß auch der Magistrat so machen, weil er sonst niemals die Wahrheit möcht' herausbringen. Denn jeder Mensch, wenn er einmal vor Gericht kommt, und wenn er noch so unschuldig ist, hat Lust zu leugnen. Eben deswegen muß der kluge Magistrat seine Fragen so stellen, daß er einen herumkriegt, bevor man's merkt."

Stillschweigend und in Gedanken schritt Resel neben den beiden Männern; sie schien auf die Rechtsauslegungen des Advokaten nicht acht zu geben. Mit einem Male rief sie:

„Rebb Lippmann, sagen Sie mir, was ist das, ein ‚uneheliches Kind'? Der Bürgermeister hat's gesagt; ich hab's aber nicht verstanden."

„Das ist ein Kind wie jedes andere," entgegnete der Advokat, — „nur daß es keinen rechten Vater hat."

„Was heißt das?"

„Weil es vor der Hochzeit auf die Welt gekommen ist —"

„Also ein Bankert?"

„Ja."

„Wehgeschrien!" rief die unglückliche Resel und hob ihre Hände zum Himmel auf, „mein Kind ist also ein Bankert, mein Kind ist nicht ehrlich? Der Bürgermeister ist ein Lügner, wenn er das sagt, mein Kind ist so ehrlich wie nur eines

in der Gasse ist, ich bin seine Mutter, und Jaikew ist sein ehrlicher Vater, wer will mir das abstreiten?"

„Närrisch Weib," sagte der Advokat, „wissen wir denn das nicht ganz gut? Aber der Magistrat darf's nicht wissen, und zu was hättst du denn jetzt zum Bürgermeister eingestanden, daß du nur die Haushälterin vorstellst von Jaikew Lederer?"

„Wehgeschrien! Was hab' ich da getan?" jammerte Resel, „ich hab' mein eigen Kind vor Gericht beschimpft, jetzt meint der Bürgermeister im Ernst, ich sei nur Jaikews Wirtschafterin und mein Kind ist — Gott sei davor, ein unehlich Kind? Was hab' ich getan?"

„Mit dem Weib läßt sich gar keine Weisheit ausreden," murmelte der Advokat vor sich, und da er gerade an seiner Wohnung vorüberkam, sprang er hinein und ließ die beiden stehen.

Unter Wehklagen und schmerzhaften Ausdrücken ihres Jammers, die Jaikew nicht zu beschwichtigen wagte, ging Resel durch die Gasse. Die Leute sahen verwundert auf sie. Aber erst zu Hause brach ihr Schmerz maßlos hervor; sie wußte sich lange nicht zu fassen. Das war ein trauriger Cholemoed! Hatte schon die „Haushälterin" sie so tief gekränkt, so erfaßte sie das „uneheliche Kind" be m Marke ihrer Seele.

„Aber, närrisch Weib," sagte Jaikew zu ihr, „sollten wir denn nicht Gott im Himmel danken mit aufgehobenen Händen, daß uns der Bürgermeister so hat fortkommen lassen? Was schreist du noch und jammerst so?"

„Weil du das Kind nicht geboren hast," entgegnete Resel, „so kannst du auch so reden. Liegt dir denn etwas dran auf, daß man dein Kind auf dem Rathaus einen Bankert schelten tut? Und mein schmeckedig*) Jüngel soll

---

*) Schmeckedig statt schmeckend, ein beliebtes Schmeichelwort, das man den Kindern gibt.

so heißen? Nein, Jaikew, ich stell' mich eher auf den Turm und schrei's herunter, daß es alle Leut' hören können. Die ganze Welt soll's wissen, daß Resel Lederer ein ehrlich Weib ist und ihr Kind auch. Ich will mir das schon richten, und wenn ich bis zum Kaiser nach Wien gehen müßt'."

Wer kennt nicht jenes wunderbare Spiel der Seele, wenn sie auf hundert Gedanken zugleich wie auf ebensovielen Instrumenten die weite Tragkraft ihrer Fittiche versucht? Halbangeklungen tönen sie durcheinander, der eine kräftiger, der andere stiller, bis ein einziger großer Gedanke, der früher bedeckt lag, allmählich anzuschwellen und immer mächtiger zu tönen anfängt. Dann muß man stillestehen, die andern müssen verstummen, und nur der eine große Gedanke behauptet das Feld.

So ging es dem Weibe Jaikew Lederers mit dem „zum Kaiser nach Wien gehen". Einmal angeklungen, wollte die Vorstellung, daß ihr Benjamin von der Majestät des Kaisers zu einem „ehrlichen" Kind könnte umgestaltet werden, sie nicht mehr verlassen. Immer kam sie wieder, Resel hörte sie gleichsam in sich wachsen, Gestalt annehmen und ans Tageslicht streben. „Der Kaiser, nur der Kaiser konnte ihr helfen!"

Es mag uns seltsam dünken, wie dieses einfache Weib aus der Tiefe seines Jammers sogleich zu dem „Höchsten", was es nächst Gott im Himmel fassen konnte, so schnell gelangte. Aber im aufgeregten Zustande kennt die Seele keine allmählichen Übergänge; sie verzweifelt entweder, oder sie erhebt sich. Wie hoch und herrlich geht auch der Kaiser im Ghetto umher! Ihn hält das Volk nicht für verantwortlich; er ist Bindung und Lösung, Gesetz und Willkür — das Unmögliche kann er schaffen, das Mögliche unwirksam machen. Vielleicht verlieh er dem Jaikew Lederer eine „Familie".

Resel wollte also nach Wien gehen. In stiller Nacht war's, als sie ihren Mann weckte, um ihm ihren reiflich überdachten Entschluß mitzuteilen.

„Jaikew,“ sprach sie, „ich geh' zum Kaiser nach Wien, ich will ihn um eine Familie bitten.“

„Gut Glück auf die Reis'!“ sagte er schlaftrunken und sank wieder in die Kissen zurück.

Am folgenden Tage trat sie ihm mit denselben Worten entgegen; er lachte dazu. Da ward sie böse und begann wieder ihre Klagen. In Jaikew selbst begann nun die Vorstellung von dem „Höchsten“ ebenfalls sich zu regen, und zwar ging das ganz natürlich zu. Er bewunderte die Kühnheit seines Weibes, das so „mir nichts, dir nichts“ zum Kaiser nach Wien gehen wollte, und er bewunderte so lange, bis er sie auch anerkannte. Ohnehin ist das nur ein Sprung.

Wieder wurde um den Advokaten geschickt. Er kam, man teilte ihm den Entschluß mit. Jaikew meinte, er würde ihn mit Spott überschütten und gänzlich verwerfen, aber da kannte er keineswegs die juristische Natur Lippmann Goldbergers. Ihm, der mit den Handhabern der irdischen Gerechtigkeit auf so vertrautem Fuße umging, der zu Kanzellisten und Amtsdienern freien Zutritt hatte, wie mußte ihm erst dieser Gang zum Kaiser, dem höchsten aller Richter hoch und erhaben vorkommen!

„Wer hätt' das in Resel Turnauer gesucht,“ sagte er mit eingestemmten Händen und schaute das kühne Weib lange an. „Man hat gemeint, sie kann nicht zwei zählen, und jetzt will sie geradwegs zum Kaiser gehen! Nur zugegangen, Resel; ich will dir früher nur einiges vorsagen, wie du mit dem Kaiser wirst sprechen müssen, denn das ist kein Spaß und ist auch etwas ganz anderes, als wenn du mit dem Gemeindevorsteher Schmul Brandeis reden würdest.“

„Ich bitt' Euch, Rebb Lippmann,“ entgegnete Resel, die noch die „Haushälterin“ nicht verschmerzt hatte, „lernt mich nur nichts, wie ich reden soll; ich will schon mit dem Kaiser sprechen, wie mir's Gott wird auf die Lippen legen.“

Der Advokat lächelte; ihn freute diese sichergehende Ent-

schlossenheit des Weibes, die er selbst am besten zu schätzen wußte. Man ersuchte ihn noch, die Bittschrift an Se. Majestät „wegen einer Familie“ aufsetzen zu lassen und die ganze Angelegenheit geheim zu halten. Der Advokat versprach, sogleich zu einem bekannten Kanzellisten zu gehen. — Abends wußte man jedoch im ganzen Ghetto, daß Resel Lederer, recte Turnauer nach den Feiertagen zum Kaiser „auf Audienz“ fahren wolle.

Zur Zeit, als Resel aus dem stillen Böhmen nach dem lustigen Wien reiste, kam man dort nicht so schnell an, wie heutzutage. Man mußte drei Tage und zwei Nächte in einem fort fahren, ehe man die Spitze des Stephansturms vor sich auftauchen sah.

Das erste, woran nun Resel in der großen Weltstadt denken mußte, war, aufs „Judenamt“*) zu gehen, um dort Paß und Aufenthaltskarte zu holen. Das lag auch ganz in der Natur der Sache — die Polizei war außerordentlich neugierig! In der schmutzigen Vorstube des „Judenamtes“ fand Resel wohl an achtzig Männer, Weiber und Kinder ihres Glaubens, sie alle harrten auf den ersehnten Augenblick, daß der Polizeisoldat, der die Türe zur Kanzlei hütete, sie ihnen öffnete. Das geschah endlich, und von einer solchen Menschenwoge, die durch das offene Heiligtum einströmte, wurde auch Resel mitgespült. Nun wurde einer nach dem andern aufgerufen; bei manchem wurde ein vollständiges Verhör vorgenommen über Zweck, Absicht und Länge des Aufenthaltes, und dann nahm der strenge Schreiber zuweilen Anstand, ihm die „Wiener“ Luft zu erlauben. Wieder andere schienen in großer Gunst bei dem Schreiber zu stehen, denen wurde die Aufenthaltskarte schnell ausgefertigt. Keiner konnte sich aber über Zartheit und Höflichkeit der Aufnahme beklagen; dem

*) Damals eine Abteilung der Wiener Polizeidirektion.

Schreiber waren alle gleich, wie das auch vor dem „Gesetz“ recht und billig ist!

„Wo kommt Sie her?“ fragte er eine „vazierende“ Köchin, die an der Schranke des Bureaus stand.

„Aus Nr. 108*),“ sagte diese mit gesenkten Augen.

Ein unsterbliches Gelächter kam aus dem Munde des Schreibers.

„Hab' mir's gedacht,“ wiederholte er mehrmals vor sich hin und lachte so „unsterblich“ weiter, bis er mit der Aufenthaltskarte fertig war.

Die Reihe kam endlich auch an Resel. Sie trat an die Schranke vor, der Schreiber sah ihren Paß durch. Resel zitterte, mehr noch als vor dem Bürgermeister.

„Ledig?“ fragte er und blickte zu gleicher Zeit in den Paß, wo Jaikews Ehefrau so bezeichnet stand und auf Resel, die bei dieser Frage in tiefer Röte erglühte. Sie glich übrigens in der Haube und ihren „weib“ gewordenen Gesichtszügen keineswegs einer „Ledigen“.

„Ja,“ sagte sie stockend.

„Wann ist Sie denn zum letztenmal *ledig* gewesen?“ rief der Schreiber, indem er auf das betreffende Wort einen besonderen Nachdruck legte, und lachte dabei noch unsterblicher als bei der Köchin aus Nr. 108. Resel schwieg gekränkt, die Zeichen tiefer Entrüstung lagen in ihren Augen und auf ihren Wangen.

„Was will Sie hier tun?“ fragte wieder der Schreiber.

„Zum Kaiser gehen —“

„Sie?“

„Auf Audienz!“

Der Schreiber tat nun keine weitere Frage; er schrieb die Aufenthaltskarte und händigte sie ihr ein. Mit erleichtertem Herzen verließ Resel die dunklen Bleikammern des „Judenamtes“.

---

*) Bekanntlich das k. k. Findelhaus in der Alservorstadt.

Nahe an zwei Stunden irrte sie dann in den großen Gassen umher, ehe sie zu dem „Trakteurhause" in der „Preßgasse" gelangen konnte, wo sie eingekehrt war. Es ist das eigentümlichste Gefühl, sich so mit den Menschen, die man antrifft und um den Weg befragt, in offene Bekanntschaft zu setzen. Das ist gleichsam für solche, die Nötiges zu tun haben, eine Brandschatzung in Worten, der sich nicht jeder gern unterwirft. Nach vielem Her- und Hinschlendern kam Resel endlich in die „Seitenstättengasse", von wo sie noch einige Schritte zu dem Trakteurhause hatte. Als sie an dem großen Hause, worin sich der jüdische „Tempel" befindet, vorüberging, stand ein Mann davor, der, als er der Vorbeischreitenden ins Gesicht gesehen hatte, plötzlich rief: „Ist das nicht Resel Turnauer, meines leiblichen Vetters Tochter?" Resel erkannte nun den Mann auch ihrerseits, es war Szimche Wolf, ihrer Mutter Brudersſohn, der schon seit vielen Jahren in der großen Kaiserstadt wohnte, in deren Gassen und Häusern er einen Hausierhandel trieb.

„S' Gottswillkumm' in Wien!" rief Vetter Szimche freudig, nachdem sich die Verwandten richtig als solche befunden hatten, „was tust du hier?"

Resel erzählte ihm die Absicht ihrer Herreise, und daß sie zum Kaiser auf Audienz gehen wolle. Der Hausierer zeigte darüber nicht die geringste Verwunderung, denn seit längerer Zeit in der Residenzstadt lebend, war ihm der „Kaiser" kein ungewöhnlicher Gedanke mehr, er konnte ihn ja alle Tage, wenn er nur wollte, auf der „Bastei" oder im Prater spazieren gehen sehen. Dann fragte er sie um ihre Wohnung, und da ihm Resel das Trakteurhaus als solche bezeichnete, bestand er fest darauf, sie müßte in seine eigene ziehen, wo sie unter „Freunden" leben könne. Mit Freuden nahm Resel diesen Vorschlag an.

Mit ihrem Gepäcke unter dem Arm ging sie nun an der Seite ihres Vetters zur Stadt hinaus. Denn der Hausierer

wohnte draußen in der Rossau.*) Seine Frau und Kinder hießen die Angekommene freundlich willkommen, wiewohl sie selbst in zwei kleinen Stuben sich ganz enge behelfen mußten. Auch ihnen mußte Resel den Zweck ihrer großen Fahrt nach Wien berichten, aber auch sie wunderten sich nicht im geringsten. Nur der Student, der den Lehrer der Kinder Szimches vorstellte und dafür Kost und Quartier bekam, zeigte darüber einiges Befremden.

„Haben Sie sich auch eine gute Bittschrift aufsetzen lassen?“ fragte er; denn man muß wissen, daß der Student sich auch mit diesem Fache beschäftigte.

Resel bejahte es und holte die Bittschrift. Der Student nahm sie zur Hand und begann darin still zu lesen. Kaum war er aber über die ersten Zeilen, als er in ein lautes Gelächter ausbrach. Resel erschrak und fragte ihn, warum er denn lache und ob er was Unschickliches darin gefunden habe.

„Wer hat denn die Bittschrift aufgesetzt?“ fragte er noch immer lachend.

„Ein Kanzellist vom Magistrat.“

„Und mit der Bittschrift wollen Sie zum Kaiser gehn?“

„Warum nicht?“

„Weil man Sie mit der Bittschrift hinauswirft beim Kaiser.“

Das konnte aber Resel nicht glauben; sie hielt sich für versichert, daß der Kaiser jede Bittschrift, sie laute wie sie immer wolle, gnädig aufnehme, wenn man ihm nur die Sache gehörig ans Herz lege.

„Das ist's ja eben,“ rief der Student, „was das Papier da nicht enthält. Die Bittschrift ist ein elendes Machwerk, das nicht ein Kanzellist, sondern ein Ofenheizer beim Kreisamt gemacht haben muß. Vom Stil will ich gar nicht reden.“

Jetzt wurde Resel wirklich geängstigt. Denn was sollte

---

*) Eine Vorstadt am Donauufer.

sie mit einer schlechten und nahezu verwerflichen Bittschrift anfangen; wenn schon der Student dazu lachte, was mußte erst der Kaiser dazu tun? dachte sie. Da kam ihr der glückliche Gedanke, daß sie den Studenten bat, ihr doch das Papier vorzulesen. Denn in der Hast ihrer Abreise hatte Resel mit ihrem Manne die Vorsicht vergessen, sich mit dem Inhalt bekannt zu machen. Wie konnten sie auch daran denken, daß aus des Advokaten Händen ein „Machwerk“ statt einer Bittschrift hervorgehen werde?

Der Student bereitete sich mit einer gewissen höhnischen Freude zum Vorlesen, und indem wir selbst bei dieser Gelegenheit die ganze Bittschrift viel besser als bei der Audienz hören können, wo sie der Kaiser nur stille durchsehen wird, schicken wir auch voraus, daß wir sie ohne die spaßhaften und kritischen Bemerkungen des Studenten über Rechtschreibung und Stil vollständig und unverstümmelt an den Fürsten selbst wollen gelangen lassen. Die Bittschrift lautete:

„Allergnädigster und durchauslauchtigster Herr Kaiser,
Euer kaiserlich königliche Majestät!

Ich ergebenst Unterfertigte bin nur ein ganz gemein Weib und tu' mich doch erdreisten, vor das Angesicht Euer kaiserl. königl. Majestät hinzutreten. Was hätt' ich aber anders anfangen sollen? Euere kaiserl. königl. Majestät sein wie das Sonnenlicht am Himmel, was überall tut Wärme und Glanz ausbreiten, und warum sollt' sich so ein arm Judenweib nicht auch getrauen, ein Stückel von diesem Licht zu bekommen? Ich hab' mich auch nicht lang' bedacht und hab' die weite Reis' von Böhmen auf Wien gemacht und komme Euer kaiserl. königl. Majestät fußfällig und auf meinen Knien bitten, dem Jaikew Lederer eine ‚Familie‘ zu geben. Dieser Jaikew Lederer, Euer kaiserl. königl. Majestät, ist der beste Mensch von der Welt, und er ist schon in meinem zwanzigsten Jahre mein Bräutigam gewesen. Aber

bei allem dem hat ihn Gott unschuldigerweis' mit Unglück geschlagen; denn ich frag' Euer kaiserl. königl. Majestät selber, was kann der Jaikew Lederer dafür, daß er ein Viertgeborner ist? und der Magistrat hat ihm darum auch keine ‚Familie' gegeben. Der Jaikew Lederer ist einmal mein Bräutigam gewesen; hätt' er mich denn in seinem Leben nicht nehmen sollen? Jeder Bauernjung' und Holzhacker bei uns kann das tun, und der arme Jaikew Lederer, weil er ein Jude ist, soll sich kein Weib nehmen dürfen? In unsern Synagogen tut man ebenso für Euer kaiserl. königl. Majestät Leben und Gesundheit zu Gott dem Allmächtigen bitten, und da steh' ich und Jaikew Lederer immer auf und tun auch mitbeten, wenn unser Vorsänger anfängt zu singen. Also tu' ich Euer kaiserl. königl. Majestät, meinen allergnädigsten und allerdurchlauchtigsten Kaiser auf meinen Knien anflehen, wie daß Euer kaiserl. königl. Majestät ruhen möge, dem Jaikew Lederer eine Familie zu geben. Es soll das nicht geschehen wegen ihm oder wegen meiner; denn ich leb' schon mit dem Jaikew über einundzwanzig Jahre, sondern wegen dem Kind, was ich von ihm hab' und das ist als ein uneheliches eingeschrieben worden auf dem Rathaus. Ich schwör' aber zu Gott, Euer kaiserl. königl. Majestät, daß mein Kind ein ehrlich Kind ist und braucht nicht rot zu werden vor der Welt. Geben nur mein allergnädigster Herr Kaiser dem Jaikew Lederer eine Familie, so ist uns beiden und dem Kind auch geholfen. Also tu' ich noch einmal und auf fußfällig anflehen, Euer kaiserl. königl. Majestät möcht' den Jaikew Lederer begnadigen, weil er ein sehr guter Mensch ist und will auch auf meine Tränen heruntersehen, die ich vor Herzeleid schon geweint habe. Euer kaiserl. königl. Majestät sein so gut und helfen so vielen Menschen, was soll denn aus der alleruntertänigst Unterfertigten werden, wenn ihr nicht geholfen wird? Wenn eine auf Erden ist und lebt, die zu Gott betet für Euer kaiserl. königl. Majestät

Leben und Gesundheit und glorreiche Regierung, so ist es gewiß die alleruntertänigst Unterfertigte,

die in Ehrfurcht ersterbende
vor Euer kaiserlichen königlichen Majestät
ergebenste und niedrigste Untertanin
Resel Turnauer eigentliche Lederer."

Wer den Verfasser der Bittschrift bis jetzt noch nicht erkannt hat, dem können wir wahrhaftig nicht helfen. Der Kanzellist vom Magistrat war es nicht.

„Und mit dem da wollen Sie zum Kaiser gehen?" rief wieder der Student, als er zu Ende gekommen, und brach in ein neues Gelächter aus.

Auf Resel hatte aber die vorgelesene Bittschrift einen gewaltigen Eindruck gemacht; sie hatte die Augen voll Tränen. War denn ihr tiefes Weh darin nicht hinlänglich geschildert? Brauchte der Kaiser mehr? Eine innere Stimme, die ihr schon zur Reise nach Wien angeraten, sprach mächtig in ihr, sie hielt die Bittschrift für gut genug. Als der Student zuletzt seine höhnische Bemerkung ausstieß, stand sie rasch auf und nahm ihm das Papier aus der Hand.

„Ich will gar keine andere," sagte sie mit der Freudigkeit eines gewissen Stolzes, „die Bittschrift ist gut genug, sie meint's, wie ich's mein', der Kaiser wird sie schon verstehen."

„Meinetwegen," entgegnete der Student mit Achselzucken, „die Bittschrift ist, um mich nur gelinde auszudrücken, ein elendes Machwerk ohne Stil und Form; ich hätte Ihnen jedenfalls eine bessere gemacht."

Trotz dieser nun offen ausgesprochenen Absicht blieb Resel dennoch bei ihrem Vorsatze, sie wollte mit keiner andern zum Kaiser gehen. Der Student lächelte nur verächtlich und zuckte ein über das anderemal die Achseln.

Später ließ sie sich in die kaiserliche Burg aufs Oberhofmeisteramt führen, wo sie den Zettel zur Audienz erhielt,

die auf morgen um 8 Uhr anberaumt war. Resel war die Achte an der Reihe.

Abends wollte man sie ins Leopoldstädter Theater führen, wo sie gerade eine lustige Posse aufführten. Man versprach ihr ungeheuren Spaß davon, sie aber sprach wie Hannah, die Mutter Samuels: „Wie kann ich lachen gehen in die Komödie, wenn mein Herz voll Traurigkeit und Bängnis ist? Weiß ich denn schon, ob ich beim Kaiser was werd' ausrichten? Meine Seel' ist so voll Angst und Schauer, daß mich das eigene Wort erschreckt, was ich spreche." Sie wollte sich auch nicht in der Stadt herumführen lassen, um die Merkwürdigkeiten zu besichtigen. „Bin ich denn dessenthalb auf Wien gekommen?" meinte sie, „ich muß an mein Kind denken. Das ist mir das Merkwürdigste."

Nachts konnte das arme Weib lange nicht schlafen. Die morgige Audienz, die Erinnerung an Mann und Kind, der Bürgermeister und der Advokat, ihr ganzes Weh, aber auch die Hoffnung seines baldigen Endes zogen in wirren Bildern an ihrer Seele vorüber. Sie wachte noch, als die Töchter ihres Vetters aus dem Leopoldstädter Theater zurückkamen; sie traten lachend und singend ein und erzählten sich im Bette noch lange nachher von den Späßen des Komikers und wie lustig das ganze Stück gewesen sei. Resel beneidete halb diese Sorglosigkeit und dachte sich, wie glücklich doch diese Leute in Wien sein müßten, die Tag für Tag in die Komödie gehen könnten, immer heiter und vergnügt, die das Leben genießen, wie kein anderer. „Was hat man aber in der Khille (Gemeinde)? Nichts als Kummer und Verdruß." Mit diesen Gedanken schlief sie ein.

Es war gegen zwei Uhr in der Nacht, als sie plötzlich durch ein heftiges Pochen an der Haustüre aus dem Schlafe geweckt wurde. Sie schlug erschrocken die Augen auf, da sah sie ein seltsames Schauspiel in der Stube. Ihr Vetter Szimche lief halbnackt, mit einem Licht in der Hand, wie wahnsinnig

auf und nieder; Frau und Kinder waren ebenfalls aus ihren Betten aufgesprungen und standen mit bleichverstörten Gesichtern um ihn herum. Das Pochen an der Türe dauerte fort.

„Um Gottes willen," schrie Resel, „was ist geschehen, ist wo Feuer im Hause?"

„Still, still," flüsterte man ihr zu, „die Polizei ist vor der Tür, wir haben keine Aufenthaltskarte."

Das Klopfen wurde immer stärker und heftiger, dazwischen tönten drohende Stimmen von draußen. In der Stube stieg die Verwirrung aufs höchste, Szimche lief noch immer mit dem Licht in der Hand wie sinnenverwirrt in der Stube herum, Resel konnte deutlich hören, wie ihm die Zähne knackend aufeinander schlugen. Der Student schien noch die meiste Geistesgegenwart zu behaupten, er schrie ihm zu, sich doch zu besinnen oder zu öffnen. Die Schläge an der Türe wiederholten sich. Da ermannte sich endlich Szimche von seinem Schrecken; er riß das Leintuch aus dem Bette, wickelte es rasch um den ganzen Leib und warf sich in der Mitte der Stube auf den Boden nieder. Resel sah diesem Beginnen mit ängstlicher Erwartung zu.

„Jetzt stellt mir ein Licht zu Kopf," befahl Szimche, „und macht auf. Sagt der Polizei, daß ich tot bin."

Das war ein furchtbarer Augenblick! Der Student nahm das Licht und stellte es dem Totlebendigen zu Häupten. Eine der Töchter schlug ihm das Leintuch über das Gesicht, die Frau war zur Türe gegangen, um der Polizei zu öffnen. Gleich darauf traten zwei „Vertraute" in Begleitung mehrerer Soldaten ein; ihr erster Blick fiel auf die Leiche am Boden. Es sah wirklich wie in einem Totenhause aus. Bleiche verstörte Gesichter ringsherum, die der Polizei ihren Schmerz um ein soeben Verlorenes, Teueres, deutlich genug erzählten.

„Wann ist er gestorben?" fragte der eine Vertraute und trat zur Leiche hin.

„Gerad' vor einer Stund'," sagte die Frau, zitternd vor Angst.

Der Vertraute schlug der Leiche das Tuch vom Antlitz weg und ließ es sogleich wieder sinken.

„Der ist tot," sagte er zu den anderen, „wir haben hier nichts Weiteres zu tun." Sie gingen darauf fort, ohne um die Aufenthaltskarte gefragt zu haben.

Kaum aber war die Polizei zum Hause hinaus, und man konnte noch den Schall ihrer Tritte in der einsamen Gasse vernehmen, als Szimche aufsprang und das Leintuch von sich abwarf.

„Nu," rief er, „hab' ich den Toten nicht gut gemacht? Kein Federl hat an mir gezuckt. Schön sind sie angekommen."

Und als wäre er wirklich auferstanden aus den Banden des Todes, standen die andern freudig um ihn und lachten und scherzten über die Gefahr, die sie einen Augenblick vorher so sinnlos gemacht hatte. Das Licht wurde wieder ausgelöscht, man suchte die Betten auf, und eine Viertelstunde später war es still in der Stube. Keiner hätte es geahnt, daß die Menschen soeben in den Rachen einer furchtbaren Gefahr geblickt hatten.*)

Resel aber lag vom fieberhaften Frost der Angst befallen und konnte die übrige Nacht kein Auge mehr schließen. Mit Tränen benetzte sie ihr Lager, denn es ahnte ihr nichts Gutes für morgen. Wie wollte sie in einer Stadt, wo sich ihr Vetter Szimche totstellen mußte, um der Polizei zu ent-

*) Nur die „tolerierten" Juden, das sind solche mit Genehmigung der Regierung geduldete, genossen ihren Aufenthalt in Wien ohne sonstige Behelligung und Störung, die übrigen mußten „Aufenthaltskarten" lösen, denen besonders die armen Hausierer, die oft seit ihrer Kindheit schon in Wien lebten, schon um des Zeitverlustes willen, den ein jedesmaliger Besuch des „Judenamts" mit sich brachte, auf mannigfache Weise zu entgehen wußten. Die Polizei — und was sollte ihr unbekannt sein? — kannte und wußte das alles. Dafür hielt sie nächtliche Hausuntersuchungen — die ohne Karte Betretenen erwartete der „Schub".

gehen, eine „Familie“ und einen ehrlichen Namen für ihren Benjamin bekommen? Auch beneidete sie nicht mehr die Töchter ihres Verwandten — litten sie für das Vergnügen, tagtäglich ins Leopoldstädter Theater gehen und da die Possen des Komikers belachen zu können, nicht Angst und Jammer genug?

Der Kaiser hatte die Bittschrift gelesen — er hatte gelächelt. Resel war in der Tür des Audienzzimmers in die Knie gesunken, sie war einer Ohnmacht nahe. Da trat der milde Herrscher auf sie zu, und mit einer Stimme, die wie ein goldener Strom auf sie fiel, sagte er ihr: „Steh auf mein Kind, man muß nur vor Gott knien.“ Aber Resel stand nicht auf; aus der Tiefe ihrer Seele rief sie zu dem Herrscher auf: „Gnade, Gnade, Euer Majestät, geben Sie meinem Jaikew eine Familie!“

Da fragte der Kaiser:

„Ist's wahr, daß du schon einundzwanzig Jahre mit ihm lebst?“

„Es sind schon bald zweiundzwanzig,“ entgegnete sie — „und ich hab' auch ein Kind.“

Der Kaiser ging hierauf zum Tische, worauf die Bittschrift lag und schrieb etwas auf die Rückseite derselben.

„Jetzt geh nur, mein Kind,“ sprach er dann mit echt menschlicher Milde, „dein Jaikew wird eine Familie bekommen. Verlaß dich darauf, es wird schon besser werden.“

Resel ging. Hätte ihre Seele in diesem Augenblicke das irdische Gewand abgestreift, ein Gebet für den Kaiser wäre das erste gewesen, womit sie die Lichthallen des ewigen Lebens betreten hätte!

Vier Wochen darauf, nachdem Resel schon längst zurückgekehrt, hundertmal um die „Audienz“ befragt und angestaunt worden, erhielt Jaikew Lederer eine neue „Zustellung“ vom Bürgermeister, aufs Rathaus zu kommen. Mit freudiger

Ahnung im Herzen ging er diesmal die enge Wendeltreppe zum Bureau Nr. 5 hinan. Wie aber ward ihm erst, als der Bürgermeister mit freundlichen Worten erklärte, „es sei allerhöchster Befehl gekommen, dem Jaikew Lederer die erste beste Familie zu verleihen, und da gerade eine erledigt sei, so solle er darum nur einreichen, sie solle keinem andern zuteil werden!"

Vierzehn Tage darauf war Jaikew Lederer „Familiant".

Nun entstand unter den Eheleuten die sonderbare Frage, ob sie denn — eine neue Hochzeit feiern sollten. Jaikew bezeigte wenig Lust, denn er meinte: „Jetzt bin ich Familiant, was schert mich die Welt?" Resel aber sagte: „Nein, Jaikew, so mein ich's nicht. Wenn ich auf Wien gegangen bin, für dich um eine Familie bitten, so will ich auch eine ordentliche Hochzeit machen. Reichen wir also um eine Bewilligung ein."

Das ganze Ghetto lobte diesen Entschluß. Wieder wurde das dicke Bündel mit Zeugnissen, Gutachten und Bestätigungen gesammelt, wie wir sie schon früher in den Leiden und Drangsalen Jaikews erwähnt haben. Denn die Gnade des Kaisers hatte ihm wohl die „Familie", aber noch nicht die Bewilligung verschafft. Die mußte natürlich ihren gewöhnlichen Gang gehen. Lustig war es, daß das alte Ehepaar sich auch aus dem „Bne Zion" mußte prüfen lassen und noch lustiger, was dabei vorfiel.

„Sag Sie mir," fragte der Kreiskommissär, der sie prüfte, „welche Pflichten hat eine Mutter gegen ihre Kinder?"

Resel besann sich etwas lange, dann sagte sie mit strahlendem Gesichte:

„Sie gern haben, Herr Kreiskommissär."

Der Kreiskommissär sah den Rabbiner, der wieder ihn an. Sie lächelten beide über die — Einfalt des Weibes.

„Und Er," fragte man den Jaikew, „sag er mir, wie heißt das zehnte Gebot?"

Dem Jaikew wollte das im Augenblicke gerade nicht

einfallen; der Kreisrabbiner fing also das Gebet selbst an, um ihm auf die Bahn zu helfen.

„Du sollst nicht begehren nach deines Nächsten Weib —"

„Schöne Frag' das, Herr Rabbiner," lächelte Jaikew; „hätte ich denn so lang' auf meine Resel gewartet, wenn ich hätt' begehren wollen nach eines andern Weib? Das Gebot hat Gott nicht gegeben für mich!"

Lachend entließ der Kreiskommissär das alte Brautpaar und stellte ihnen das Zeugnis aus, daß sie aus dem „Bne Zion" sehr wohl bestanden seien, woran im Grunde niemand zweifeln wird, denn die „Moral" haben Resel und Jaikew doch verstanden.

Die Bewilligung ließ diesmal statt der vierzehn Jahre noch einmal so viele Wochen auf sich warten — immerhin ein bedeutender Unterschied.

Der Hochzeitstag ward nun festgesetzt.

Die Trauung unter der Chuppe (Brauthimmel) verrichtete nun nicht mehr ein armer Rabbi auf dem Dorfe, sondern der Kreisrabbiner selbst vollzog sie, wie es die Sitte erheischt, unter freiem Himmel. Resel trug ein seidenes Kleid, und unter der goldenen Haube rannen diesmal nichts als Freudentränen hervor. Sie gefiel auch dem Jaikew so wohl, daß er selbst gestand: „Du siehst heut' wie ein zwanzigjährig Mädel aus."

Am Hochzeitstische herrschte die lauteste Lustigkeit! Das ganze Ghetto hatte Geschenke geschickt, die nun unter Paukenklang vom Schuldiener ausgerufen wurden. Der reiche Schmul Brandeis hatte sich sogar herbeigelassen, vier silberne Leuchter dem Brautpaar zu verehren.

Gegen Abend, als die Freude schon aufs höchste gestiegen war, sprang Salme Floh, der auch eingeladen war, plötzlich auf den Tisch und gebot Stillschweigen.

„Männer und Weiber," rief er, „ich will euch ein Rätsel aufgeben: Wer ist heute zur Hochzeit am zeitlichsten gekommen?"

„Jaikew und Resel," hieß es von allen Seiten.

„Gefoppt, gefoppt," schrie der Rätselsteller; „Jaikews kleiner Benjamin war's, der ist um acht Jahr zu zeitlich gekommen."

Alles lachte und lärmte durcheinander, sogar Resel, die sonst in diesem Punkt keinen Spaß verstand.

Dann sprang auch der „Advokat" Lippmann Goldberger auf den Tisch:

„Und wem, meint's ihr," schrie er, „wem verdankt's Jaikews Benjamin, daß er da sitzt bei dem Hochzeitsmahl seiner Eltern und ein Stück Torte aufißt?"

„Resele, Resele," rief man ihm entgegen, „die ist ja beim Kaiser gewesen."

„Gefoppt, gefoppt," schrie er nun seinerseits; „mir hat er's zu verdanken, denn ich hab' die Bittschrift an den Kaiser gemacht."

Allgemeines Staunen folgte diesen Worten, dann Erklärung Lippmanns, wie er, statt zum Kanzellisten zu gehen, die Bittschrift selbst aufgesetzt habe, damit der Kaiser seine eigene Schrift lese, dann stürmischer Dank des Brautpaares und Jubel und Freude von allen Seiten. . . .

Aber, Herr Advokat! haben wir denn das alles nicht schon in Wien gewußt??

Märchen aus dem Ghetto.

Der Aufgerufene.

Nachts stehen die Toten auf und begeben sich in die Synagoge, um da zu beten. Sie nehmen die Thora aus der Lade heraus, rollen sie auf und beginnen daraus den Wochenabschnitt zu „leinen" (lesen). Es ist eine stumme, betende Gemeinde, man hört keinen Laut, und wenn sich einer, der zur

Thora hinaufgerufen wird, durch die dicht Gedrängten bewegt, ist kein Schritt vernehmbar. Die ewige Lampe, die vor der „heiligen Lade“ brennt, leuchtet dazu. Nur wenn einer im Ghetto sterben soll, wird sein Name drin laut aufgerufen, damit er sich zur Thora hinaufstelle. Frühmorgens muß deswegen der „Schulklopfer“, der die Synagoge öffnet, dreimal mit dem Schlüssel an die Türe pochen, damit die tote Gemeinde es wisse, daß die lebende zum Gebet einziehen wolle. Rabbi Moscheh Hahn (dessen Andenken gelobt sei!) hatte sich einst bis tief in die Nacht bei seinem Freunde, dem Rabbi, verspätet, da beide mit einer wichtigen talmudischen Frage nicht fertig werden konnten. Als er an der Synagoge vorbeikam, hört' er sich drin bei seinem Namen zur Thora hinaufgerufen. Er erschrickt anfangs, dann sagt er leise: Schon?? und geht still nach Hause und sagt da zu seinem Weibe: „Selde, schick mir um die Kabbronim*); ich werd' sterben.“ Die lacht ungläubig. „Du bist ja frisch und gesund,“ sagt sie. „Schick nur,“ bat er wehmütig. Sie aber beharrte in ihrem Unglauben. Tags drauf konnte er nicht mehr aufstehen, da mußte sie freilich um die Totengräber schicken. Am dritten Tage begruben sie ihn auf dem „guten Ort“.

Das ungesegnete Kind.

War ein Kind, das sich, wenn der Vater Freitags abends oder am Sabbat aus der Synagoge heimkam, nie wollte von ihm „benschen“ (segnen) lassen. Wenn er nach den zwei andern Kindern rief, und sie herbeiliefen, um ihre Köpfe unter die segnenden Hände des Vaters zu legen, hatte es immer etwas anderes zu tun, oder versteckte sich gar. Kurze Zeit darauf starb es. Am ersten Freitagabende nach seinem Tode, als der Vater aus der Synagoge heimkam und nach den Knaben

*) Die Gesellschaft der Totengräber. Sie besorgen das Ankleiden, Waschen und Begraben der Toten.

und Mädchen rief, um sie zu benschen, kommt es ihm vor, als lägen drei Köpfe unter seinen Händen. Er zieht sie erschrocken zurück und will nun jedes Kind einzeln segnen. Da ist es ihm wieder, als streckte sich noch ein Kopf daneben. Am Sabbat fiel das nämliche vor, und das ging so durch die dreißig Tage, in denen der Vater sein Barthaar wachsen ließ aus Trauer um sein verlorenes Kind. Geht der Vater darauf zum Rabbi und macht deswegen eine Frage. „Wenn Euch das noch einmal zukommt," sagt der Rabbi, „so haltet die Hände nur auf dem unsichtbaren Kopf und benscht ihn, es wird das Euer Kind sein." Am Abend des nächsten Freitags spricht denn auch der Vater einen Segen, wie ihn Jakob den Söhnen seines Josephs gesprochen, und hält seine Hände in der Luft über den Kopf, den er wohl fühlt, aber nicht sieht. Seit jener Zeit hatte das ungesegnete Kind in seinem Grabe Ruhe.

Die beweglichen Bücher.

Eben jener Moscheh Hahn, dessen sonderbaren Tod wir erzählten, war es, dem einst noch etwas anderes zukam. Er hatte nämlich die Gewohnheit, wenn er den Talmud oder andere tiefsinnige Bücher „ausgelernt" hatte, daß er sie aufs Geratewohl wieder in den Kasten zurückgab. Da beging er aber ein bedeutendes Unrecht, denn dadurch konnte es geschehen, daß der heilige Name Gottes nach unten gekehrt stand. In der Nacht erweckt ihn einmal das Geräusch eines von dem Schranke heruntergefallenen Buches, er steht also auf und stellt es wieder an seinen Platz zurück. Kurz darauf erwacht er von neuem, das Buch ist wieder herabgestürzt. Nachdem er aufgestanden und kopfschüttelnd das frühere Geschäft wiederholt hat, legt er sich zu Bett. Aber er muß sich zum drittenmal erheben, denn das Buch liegt wieder am Boden. Da wird er aufmerksam, beschaut es genau und stellt es nun gerade, wie es sein muß, in den Kasten zurück. Er hatte weiter nicht nötig aufzustehen.

Amen sagen.

Ein alt' Babele (Großmütterchen) lag im Sterben. Fremde Gesichter standen um ihr Bett herum, denn ihr waren alle Kinder und Kindeskinder in die jenseitige Welt vorausgegangen. Als das Babele schon den Todesengel sah, wie der sein Schwert zu seinen Häupten wälzte und schliff, sagte es tiefbekümmert zu den fremden Gesichtern: Ich tu' gern sterben, denn ich bin alt und hab' keine Freund' auf der ganzen Erd'; wüßt' ich nur, wer nach meinem Tode wird Kadisch*) und Amen mir nachsagen. In fernen Landen lebt aber ein Urenkel von Babele, wild und zerstreut und seiner Heimat vergessen. Der wird in derselben Nacht durch eine Stimme geweckt, die er rufen hört: Jossefleben! geh morgen früh in „Schul'" und sag deinem alten Babele Kadisch nach, Gott wird dir dessen eingedenk sein. Der wilde Urenkel überhört aber oder verschläft diese Mahnung, er geht nicht in „Schul", und so muß alt' Babele noch in den zwei folgenden Nächten sich aus seinem Grabe heraufbemühen, um ihn um das „Amen" zu bitten. In der dritten Nacht weint es sogar und fährt ihm mit der Hand über das Antlitz und spricht: „Du bist mein einzig Urinigl (Urenkel), sonst hab' ich ja kein' Freunde auf der Welt; also geh in Schul' und sag mir Kadisch nach." Da ermannt sich der Urenkel, und wie der Morgen graut, zieht er die Tefillin (Gebetriemen) an und geht in die Synagoge, wo er ein gar seltener Gast war. Da stellt er sich dann, wie das Morgengebet zu Ende war, zum Vorbeter hin und sagt für sein alt' Babele den erbetenen Kadisch nach. So tut er das ganze Jahr frühmorgens und abends. Da bekommt er eines Tages einen Brief vom „Magistrat": Sein Babele ist gestorben und hat ihm etliche hundert Gulden hinterlassen.

*) Das Schlußgebet in der Synagoge. Die Trauernden sprechen es für die Gestorbenen durch ein ganzes Jahr. Reiche, kinderlose Leute hinterlassen oft bedeutende Vermächtnisse, damit ein Schuldiener oder ein Rabbi ihnen „Kadisch" nachsage.

Die Badende.

Rabbi Eleasar-Glogau, der zu seiner Zeit ein sehr berühmter Rabbi war und auch Kabbala verstand, saß einst in später Nacht über dem Talmud und lernte gar fleißig. Da ertönte mit einem Male vom Hofe herauf ein langgezogenes Wimmern; er macht das Fenster auf, um nachzusehen; da erblickt er unten eine weiße Gestalt, angstvoll die Hände zu ihm heraufhebend. „Was willst du?“ fragt er sie. „Ich bin,“ gab die Gestalt zur Antwort, „Fischel-Glasers Weib, und man hat mich gestern begraben. Weil ich aber vergessen hab', in die Tuck*) zu gehen, muß ich zurück. Rabbi, tut mir den Gefallen und gebt mir die Schlüssel.“ Der besinnt sich nicht lange und wirft ihr den schweren Schlüsselbund zur Tuck hinab. Bald darauf hört er, wie das Wasser im Bade rauscht, der leiseste Wellenschlag tönt zu seinen Ohren, und genau weiß er es zu entscheiden, wann die Badende sich erhebt und niederläßt und wann sie die Tropfen des feuchten Elementes sich aus den Haaren schüttelt. Dann wird es still; der Rabbi schlief auf seinem Buche ein. Frühmorgens hingen die Schlüssel zur Tuck, wie immer, an der Türe.

Das Kind, das den Messias sieht.

„Ich will mich auch zum Szeder**) setzen,“ bat das kleine Schimmele, als es die freudigstrahlenden Lichter und den herrlichen Tisch sah, worauf der Auszug aus Mizraim sinnbildlich in mehreren Gegenständen lag, als da sind das gekochte Fleisch, das Ei und das Salzwasser, und das gelbe Gemische von Äpfeln und Wein, vorstellend den ägyptischen Lehm, den die Kinder Israel zum Baue der Festungen

*) So heißt das öffentliche Bad der Frauen. Tuck, oder eigentlich Duke, weil das Gesetz ein dreimaliges Ducken oder Untertauchen vorschreibt.

**) Die Feierlichkeit, womit man im Ghetto den Auszug aus Ägypten begeht.

stampfen mußten. Aber das Kind war todkrank, und so sagte die Mutter zu ihm: „Bleib du lieber in deinem Bettele, ich bring' dir den ganzen Szeder dorthin.“ Ob das kleine Schimmele wohl ahnte, daß es der letzte Szeder sein werde, den es auf Erden mitfeierte, weil es so heftig auf seinen Willen bestand? Die Mutter tat ihn ihm endlich, und so saß das kleine Schimmele vor dem glänzenden Tische, gebettet auf weichen Polstern, die man ihm unterlegt hatte. Man gab ihm auch ein Becherchen Wein, wie jedem andern, und so oft der Vater trank, nippte es auch und tauchte, als man zu den zehn Landplagen kam, zehnmal seine Finger in den Wein und war fröhlich und selig. „Für wen ist denn das Glas,“ fragte es, „was da keiner trinkt?“ „Das ist für den Messias“ — sagt der Vater. „Wann kommt er denn?“ „Nach Tisch wird er kommen.“ Wie man abgespeist und gebenscht (das Gebet gesprochen) hat, wird wieder die Hagadah*) hergenommen und gesungen. Dann öffnet man spannweit die Türe, damit der Messias hineintrete. Klein Schimmele sieht mit unverwandten Blicken hin, da wird es bleich und immer bleicher, aber die Augen glänzen und leuchten noch höher, wie die Lichter auf dem Tische; endlich streckt es sogar seine Hände gegen die Türe aus. „Was ist dem Kind?“ fragt lächelnd der Vater und befiehlt, die Türe zu schließen. Da fährt klein Schimmele auf und sagt: „Ich hab' den Messias gesehen, er hat mir zugewinkt mit der Hand. Er hat einen Schofer**) in der Hand und ist jung.“ Der Vater schüttelt den Kopf und singt weiter: „Im kommenden Jahr in Jeruschalaim.“ Die andern stimmten mit ein. Tags darauf war klein Schimmele zwar nicht in Jeruschalaim, aber an einem andern kühlen Ort. Es war gestorben, aber den Messias hat es doch gesehen.

---

*) Das Buch, worin die Gebete und Gesänge der beiden Nächte enthalten sind.

**) Das große Horn, das am Neujahrstage geblasen wird.

Der Alephbet-Engel.

Das Kind kam traurig und schweigsam aus der Schule heim. Es war kein Wunder: der Lehrer war im Besitze einer dreifach geschlungenen Peitsche, und das Alephbet ist in der Tat nicht so leicht, wie sich das die gelehrten Leute gewöhnlich vorstellen. „Dir seh' ich's an," sagte die Mutter, „der Mallech (Engel) hat dir noch nichts geworfen." „Wie weißt du das?" „Ich hab' ein klein Vögele, das sieht immer zur Schule hinein, und hernach fliegt es zu mir herüber und erzählt mir alles von dir." — Andern Tags, wer kommt selig, lachend, herzfreudig nach Hause gelaufen? „Ist das Vögele da gewesen heut' vormittag?" „Zu jeder Minut' im Tag kommt's zu mir." „Und was hat es erzählt?" „Es hat nicht hoch (laut) genug geredet; war auch gerade ein Kunde im Gewölbe. Sag du mir's." Das Kind greift in die Tasche und bringt süße Mandeln und noch süßere Rosinen hervor. „Ich bin, soll ich leben, bös auf das Vögele! Warum hat's mir nicht erzählt, daß dir der Mallech das geworfen hat? — Aber verdirb dir nur nicht den Magen!"

Des Großvaters Ermahnungen.

„Fischelleben," sagte einst der blinde, fünfundachtzigjährige Großvater zu seinem Enkel, „gib gut acht, was ich dir jetzt vorreden werde: Tu mir um Gottes willen bei Nacht nicht pfeifen. Du kannst ein krumm' Maul bekommen, und das hat dann der Satan gemacht. Geh auch nicht in bloßen Strümpfen herum, weil du noch Vater und Mutter hast; es könnt' eines davon, Gott sei dafür, sterben, und das sag' ich dir vor allem: Leg den Laib Brot immer auf die rechte Seit' — damit du's all dein Leben zu essen hast. . . . Daß man keine Schwalbe beleidigen darf, weißt du schon lang'; die Schwalben haben Wasser gebracht, wie der Tempel in Jeruschalaim ist zerstört worden; aber eine Spinne darfst du am heiligen Schabbes zertreten, die Spinnen, die haben feurige

Kohlen aufs Dach getragen.... Noch etwas darf ich nicht vergessen. Wenn du dir die Nägel abschneidst, tu's nicht der Reihe nach, übergeh immer einen Finger, und wenn du sie dann verbrennst, leg zwei Stücklein Holz dazu. Du wirst fragen warum? Die zwei Stücklein Holz sollen einmal Zeugen sein, daß du die Nägel verbrannt hast. Und warum verbrennen? Was ist denn an diesen Nägeln? Hör mich an! Sind die Nägel nicht an deiner Hand gewesen? Und hast du mit derselben Hand dir nicht die Tefillin (Gebetriemen) umgeschnallt? Und hast du damit nicht Almosen gegeben? Warum soll etwas vom Leib verworfen werden, was Gott gedient hat?..."

Es ist der Segen hineingekommen.

Braut und Bräutigam standen schön geschmückt da, um unter die Chuppe (Trauungshimmel) zu gehen. Draußen schallte fröhliche hochzeitliche Musik, und an der Ecke der Gasse richtete der Schameß (Schuldiener) die vier schweren Stangen auf, worüber eine schwere goldgestickte Decke als eigentlicher Brauthimmel gespannt wurde. Was schrien und sprangen da die Knaben des Ghettos, wer die Stützpfeiler tragen sollte! Aber gemach, gemach! Wie sich der Zug in Bewegung setzen wollte, schrie der Braut Schwiegervater: „Was eilt ihr, Leut'? Zuvor muß ich den Nedan (Mitgift) für meinen Sohn auf dem Tisch aufgezählt sehen, früher kein Schritt." „Das Geld ist Euch so sicher," sagt drauf der Vater, „als wenn es schon in Eurem Kasten wäre! — Laßt das bis nach der Chuppe, Mendel!" „Ich soll sterben," schwört hingegen der Schwiegervater, „wenn ich einen Schritt weiter gehe! Erst muß die Mitgift auf dem Tisch liegen." Da wird seufzend der Geldsack aufgetan; Taler für Taler, Gulden für Gulden kommt hervor; die Häufchen reihen sich aneinander, und das dauert wohl eine lange halbe Stunde, bis die Summe rund ist. „Das sind erst vierhundert Gulden," sagt Mendel, „da fehlen noch zweihundert dazu." „Mehr geb' ich nicht," meint der Vater ruhig.

Noch ruhiger sagt darauf Mendel: „Gut, aber die Hochzeit hat 'n End'." Alsbald nun brechen die Geister der Zwietracht stürmisch in die Verwandten ein, Braut und Bräutigam werden voneinander getrennt; zwischen sie ist der Tisch gedrängt, darauf flimmert das Geld. „Und wegen dem, wegen dem!" ruft die Braut mit entsetzlichem Jammer. Die Bänder der goldenen Haube, die mit den Fransen ihr tief über die Augen herabhing, lösten sich, sie fiel nach rückwärts, und ein bleiches, erschrockenes Antlitz ward sichtbar. Da ward mit einem Male der Schwiegervater, Mendel, schwach bis zum Umsinken. „Leut', Leut'," ruft er, „seht her, da ist ein Wunder vom Himmel geschehen, auf dem Tisch liegen die sechshundert Gulden." Hundert Hände wühlen, zählen zu gleicher Zeit in dem Gelde; die sechshundert sind vollzählig. „Da ist der Segen hineinkommen," denken, sagen die Leute, stiller Schauer fliegt über die Herzen. Man geht zur Hochzeit.

Noch etwas vom Segen.

Wenn man den „Segen" in seinem Hause bemerkt, so spreche man lieber nichts davon! Hinter jedem Segen lauert ein böser Sched (Geist), der im Augenblicke des Aussprechens seinen giftigen Hauch darüber bläst. — Das hat sich Josel Kozanda, der ein Dorfgeher war, sehr wohl gemerkt. Denn als er eines Freitags von der Wochenwanderung durch die Dörfer zurückkehrte, war seine Seele traurig und gramvoll, weil er nicht einmal so viel „gelöst" hatte, um sich damit den Sabbat zu machen. Wenn er zum Wirtshause in der großen Allee kam, wußte er, stand sein gutes Weib Perl und begehrte Geld von ihm auf eben diesen Sabbat. Und mit Verzweiflung dachte er daran, wie er den letzten silbernen Löffel, den er noch von seinen Hochzeitsgeschenken her hatte, werde nehmen und zu Kalme, dem Goldschmied, werde hintragen müssen.

„Was soll man tun," meinte er still in sich, „der Schabbes muß gehalten werden." Fast in dem nämlichen

Augenblicke stand ein Bauer vor ihm, der zu kaufen begehrte. Josel öffnete den Pack, der Bauer „handelte" nicht und belud sich mit der Ware, worauf er ihm das bare Geld in die Hand zählte. Damit ging Josel Kazanda fröhlich und Gott preisend weiter; nur wunderte er sich, daß, als er sich nach dem Bauer umblickte, nichts von ihm zu sehen war. Die Straße machte doch keine Krümmung.

Bei dem Wirtshause fand er sein Weib; er gab ihr Geld auf „Schabbes".

Nun traf es sich, daß am nächsten Freitag sein Weib seiner nicht wartete, nämlich dort beim Wirtshaus; ja, als er in seine Stube trat, dünkte es ihn noch sonderbarer. Denn da leuchtete und duftete der Sabbat durch alle Räume. Auf dem Tische lagen schon die herrlich gebräunten weißen Brote, und Perl schuppte soeben einen großen Fisch ab.

„Warst du vielleicht bei Kalme Goldschmied?" fragte er sie verwundert.

„Wo fallst du aus?" entgegnet sie. „Und wie hast du Schabbes gemacht?" „Ich hab' noch Geld von vergangener Woch'." Sie sahen sich darauf einander an; es war ein Gedanke in ihrer Seele, aber sie sprachen ihn nicht aus. Am folgenden Freitag wartete Perl wieder nicht, und Josel fand wieder Schabbes gemacht, leuchtender und duftender als je zuvor. Das ging so durch viele lange Jahre; nicht nur für den Sabbat, für die ganze Woche war immer Geld da. Es blühte und grünte in dem Hause des Dorfgehers, sichtbar rauschten die Fittiche des Segens darüber. Er, der arme verachtete Mann, der nicht einmal das Wochengeld für den Rabbi aufbringen konnte, schickte ihm nun zu jedem Feiertag mehr als jeder andere, und Perl, die in einem versteckten Winkel der „Weiberschul'" gestanden, wo sie von dem, was in der Männerschul' vorging, nichts erfuhr, hatte ihren „Ständer" jetzt oben, den dritten von der Vorsteherin.

Am Totenbette Josel Kozandas stand die ganze Gesell-

schaft der Kabbronim (Bruderschaft der Totengräber) und sagte mit ihm die letzten Gebete. Er aber hieß sie sämtlich hinausgehen, bis auf sein treues Weib Perl, die ihm nähertreten mußte. „Ich geh' jetzt aus der Welt," sagte er, „soll ich nichts reden?" „Schweig lieber," entgegnete sie, „bis du drüben bei Gott bist, da kannst du dich bedanken."

Also schwieg er; aber ein Lächeln konnte er sich nicht versagen, und sie lächelte auch. Konnte es sich da glänzender offenbaren, daß der Segen über sie gekommen war?

Der Begleiter.

Eine Mutter gab ihrem Kinde, das in die weite Welt zog, das letzte Geleite bis zur Straße, die es nun ziehen sollte. Wie sie es nun geherzt und geküßt und gesegnet hatte, sprach sie tiefbekümmert: „Jede Mamm' (Mutter), die ihr Kind von sich läßt, bekommt von Gott einen Mallech (Engel), der geht mit dem Kind fort und gibt acht auf ihn. Nur um das eine bitt' ich dich: leg alle Tage Tefillin — und wenn du's nicht tust, wird mir's schon der Mallech erzählen." Nun aber sage ich euch: an den Wimpern der Mutter hing noch das Tränennaß, als das Kind schon ihren Engel vergessen hatte. Eine wilde Zerstreuung bemächtigte sich seiner Sinne, und die Tefillin schliefen einen unheimlichen Schlaf. „Wo bleibt der Engel meiner Mutter?" fragte sich oft das Kind, solang' es in Freuden schwamm, und dieselbe Frage tat es, als es krank, hungrig und abgezehrt — fern von seiner Mutter war. Da fiel ihm das Beten wieder ein; es nahm die Tefillin hervor und umschnallte damit die linke Hand und den Kopf. Wie er sie nach dem Gebete wieder in das Sammetbeutelchen zurücklegte, das er in seinem dreizehnten Jahre von seiner Schwester erhalten, fiel da nicht etwas Helleuchtendes, Freudigfunkelndes heraus? Waren das nicht zwei große Goldstücke? Nächster Tage brachte die Post einen Brief, darin stand: „Gute Mutter! Deinen Mallech hab' ich erst jetzt gesehen, und gerad' zur rechten Zeit ist er gekommen. Jetzt

Augenblicke stand ein Bauer vor ihm, der zu kaufen begehrte. Josel öffnete den Pack, der Bauer „handelte“ nicht und belud sich mit der Ware, worauf er ihm das bare Geld in die Hand zählte. Damit ging Josel Kazanda fröhlich und Gott preisend weiter; nur wunderte er sich, daß, als er sich nach dem Bauer umblickte, nichts von ihm zu sehen war. Die Straße machte doch keine Krümmung.

Bei dem Wirtshause fand er sein Weib; er gab ihr Geld auf „Schabbes“.

Nun traf es sich, daß am nächsten Freitag sein Weib seiner nicht wartete, nämlich dort beim Wirtshaus; ja, als er in seine Stube trat, dünkte es ihn noch sonderbarer. Denn da leuchtete und duftete der Sabbat durch alle Räume. Auf dem Tische lagen schon die herrlich gebräunten weißen Brote, und Perl schuppte soeben einen großen Fisch ab.

„Warst du vielleicht bei Kalme Goldschmied?“ fragte er sie verwundert.

„Wo fallst du aus?“ entgegnet sie. „Und wie hast du Schabbes gemacht?“ „Ich hab' noch Geld von vergangener Woch'.“ Sie sahen sich darauf einander an; es war ein Gedanke in ihrer Seele, aber sie sprachen ihn nicht aus. Am folgenden Freitag wartete Perl wieder nicht, und Josel fand wieder Schabbes gemacht, leuchtender und duftender als je zuvor. Das ging so durch viele lange Jahre; nicht nur für den Sabbat, für die ganze Woche war immer Geld da. Es blühte und grünte in dem Hause des Dorfgehers, sichtbar rauschten die Fittiche des Segens darüber. Er, der arme verachtete Mann, der nicht einmal das Wochengeld für den Rabbi aufbringen konnte, schickte ihm nun zu jedem Feiertag mehr als jeder andere, und Perl, die in einem versteckten Winkel der „Weiberschul'“ gestanden, wo sie von dem, was in der Männerschul' vorging, nichts erfuhr, hatte ihren „Ständer“ jetzt oben, den dritten von der Vorsteherin.

Am Totenbette Josel Kozandas stand die ganze Gesell-

schaft der Kabbronim (Bruderschaft der Totengräber) und sagte mit ihm die letzten Gebete. Er aber hieß sie sämtlich hinausgehen, bis auf sein treues Weib Perl, die ihm nähertreten mußte. „Ich geh' jetzt aus der Welt," sagte er, „soll ich nichts reden?" „Schweig lieber," entgegnete sie, „bis du drüben bei Gott bist, da kannst du dich bedanken."

Also schwieg er; aber ein Lächeln konnte er sich nicht versagen, und sie lächelte auch. Konnte es sich da glänzender offenbaren, daß der Segen über sie gekommen war?

Der Begleiter.

Eine Mutter gab ihrem Kinde, das in die weite Welt zog, das letzte Geleite bis zur Straße, die es nun ziehen sollte. Wie sie es nun geherzt und geküßt und gesegnet hatte, sprach sie tiefbekümmert: „Jede Mamm' (Mutter), die ihr Kind von sich läßt, bekommt von Gott einen Mallech (Engel), der geht mit dem Kind fort und gibt acht auf ihn. Nur um das eine bitt' ich dich: leg alle Tage Tefillin — und wenn du's nicht tust, wird mir's schon der Mallech erzählen." Nun aber sage ich euch: an den Wimpern der Mutter hing noch das Tränennaß, als das Kind schon ihren Engel vergessen hatte. Eine wilde Zerstreuung bemächtigte sich seiner Sinne, und die Tefillin schliefen einen unheimlichen Schlaf. „Wo bleibt der Engel meiner Mutter?" fragte sich oft das Kind, solang' es in Freuden schwamm, und dieselbe Frage tat es, als es krank, hungrig und abgezehrt — fern von seiner Mutter war. Da fiel ihm das Beten wieder ein; es nahm die Tefillin hervor und umschnallte damit die linke Hand und den Kopf. Wie er sie nach dem Gebete wieder in das Sammetbeutelchen zurücklegte, das er in seinem dreizehnten Jahre von seiner Schwester erhalten, fiel da nicht etwas Helleuchtendes, Freudigfunkelndes heraus? Waren das nicht zwei große Goldstücke? Nächster Tage brachte die Post einen Brief, darin stand: „Gute Mutter! Deinen Mallech hab' ich erst jetzt gesehen, und gerad' zur rechten Zeit ist er gekommen. Jetzt

will ich alle Tag Tefillin legen und hab' mir von dem Geld auch zwei Paar Stiefel und einen guten Winterrock angeschafft."

Nicht sterben können.

In stiller Nacht war es einmal dem Schulklopfer, als hörte er den Hammer, womit er frühmorgens und abends die Leute zur Synagoge rief, in leisen Schwingungen auf und nieder gleiten „Der Hammer läßt mich nicht schlafen," sagte er zu seiner Tochter, die, ebenfalls wach, den unheimlich leisen Schlägen lauschte. „Einer wird sterben wollen in der Gasse," sagte sie schaudernd, aber gleich darauf schrie sie in ungeheurer Angst: „Lebendiger Gott! der Rabbi wird's sein." In demselben Augenblicke hörten die Schwingungen des Hammers auf; draußen aber pochte jemand ans Fenster, und eine hastige Stimme rief: „Steht auf und geht in Schul' klopfen, die Leut' sollen Thillim (Psalmen) sagen, denn der Rabbi liegt im Sterben." In stiller Nacht ertönten nun die drei bekannten Zeichen des Hammers an jeder Türe. Aufschauernd in den innersten Fasern ihrer Seele hörte die Tochter, wie ihr Vater von Haus zu Haus schritt, und als nun der letzte Schlag an der letzten Türe der Gasse verschollen war, meinte sie, jetzt müsse der Rabbi seinen letzten Atemzug getan haben. Da mußte sie bitter weinen. Aber das Thillimsagen der Leute hielt seine scheidende Seele noch zurück, noch wichen die Schatten des Todes nicht vom Rabbi. Frühmorgens war er ein Sterbender, und seine Bochrim (Schüler) wehklagten lauter. Man nahm nun Wachs und Docht, man maß die ganze Körperlänge des kranken Rabbi und formte danach ein riesiges Licht. Dem zog man einen Sterbekittel an und trug es dann hinaus auf den „guten Ort" (Friedhof), wo man es zu den Toten begrub. Dennoch mußte man bald darauf denken, die Körperlänge des Rabbi — für die sechs Bretter seines Sarges zu brauchen. „Gott, starker Gott!" schrien die Bochrim, „wie sollen wir es denn anfangen, daß der Rabbi leben bleibt?"

— „Kommt Jahre für ihn sammeln," sprach darauf einer, „vielleicht hört uns Gott." Ein Bocher ging nun von Haus zu Haus, ein Papier in der Hand, dahin ein jeder schrieb, wieviel Jahre, Wochen oder Tage seines eigenen Lebens er für den sterbenden Rabbi gab. Des Schulklopfers Tochter stand vor der Haustüre, als der Bocher mit dem Papiere gerade vorbeiging. „Und du gibst nichts für den Rabbi her?" rief er ihr zu. — „Mein Leben, mein ganzes Leben geb' ich für ihn hin," sprach sie schluchzend. „Soll ich das einschreiben?" — „Schreibt, schreibt!" So zeichnete der Bocher das Leben Hanneles ein. Zur selben Stunde genas der Rabbi; — am andern Tage begrub man eine junge Leiche auf dem „guten Ort" — nun, es war des Schulklopfers Tochter. Aber so hastig das Mädchen unter die Toten gegangen war, so schwer fiel es nun dem Rabbi, seinen Namen aus dem Buche der Lebenden auszulöschen. Es war merkwürdig: in der ersten Zeit nach seiner Genesung war der Rabbi fröhlich und guter Dinge; er blühte in wunderbarer Kraft wieder auf. Dann aber ward er schwermütig und bleich; die Leute wußten nicht, woher das kam. Die Leute wußten nicht, daß, wenn der Rabbi in später Nacht über dem Talmud saß und lernte, unten im Hofe ein leiser Gesang ertönte, und daß, wenn er das Fenster öffnete, ein schönes Mädchen unten stand, dessen Todeslächeln er durch den Schleier der Finsternis hinaufleuchten sah. „Sie könnte jetzt singen und frei sein wie der Vogel in der Luft," dachte dann der Rabbi, und in stiller Nacht weinte er über den dumpfen Blättern seiner Bücher. Einmal um Mitternacht erschollen bange Wehklagen um das Haus, sonderbare Töne, wie sie der Schmerz erpreßt. Gleich darauf hörte er die Stimme eines neugebornen Kindes. „Weh' geschrien!" rief der Rabbi, „um das hab' ich sie gebracht." In jeder Nacht vernahm er nun dies Kinderwimmern, dazwischen aber auch so himmlische Wiegenlieder, daß er aus tiefstem Herzensgrunde

weinen mußte. Sechsmal im Laufe der Jahre wiederholten sich die Schmerzensklagen jener Nacht, dann kam das Neugeborene, dann die wunderbaren Wiegenlieder. Dann ward es eine lange Zeit still ... einmal jedoch erscholl wieder schöner, jubelnder Gesang, und der Rabbi wußte: „Jetzt macht ihr erstes Kind Bar-Mitzweh (das ist die Feierlichkeit des dreizehnten Lebensjahres bei den Knaben), ich hab' sie darum gebracht." Wieder ward es still, bis nach Jahren einmal neuer, schöner Gesang ertönte, und der Rabbi wußte: „Jetzt führt sie ihre Tochter unter die Chuppe (Trauungshimmel), ach und weh, ich hab' ihr das genommen." Nie kam nun die Stimme klagend oder weinend; immer war es herrlicher, unaussprechlich süßer Gesang, und der Rabbi ward inne: „Eine glückliche Mutter wär' sie geworden, ich hab' ihr das vernichtet." So lebte der Rabbi das ganze Dasein des Mädchens durch, ja schon gelüstete es ihm einmal, die schönen Melodien verstummen und Wehklagen dafür zu hören, damit er doch wüßte, sie hätte auf Erden auch gelitten. Aber das kam nicht, und der Rabbi weinte über den Talmud: „So glücklich wäre sie geworden!" Nun wollte er sterben, vergehen; der Gesang ermüdete sein Leben; dennoch konnte er nicht sterben. So war er alt und greisenschwach geworden; die Leute in der Gemeinde sanken vor ihm ins Grab, ja selbst die Kinder, die er einmal gebenscht (gesegnet), schlichen nun als finstere hinfällige Alte herum. Sie starben; er aber konnte es nicht. „Wann ist's an der Zeit, du Mädchen?" fragte er oft, „wie lange willst du denn leben?" Da ertönte einmal um Mitternacht ein banger Wehruf, wie der eines Sterbenden, vom Hofe herauf. „Jetzt ist sie tot," sagte der Rabbi, „Gott sei ewig Dank!" Frühmorgens fanden ihn die Bochrim entseelt vor seinen Büchern liegen.

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.